

**H.G.  
WELLS**

*Edition*

*H.G. Wells*

H. G. WELLS

# Befreite Welt

ROMAN

PAUL ZSOLNAY VERLAG  
WIEN • HAMBURG

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von  
Heinz von Sauter

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk  
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Copyright © Executors of the Estate of H. G. Wells und  
Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H., Wien/Hamburg 1985

Titel der englischen Ausgabe: The World Set Free

Umschlag und Einband: Doris Byer

Fotosatz: Probst, Ebreichsdorf

Druck und Bindung: Wiener Verlag, Himberg bei Wien  
Printed in Austria

ISBN 3-552-03732-2

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wells, Herbert G.:

H.-G.-Wells-Edition. — Wien; Hamburg: Zsolnay

NE: Wells, Herbert G.: [Sammlung <dt.>]

Wells, Herbert G.: Befreite Welt. - 1985

Wells, Herbert G.:

Befreite Welt: Roman / H. G. Wells. [Berecht. Übers. aus

d. Engl. von Heinz von Sauter]. ~ Wien; Hamburg: Zsolnay, 1985.

(H.-G.-Wells-Edition)

Einheitssacht.: The world set free <dt. >

ISBN 3-552-03732-2

digitalisiert von  
**DUB SCHMITZ**

*nicht zum Verkauf bestimmt !*

# AUFTAKT

## Die Sonnenfänger

### 1

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der zunehmenden Beherrschung der Umwelt. Der Mensch ist das Tier, welches Werkzeug verwendet und das Feuer kennt. Gleich zu Beginn seiner Laufbahn auf dieser Erde ergänzte er seine natürliche Kraft und die angeborenen Waffen des Tieres durch die Hitze des Feuers und durch primitive Steingeräte. So entwickelte er sich über den Affen hinaus. Damit begann seine Entfaltung. Bald machte er sich die Stärke des Pferdes und des Rindes zu eigen, nutzte die Tragfähigkeit des Wassers und die Treibkraft des Windes. Er schürte das Feuer mit seinem Atem, und sein einfaches Werkzeug, erst aus Kupfer, später aus Eisen, vervielfachte und vervielfältigte sich, wurde komplexer und wirksamer. Er barg die erzeugte Wärme in Behausungen und baute zu seiner Bequemlichkeit Wege und Straßen. Er verfeinerte seinen gesellschaftlichen Umgang und erhöhte seine Leistung durch Arbeitsteilung. Er begann Wissen anzusammeln. Erfindung folgte auf Erfindung, jede ermöglichte es dem einzelnen, seine individuellen Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Und er entwickelt sie, abgesehen von gelegentlichen Rückschlägen, weiter und weiter...

Vor einer Viertelmillion Jahren war der Mensch noch ein Wilder mit kaum ausgebildeter Sprache, der in Felshöhlen hauste, grobe Steinkeile oder im Feuer zugespitzte Stöcke als Waffen benützte, nackt in kleinen Familienverbänden lebte und von Jüngeren umgebracht wurde, sobald seine Manneskraft nachließ. In den meisten Gebieten der Wildnis, die damals einen Großteil der Erde bedeckte, hätte man ihn vergeblich gesucht. Nur in einigen Flußtätern des gemäßigten und subtropischen Klimas wäre man auf die geschützten Lagerstellen seiner kleinen Horden, ein Mann, ein paar Frauen und Kinder, gestoßen.

Damals wußte er noch nichts von einer Zukunft, von einer anderen Lebensweise als der seinen. Er floh vor dem Höhlenbären über Gebirgszüge voller Eisenerz und der Verheißung von Schwert und Speer; er fror zu Tode über einem Kohlelager; das Wasser, das er trank, war trüb vom Ton, der eines Tages zu Porzellantassen verarbeitet werden sollte; er kaute die Ähren des wilden Weizens, die er abgerupft hatte, und starrte mit dumpfer Gier auf die unerreichbar über ihm fliegenden Vögel. Oder er gewahrte plötzlich einen anderen Mann und erhob sich mit wildem Gebrüll, der mißtönenden Vorform unseres moralischen Verweises. Denn er war ein großer Individualist, dieser Urmensch, er duldete niemanden neben sich.

So lebte dieser ungeschlachte Vorfahre, unser aller Urahn, viele Generationen hindurch, kämpfte, pflanzte sich fort und starb. Und wandelte sich fast unmerklich.

Ja, er wandelte sich. Der scharfe Meißel der Notwendigkeit, der in Jahrtausenden die Krallen des Tigers geschärft und die Plumpheit des Orchippus zur flinken Grazie des Pferdes veredelt hatte, arbeitete auch an ihm — und arbeitet immer noch an ihm. Die Schwerfälligeren und weniger Klugen wurden zuerst und am häufigsten umgebracht. Die geschicktere Hand, das wachsamere Auge, der hellere Verstand und der gewandtere Körper behaupteten sich; von Jahrtausend zu Jahrtausend wurden die Geräte ein wenig verbessert, kam der Mensch seinen Möglichkeiten eine Spur näher. Er wurde geselliger, seine Herden wuchsen; nicht länger tötete er seine heranwachsenden Söhne oder vertrieb sie; ein System von Tabus ließ ihn sie neben sich dulden, und sie verehrten ihn zu Lebzeiten und bald sogar über den Tod hinaus und wurden seine Verbündeten im Kampf gegen wilde Tiere und gegen die übrigen Menschen. (Aber es war ihnen verboten, die Frauen des Stammes zu berühren, sie mußten sich ihre eigenen erobern, und jeder Sohn floh seine Stiefmutter, um nicht den Zorn des Alten zu erregen. Bis zum heutigen Tage findet man auf der ganzen Welt diese uralten, unumgänglichen Tabus.) Und dann ersetzten Hütten und Katen die Höhlen, das Feuer wurde besser gehütet, und der Mensch begann sich zu bekleiden; so geschützt, stieß er auch in kältere Gegenden vor, nahm Nahrung mit sich und legte Vorräte an — bis irgendwann verstreute Körner wieder zu sprießen begannen und die ersten Anregungen für den Ackerbau lieferten.

Und schon damals nahmen Muße und Sinnieren ihren Anfang.

Der Mensch begann nachzudenken. Wenn er gesättigt war, wenn seine Begierden und Ängste schlummerten und die Sonne seinen Lagerplatz wärmte, mochten dann und wann erste schwache Funken des spekulativen Denkens in seinen Augen aufleuchten. Er kratzte an einem Knochen, entdeckte eine Ähnlichkeit, kratzte weiter und schuf erste bildliche Darstellungen. Er knetete den weichen, warmen Lehm des Flußufers zwischen den Fingern und fand Gefallen an Gestaltung und Nachbildung, formte ihn zu Gefäßen und entdeckte, daß diese Wasser faßten. Er beobachtete den vorbeiziehenden Fluß und fragte sich, aus welcher wunderbaren Brüsten wohl das Wasser unaufhörlich quoll; er blinzelte in die Sonne und träumte davon, daß er sie vielleicht fangen und aufspießen könnte, wenn sie abends zwischen den fernen Hügeln zur Ruhe ging. Dann reizte es ihn, seinem Bruder zu erzählen, daß er oder wenigstens irgend jemand dies einmal wirklich getan hätte — vermischte vielleicht diesen Traum mit einem anderen, fast ebenso kühnen, nämlich, daß eines Tages ein Mammut eingekreist worden sei. Und damit begann die Dichtung — einen Weg zur Großtatweisend — und die herrliche, prophetische Reihe von Geschichten.

Viele Jahrhunderte lang, über zahllose Generationen, führten unsere Urväter dieses Leben. Vom Beginn bis zum Höhepunkt dieser Entwicklungsphase des Menschen, von den ersten plumpen Faustkeilen aus roh behauenen Feuerstein bis zum ersten glattpolierten Werkzeug lagen zwei- oder dreihundert Jahrtausende dazwischen, zehn- oder fünfzehntausend Generationen. So langsam, gemessen an menschlichen Verhältnissen, entwickelte sich aus den vagen Ansätzen in der Kreatur der Mensch. Und dieses erste Aufblitzen von Vernunft, diese erste Schilderung einer Großtat, dieser Geschichtenerzähler, der mit funkelnden Augen und errötend unter dem verfilzten Haar dem ungläubig gaffenden Zuhörer gestenreich seine Geschichte vortrug, ihn am Handgelenk packend, um sich seine Aufmerksamkeit zu sichern — das war der wunderbarste Anfang, den diese Welt gesehen hat. Er wurde den Mammuts zum Verhängnis und legte den Grundstein zu der Falle, in der die Sonne einst gefangen werden sollte.

Das war jedoch nichts als ein flüchtiger Traum im Leben des Menschen, dessen eigentliche Beschäftigung ausschließlich in Nahrungsbeschaffung, Tötung von Rivalen, wie es unter Tieren üblich ist, und in der Zeugung von Nachkommen zu bestehen schien. Um ihn herum lagen, nur wie durch einen hauchdünnen Schleier verborgen, ungenützte Kraftquellen, deren Ausmaße wir selbst heute kaum mehr als ahnen, Kraftquellen, die jeden erdenklichen Traum des Menschen Wirklichkeit werden lassen könnten. Doch die Rasse bewegte sich langsam darauf zu, auch wenn der einzelne starb, ohne etwas davon zu ahnen.

In den fruchtbaren Niederungen subtropischer Flußtäler, wo Nahrung im Überfluß vorhanden war und es sich sehr angenehm leben ließ, überwand der Urmensch seinen anfänglichen Argwohn und wurde, vom Zwang unmittelbarer Bedürfnisse befreit, geselliger, umgänglicher und weniger feindselig und schloß sich zu größeren Gemeinschaften zusammen. Es kam zur Arbeitsteilung, einige ältere Männer übernahmen die weise Führung in kriegerischen Auseinandersetzungen, und es entwickelten sich die Rollen des Priesters und des Königs im beginnenden Drama der Menschheitsgeschichte. Die Sorge des Priesters galt der Saat und Ernte und der Fruchtbarkeit, und der König entschied über Krieg und Frieden. In einigen hundert Flußtälern der wärmeren Zonen gab es schon vor vielen tausend Jahren Städte und Tempel. Das Aufblühen dieser Zivilisation wurde nirgends aufgezeichnet, sie wußten nichts von der Vergangenheit und ahnten nichts von der Zukunft, denn es gab noch keine Schrift.

Erst ganz allmählich erweiterte der Mensch seine Ansprüche auf den unbegrenzten Reichtum an Energie, der sich ihm überall bot. Er zähmte gewisse Tiere, entwickelte seine ursprünglich mehr vom Zufall bestimmte Landwirtschaft zu einem Ritual, entdeckte ein Metall, dann noch eines, bis ihm Kupfer, Zinn, Eisen, Blei, Gold und Silber zusätzlich zum Stein zur Verfügung standen, er fällte und bearbeitete Baumstämme, verfertigte Tongefäße, fuhr in Paddelbooten

bis zum Meer, erfand das Rad und baute die ersten Straßen. Seine Hauptbeschäftigung bestand jedoch viele Jahrhunderte lang darin, sich und andere immer größeren Gemeinschaften zu unterwerfen. Die Geschichte des Menschen ist nicht einfach nur die Geschichte der zunehmenden Beherrschung der Umwelt, sie ist vor allem die Geschichte des Sieges über Mißtrauen und Triebhaftigkeit, über Vereinzelung und über das Tierische, die den Menschen daran hinderten, seine Bestimmung zu erfüllen. Der Affe in uns lehnt sich immer noch auf. Vom frühen Steinzeitalter an bis zur Verwirklichung des Weltfriedens war der Mensch hauptsächlich mit sich und seinen Mitmenschen beschäftigt, trieb Handel, feilschte, machte Gesetze, schloß Verträge, unterjochte, eroberte, zerstörte und nutzte und nützt jeden kleinen Zuwachs an Macht augenblicklich für dieses verwirrende komplizierte Ringen um Vergesellschaftung. Seine Mitmenschen zu einer zweckorientierten Gesellschaft zusammenzuschließen wurde sein letzter und stärkster Trieb. Schon lange bevor die Ära der polierten Steinwerkzeuge endete, war der Mensch zu einem politischen Wesen geworden. Er machte erstaunliche, folgenschwere Entdeckungen an sich selbst, er begann erst zu rechnen, dann zu schreiben und Aufzeichnungen zu machen, und damit weiteten sich die einzelnen Gruppen zu großen Staatsvölkern aus; in den Tälern des Nil, des Euphrat und der großen chinesischen Flüsse entstanden die ersten Großreiche, wurden zuerst Gesetze schriftlich festgehalten. Männer spezialisierten sich als Soldaten und Ritter auf Kampf und Herrschaft. Später, als man hochseetüchtige Schiffe bauen konnte, wurde das Mittelmeer, vorher ein unüberwindliches Hindernis, zu einem Tummelplatz, und schließlich entstand aus Seeräuberkämpfen der große Krieg zwischen Rom und Karthago. Die europäische Geschichte ist eng verknüpft mit dem Sieg und Untergang des Römischen Reiches. Seit damals ahmten alle Monarchen Europas Cäsar nach, nannten sich Kaiser oder Zar, Imperator oder Kasir-i-Hind. Gemessen an der Dauer eines Menschenlebens verging unendlich viel Zeit zwischen jener ersten Dynastie in Ägypten und der Erfindung des Flugzeuges, blickt man aber zurück zu den Erzeugern der ersten Steinwerkzeuge, hat sich alles erst gestern abgespielt.

Während dieser Periode von zwanzigtausend oder mehr Jahren, einer Zeit permanenter Kriege, in der sich das Denken der Menschen vor



allem auf Macht und Angriff konzentrierte, machte die Beherrschung der Naturkräfte nur langsame Fortschritte — rasch gemessen an der Steinzeit, aber eben langsamer im Vergleich mit den Fortschritten im Zeitalter systematischer Forschung, in dem wir leben. Wenig änderte sich an den Waffen und der Taktik der Kriegsführung, die Methoden der Landwirtschaft, die Seefahrt, die Kenntnisse über die bevölkerten Gebiete der Erde oder auch die Gerätschaften des häuslichen Lebens blieben seit den frühen Ägyptern bis zur Zeit des jungen Christoph Kolumbus fast unverändert. Natürlich gab es Erfindungen und Umwälzungen, aber es gab auch Rückschritte; Entdeckungen wurden gemacht und gerieten wieder in Vergessenheit; im Ganzen genommen gab es einen Fortschritt, aber er war kaum merklich; das bäuerliche Leben veränderte sich nicht, Priester, Rechtsgelehrte, Handwerker, Edelleute und Herrscher, Ärzte, weise Frauen, Soldaten und Seeleute gab es bereits in Ägypten und China, in Assyrien und in Süd-Ost-Europa zu Beginn dieses Zeitalters, und sie lebten fast dasselbe Leben und taten annähernd dasselbe wie im Europa des 15. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert konnten englische Archäologen in den Ruinen am Euphrat und am Nil Gesetzes texte, häusliche Aufzeichnungen und Privatbriefe ausgraben, die ihnen beim Lesen völlig vertraut klangen. Während dieser Periode kam es zu großen Veränderungen im Hinblick auf Moral und Religion. Monarchien und Republiken lösten einander ab, Italien versuchte sich in der Sklaverei großen Stils, und im Grunde versuchte man es immer wieder mit der Sklaverei und scheiterte jedes Mal, wie man sie auch in der Neuen Welt einführte und wieder abschaffen mußte. Christentum und Islam verdrängten Tausende ausgeprägtere Kulte, aber im wesentlichen waren sie nur fortschrittliche Anpassungsleistungen der Menschheit an materielle Bedingungen, die ewige Gültigkeit zu haben schienen. Der Gedanke an revolutionäre Änderungen der äußeren Lebensbedingungen lag in dieser Zeit dem menschlichen Denken völlig fern.

Doch es gab immer noch den Träumer, den Märchenerzähler, und er wartete auf seine Stunde, in diesem geschäftigten Treiben, dem Kommen und Gehen, den Kämpfen und Völkerwanderungen, den Burg- und Kirchenbauten, den Künsten und Liebesbündnissen, den kleinen diplomatischen Schachzügen und endlosen Fehden, den Kreuzzügen und Handelsreisen des Mittelalters. Er träumte nicht mehr mit der ungebundenen Freiheit des Steinzeitmenschen; Autoritäten

versperrten überall seinen Weg; aber er träumte mit feinerem Sinn, saß müßig und starrte zu wandernden Sternen empor und sann nach über die Münze und den Kristall in seiner Hand. Wann immer ihm die Zeit zum Nachdenken blieb, zweifelte er am äußeren Anschein der Dinge, am überlieferten Glauben, ahnte voll Unruhe die verborgenen Zeichen ringsum und stellte das Wissen der Gelehrten in Frage. In jeder Epoche gab es einzelne, zu denen eine Stimme von den Geheimnissen in den Dingen sprach. Hatte einer erst einmal diese Stimme vernommen, konnte er nicht länger sein gewohntes Leben führen, noch sich mit den alltäglichen Dingen dieser Welt begnügen. Und die meisten von ihnen hielten diese ganze sichtbare Welt nicht nur für einen bunten Vorhang, der unerdenkliche Dinge verbarg, sondern glaubten auch, daß Macht in diesen Geheimnissen lag. Bisher hatte der Mensch durch Zufälle Macht erlangt, doch nun gab es jene Sucher, die den seltenen, sonderbaren und erstaunlichen Dingen nachspürten und sie erforschten. Manchmal fanden sie etwas von Wert, manchmal täuschten sie sich und manchmal die anderen. Die Alltagsmenschen lachten über diese Exzentriker, bald fand man sie lästig und mißhandelte sie, bald fürchtete man sich vor ihnen und stempelte sie zu Heiligen, Zauberern und Hexenmeistern, oder förderte sie auch gelegentlich in der Hoffnung auf irgendwelchen Nutzen; aber meist beachtete man sie überhaupt nicht. Doch sie waren alle von dem Geist desjenigen beseelt, der erstmals davon geträumt hatte, das Mammut zu jagen; sein Blut floß in ihren Adern; und unbewußt suchten sie alle nach der Falle, in der eines Tages die Sonne gefangen werden sollte.

### 3

Ein solcher Mann war auch Leonardo da Vinci, dem man am Hof der Sforza in Mailand mit Staunen und Ehrfurcht begegnete. Seine Skizzenblätter zeugen von prophetischem Scharfsinn und genialer Vorwegnahme der ersten Flugzeugkonstruktionen. Dürer war ihm ähnlich, und Roger Bacon, dem die Franziskaner Lehrverbot auferlegten, war sein Geistesverwandter. In einer Stadt des Altertums hatte es bereits einen solchen Mann gegeben, Heron von Alexandria, der die Dampfkraft schon neunzehnhundert Jahre vor der Zeit

erkannte, in der sie schließlich genutzt wurde. Und noch früher lebten Archimedes von Syrakus und vor ihm der legendäre Daedalus von Knossos. Wann immer es im Lauf der Geschichte eine kleine Atempause ohne Kriege und Brutalität gab, traten diese forschenden Geister auf. Und die Hälfte der Alchimisten gehörten ihrem Geschlecht an.

Als Roger Bacon zum ersten Mal ein Häufchen Schießpulver entzündete, hätte man annehmen können, daß sich die Menschheit bald diese Kraft zunutze machen würde. Aber sie war nicht fähig, diese Möglichkeit zu erkennen; sie ahnten sie nicht einmal, und wenn, dann hätten ihre Kenntnisse auf dem Gebiet der Metallurgie nicht zum Bau einer entsprechenden Maschine gereicht. Damals konnte man noch keine Apparate herstellen, die dieser neuen Kraft standgehalten hätten, nicht einmal für so primitive Zwecke wie das Hinausschleudern eines Geschosses. Die ersten Gewehre hatten Holzläufe, die von Ringen zusammengehalten wurden, und die Welt wartete mehr als fünfhundert Jahre auf die Kanone.

Selbst wenn Forscher etwas entdeckten, war es damals ein weiter Weg bis zur Auswertung dieser Erfindungen für andere Zwecke als nur die primitivsten, handgreiflichsten. Wenn auch der Mensch im allgemeinen nicht mehr so vollkommen blind für die noch unbezwungenen Kräfte ringsum war wie sein paleolithischer Urahn, so war er jedoch zumindest sehr kurzsichtig.

Die in Kohle und Dampf schlummernde Energie wartete lange auf ihre so naheliegende Entdeckung, bevor sie das Leben zu beeinflussen begann.

Zweifellos wurden Geräte von Heron als Spielzeuge in Fürstenhöfen und Palästen gebaut und wieder vergessen, aber es bedurfte des Kohlenbergbaus und der Eisengewinnung im Schmelzofen, bevor der Mensch erkannte, daß mehr dahintersteckte als eine Spielerei. Und man muß dazu bemerken, daß der erste schriftliche Hinweis auf die Nutzung der Dampfkraft aus der Kriegsführung stammt. In einem Schriftstück aus der Elisabethanischen Zeit wird vorgeschlagen,

Geschosse aus verkorkten, mit heißem Wasser gefüllten Eisenbehältern herauszuschleudern. Kohle als Brennstoff abzubauen, Eisen in bis dahin unerhörtem Ausmaß zu schmelzen, die Dampfmaschine, die Dampfmaschine und das Dampfschiff folgten einander mit fast logischer Notwendigkeit. Das interessanteste und lehrreichste Kapitel in der Geschichte menschlicher Intelligenz ist die Nutzbarmachung des Dampfes von dem ersten Bewußtwerden der Möglichkeit bis zur Perfektion großer Dampfturbinen, die der Verwertung molekularer Energie vorangingen. Kein Mensch hatte viele tausend Jahre hindurch auf den Dampf geachtet; vor allem die Frauen, die immer schon Wasser erhitzten, sahen es kochen und verdampfen, sahen den Deckel des Topfes durch seine Kraft tanzen; Millionen von Menschen in den verschiedensten Zeitaltern mußten beobachtet haben, daß der Dampf Felsbrocken wie Bälle aus Vulkanen schleuderte und Lava zerstäubte, und dennoch sucht man in den Aufzeichnungen, in Briefen, Büchern, Inschriften und Bildern vergeblich nach einem Hinweis darauf, daß hier die Wirkungsweise einer Kraft erkannt wurde, die man sammeln und nutzbar machen könnte... Dann plötzlich begriff der Mensch, Eisenbahnstrecken breiteten sich wie ein Netz über die Erde aus, immer größere Dampfschiffe pflügten das Meer im Kampf gegen Wind und Wellen. Der Dampf war die erste der neuen Kraftquellen, mit ihm begann das Technische Zeitalter und die Aussicht auf ein Ende der langen Kriege zwischen den Staaten.

Aber den Menschen entging lange die Bedeutung dieses Phänomens. Sie erkannten nicht, waren nicht fähig zu erkennen, daß ein grundsätzlicher Wandel in ihren uralten Bedürfnissen eingetreten war. Sie nannten die Dampfmaschine „das eiserne Pferd“ und taten so, als hätten sie damit das Wesentlichste an Fortschritt erreicht. Dampfmaschine und Fabriksarbeit revolutionierten sichtlich die Bedingungen der industriellen Produktion, Menschen verließen die ländlichen Lebensräume und strömten in bisher unvorstellbarer Zahl in ein paar Städte, und die Nahrungsmittel wurden über so ungeheure Entfernungen und in solchen Mengen in diese Zentren befördert, daß das einzige vergleichbare Phänomen aus einer früheren Epoche, die Getreideschiffe des Römischen Reiches, daneben unbedeutend erschienen; zwischen Europa, Westindien und Amerika setzte eine gewaltige Völkerwanderung ein, und — niemand scheint bemerkt zu

haben, daß etwas Neues ins menschliche Leben getreten war, ein seltsamer Strudel, anders als alle bisherigen Strömungen und Wandlungen, ein Strudel ähnlich dem, der sich bildet, wenn sich nach langer Zeit des Wasserstaus plötzlich ein Schleusentor öffnet...

Der nüchterne Engländer konnte am Ende des 19. Jahrhunderts beim Frühstück zwischen Tee aus Ceylon und Kaffee aus Brasilien wählen, konnte ein Ei aus Frankreich und dazu dänischen oder neuseeländischen Schinken genießen, konnte sein Frühstück mit einer Banane aus Westindien abschließen, gleichzeitig einen Blick auf die neuesten Nachrichten aus aller Welt werfen, die jeweiligen Notierungen seiner in Südafrika, Japan und Ägypten getätigten Investitionen studieren und seinen beiden Kindern, die er (statt der acht Kinder seines Vaters) gezeugt hatte, erklären, daß sich die Welt seiner Meinung nach kaum veränderte. Die Kinder mußten nur Cricket spielen, kurze Haare tragen, jene Schule besuchen, die auch er besucht hatte, sich vor denselben Fächern drücken, vor denen auch er sich gedrückt hatte, ein paar Brocken aus Horaz, Virgil und Homer lernen, um ungebildete Leute zu verwirren, dann war alles in bester Ordnung mit ihnen...

## 5

Obwohl die Elektrizität bereits früher erforscht worden war als die Dampfkraft, drang sie erst Jahrzehnte nach deren Nutzbarmachung in den Alltag des Menschen ein. Obwohl ihre Wirkungen allgegenwärtig waren und der Mensch sie fast nicht übersehen konnte, war er unzählige Jahrhunderte lang völlig blind dafür gewesen.

Gibt es überhaupt etwas, das sich den Menschen so aufdrängte wie die Elektrizität? Sie donnerte in ihren Ohren, blendete sie mit Blitzen, gelegentlich tötete sie einen von ihnen und trotzdem begriff keiner, daß er hier etwas vor sich hatte, das erforscht zu werden verdiente. Sie kam an trockenen Tagen mit der Katze ins Haus und knisterte, wenn das Fell des Tieres gestreichelt wurde. Sie zerfraß die Metalle, wenn sie damit in Berührung kam... Es gibt keinen einzigen Hinweis darauf, daß jemand vor dem 16. Jahrhundert danach gefragt hätte, warum das Fell der Katze knistert oder warum sich Haare an kalten Tagen schlecht bürsten lassen. Man könnte glauben, die Menschheit hätte endlose Jahre lang ihr Möglichstes getan, den Gedanken an all das zu

vermeiden; bis sich der neue Forschergeist diesen Dingen zuwandte. Wie oft hatte man derartiges wohl gesehen und als unwichtig abgetan, bevor der Augenblick kam, daß der prüfende Blick etwas entdeckte! Gilbert, Hofphysikus der Königin Elisabeth, zerbrach sich als erster den Kopf darüber, was vor sich ging, wenn Bernstein gerieben wurde und Glasstücke, Seidenfäden und Schellack, und so begann sich der Mensch dieser allgegenwärtigen Energie bewußt zu werden. Doch auch danach blieb dieses Wissensgebiet fast zweihundert Jahre lang eher ein kleines Sammelsurium seltsamer Fakten, die vielleicht mit dem Magnetismus in Zusammenhang gebracht wurden — reine Spekulation — oder mit dem Blitz. Erst mußten Froschbeine, mit kupfernen Haken an Eisenstangen hängend, unzählige Male zucken, bevor Galvani begriff. Abgesehen von der Entwicklung des Blitzableiters dauerte es nach Gilberts Versuchen noch 250 Jahre, bevor die Elektrizität von einer wissenschaftlichen Kuriosität zu einer allbekannten Tatsache wurde... Und ganz plötzlich, innerhalb eines halben Jahrhunderts, zwischen 1880 und 1930, überholte sie die Dampfkraft und übernahm die Aufgabe des Transports, des Heizens und ließ große Entfernungen schrumpfen durch die perfektionierte drahtlose Nachrichtenübermittlung und das Funkbild...

## 6

Noch mindestens hundert Jahre, nachdem die wissenschaftliche Revolution begonnen hatte, wehrte sich das Bewußtsein der Allgemeinheit gegen Erfindungen und Entdeckungen. Jede Neuerung mußte sich ihren Weg zur praktischen Auswertung gegen einen Skeptizismus erkämpfen, der manchmal schon an Feindseligkeit grenzte. Ein Schriftsteller schrieb über dieses Thema einen lustigen kleinen Dialog nieder, der angeblich im Jahre 1898 stattgefunden hat, also genau zu jener Zeit, als sich die ersten Flieger in die Luft erhoben. Er erzählt uns, wie er in seinem Arbeitszimmer an seinem Schreibtisch saß und sich mit seinem kleinen Sohn unterhielt.

Der kleine Sohn steckte in großen Schwierigkeiten. Er wußte, er würde ein ernstes Gespräch mit seinem Vater führen müssen, wollte aber, da er ein lieber kleiner Junge war, keine Barschheit aufkommen lassen.

Folgendes spielte sich ab.

„Papa, es wäre mir lieber“, sagte er und kam damit schon zur Sache, „wenn du all das Zeug über die Fliegerei nicht schreiben würdest. Die anderen hänseln mich schon.“

„Oh!“ sagte sein Vater.

„Und Old Broomie, ich meine der Boß, hänselt mich auch. Alle hänseln mich.“

„Aber man wird fliegen — und zwar sehr bald.“

Der kleine Junge war zu wohlerzogen, um zu sagen, wie er darüber dachte. „Trotzdem“, sagte er, „ich wünschte, du würdest nicht darüber schreiben.“

„Du wirst noch fliegen — sehr oft sogar — vor deinem Tod“, versicherte ihm sein Vater.

Der kleine Junge sah unglücklich drein.

Der Vater zögerte. Dann zog er eine Schublade heraus und entnahm ihr eine verschwommene und unterbelichtete Photographie. „Komm her und sieh dir das an“, sagte er.

Der kleine Junge trat näher. Die Photographie zeigte einen Fluß, dahinter eine Wiese und ein paar Bäume und in der Luft ein schwarzes bleistiftförmiges Ding mit flachen Tragflächen zu beiden Seiten. Es war die erste Aufnahme der ersten Maschine, die schwerer war als Luft und durch mechanische Kraft fliegen konnte. Am oberen Rand stand geschrieben: „Jetzt fliegen wir höher, höher, höher — von S. P. Langley, Smithson'sches Institut, Washington.“

Der Vater beobachtete den Eindruck, den dieses Beweismittel auf seinen Sohn machte. „Na?“ fragte er.

„Das“, sagte der Schuljunge nach kurzer Überlegung, „ist nur ein Modell.“

„Heute fliegt das Modell, morgen der Mensch.“

Der Junge schien in seiner Treue zu wanken. Dann entschied er sich für den, an dessen Allwissenheit er felsenfest glaubte. „Aber Old Broomie“, sagte er, „erklärte erst gestern allen Jungen in der Klasse: Kein Mensch wird jemals fliegen! Keiner, der einmal Waldhühner oder Fasanen im Flug geschossen hat, wird einen solchen Unsinn glauben...“

Doch dieser Junge sollte in seinem Leben noch über den Atlantik fliegen und die Erinnerungen seines Vaters veröffentlichen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hielt man — wie viele Hinweise aus der damaligen Literatur bezeugen - die Tatsache, daß der Mensch endlich erfolgreich und produktiv den Dampf, der ihn einst verbrüht hatte, und die Elektrizität, die ihn früher durch Blitz und Donner erschreckt hatte, nutzbar machen konnte, für eine erstaunliche und vielleicht sogar krönende Leistung menschlichen Verstandes und geistiger Kühnheit. In einigen dieser Schriften klingen die Worte Simeons „Nunc dimittis“ an. „Die großen Dinge sind entdeckt“, schrieb Gerald Brown in seinem Bericht über das 19. Jahrhundert, „für uns bleibt nur noch die Ausarbeitung der Details.“ Forschergeist war in der Welt noch immer eher rar; die Bildung war unsystematisch, wenig anregend, akademisch und kaum geschätzt, und nur wenige begriffen damals schon, daß die Wissenschaft noch in den Kinderschuhen steckte und über die ersten Entdeckungen kaum hinausgekommen war. Niemand scheint sich damals vor ihr und ihren Möglichkeiten gefürchtet zu haben. Doch war die Zahl der Forscher einst gering, so ging sie jetzt in die Tausende, und Experimente, mit denen im Jahre 1800 ein einziger das Wesen der äußeren Erscheinungen zu ergründen versuchte, gab es jetzt zu Hunderten. Auch die Chemie, die sich den Großteil eines Jahrhunderts mit der Kenntnis von Atomen und Molekülen begnügt hatte, bereitete sich schon auf jenen nächsten gewaltigen Schritt vor, der das ganze menschliche Leben revolutionieren sollte.

Man begreift, wie primitiv die Wissenschaft damals noch war, wenn man etwa an das Problem der chemischen Zusammensetzung der Luft denkt. Sie wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Henry Cavendish erforscht, diesem denkwürdigen und hochbegabten Einsiedler, diesem rätselhaften Mann, diesem ausgebeuteten Genie. Er hatte Großartiges geleistet und die bereits bekannten Bestandteile der Luft mit bemerkenswerter Genauigkeit voneinander getrennt; er vermerkte sogar, daß er über die Reinheit des Stickstoffs einige Zweifel hegte. Mehr als hundert Jahre lang wurden seine Analysen von Chemikern auf der ganzen Welt wiederholt, seine Geräte kamen in London ins Museum, er wurde ein „Bahnbrecher“, wie man das



nennt, doch immer wieder, bei jeder der unzähligen Wiederholungen seiner Experimente verbarg sich das hinterhältige Element Argon im Stickstoff (zusammen mit ein wenig Helium und Spuren anderer Substanzen, und mit all jenen Hinweisen, die zu den Neuerungen der Chemie des 20. Jahrhunderts hätten führen können) und glitt den Professoren unentdeckt durch die Finger.

Ist es daher verwunderlich, daß die Wissenschaft mit ihrem Mangel an Genauigkeit bis zur Morgenröte des 20. Jahrhunderts ihre Ergebnisse immer noch eher einer Reihe glücklicher Zufälle verdankte, als einer ernsthaften Erforschung der Natur?

Doch der Forschergeist breitete sich aus. Nicht einmal die Schullehrer konnten ihn eindämmen. Gab es im 19. Jahrhundert nur einige wenige, die voll Staunen und Neugier die Geheimnisse der Natur betrachteten, so waren es zu Beginn des 20. Jahrhunderts Tausende, die der geistigen Enge und dem Alltagstrott in Europa, Amerika, in Nord und Süd, in Japan und China und überall in der Welt entflohen.

Die Eltern des jungen Holsten, den eine ganze Generation von Wissenschaftlern den „größten europäischen Chemiker“ nannte, wohnten im Jahre 1910 in einer Villa nahe der Stadt Santo Domenico zwischen Fiesole und Florenz. Er selbst war damals erst fünfzehn Jahre alt, doch schon als guter Mathematiker bekannt und von einem unstillbaren Erkenntnisdrang besessen. Vor allem das Rätsel der Phosphoreszenz und ihrer offensichtlichen Unabhängigkeit von anderen Lichtquellen hatte es ihm angetan. Später erzählt er in seinen Memoiren, wie er die unter dem warmen blauen Nachthimmel Italiens umherschwirrende Leuchtkäfer und ihre unter den dunklen Bäumen im Garten der Villa schimmernden Weibchen beobachtet hatte; wie er sie fing und in Käfigen hielt, wie er sie sezierte und erst sehr gründlich den Bau der Insekten im einzelnen erforschte, und wie er schließlich den Einfluß verschiedener Gase und Temperaturen auf das Licht der Käfer untersuchte. Dann erhielt er eines Tages zufällig ein von Sir William Crookes erfundenes wissenschaftliches Spielzeug geschenkt, das Spinthariskop genannt wurde. Darin stießen Radiumpartikel auf Zinksulphid und ließen es aufleuchten. Das brachte ihn auf die Idee, daß zwischen den beiden Phänomenen eine Verbindung bestehen müsse. Für seine Forschungen war das ein glücklicher Zufall. Es war auch ein seltsames und erfolgversprechendes Zusammentreffen, daß sich gerade ein mathematisch begabter Mann für diese Probleme

interessierte.

8

Und während der junge Holsten bei Fiesole über seine Leuchtkäfer nachgrübelte, hielt ein Physikprofessor namens Rufus in Edinburgh Nachmittagsvorlesungen über Radium und Radioaktivität. Seine Vorträge fanden bemerkenswert großes Interesse. Er las in einem kleinen Hörsaal, der von Vorlesung zu Vorlesung mehr Zuhörer aufnehmen mußte. Bei der Schlußvorlesung war der Saal voll bis in die hinterste Ecke, und selbst jene, die stehen mußten, vergaßen jede Müdigkeit, so faszinierend fanden sie die Ausführungen des Professors. Besonders einer der jungen Studenten, ein unbeholfener krausköpfiger Bursche vom schottischen Hochland saß da mit angezogenen Knien, die er mit seinen großen roten Händen umspannt hielt, und verschlang jedes Wort mit brennenden Ohren, hochroten Wangen und blitzenden Augen.

„So sehen wir“, sagte der Professor, „daß das Radium, das zuerst eine phantastische Ausnahmeerscheinung, eine verrückte Inversion aller etablierten und fundamentalen Erkenntnisse im Aufbau der Stoffe zu sein schien, tatsächlich ein Element ist wie jedes andere. Es macht erkennbar und zwingend einen Prozeß durch, der auch in allen anderen Elementen, aber wahrscheinlich verlangsamt und dadurch unmerklich, vor sich geht. Das ist wie eine einzelne Stimme, die laut schreiend das Geflüster Tausender in der Dunkelheit übertönt. Radium ist ein Element, das zerfällt und sich spaltet. Aber vielleicht tun das alle Elemente in kaum wahrnehmbarem Maß. Uran sicher; Thorium — der Stoff mit der glühenden Gashülle — ebenfalls; auch Aktinium. Ich glaube, wir stehen erst am Beginn einer langen Reihe. Und wir wissen jetzt, daß das Atom, das wir einst für fest und undurchdringlich, für unteilbar und endgültig und — für leblos — hielten, in Wirklichkeit ungeheure Energie speichert. Das ist das wunderbarste an dieser Entdeckung. Noch vor kurzem war das Atom für uns etwas Ähnliches wie ein Ziegelstein, ein solides Baumaterial, ein fester Stoff, eine einheitliche Menge lebloser Materie, und siehe da! Diese Ziegelsteine sind Truhen, Schatztruhen, Truhen voll geballter Energie. Diese kleine Flasche hier enthält etwa einen halben Liter Uranoxyd, das heißt ungefähr vierzehn Unzen des Elementes

Uran. Sie kostet ungefähr ein Pfund. Und in dieser Flasche, meine Damen und Herren, in den Atomen, die diese Flasche enthält, schlummert fast ebensoviel Energie, wie wir durch Verbrennung von hundertsechzig Tonnen Kohle erhalten. Wenn ich diese Energie jetzt in diesem Augenblick auf einmal freimachen könnte, würde sie uns und unsere gesamte Umgebung zerreißen; wenn ich sie in das Elektrizitätswerk unserer Stadt leiten könnte, würde sie Edinburgh eine Woche lang hell erleuchten. Aber bisher weiß kein Mensch, bisher hat kein Mensch auch nur die leiseste Ahnung, wie dieses kleine Quantum Materie dazu gebracht werden kann, seine Energie rascher freizugeben. Es gibt sie frei, aber nur spurenweise. Allmählich wird das Uran zu Radium, das Radium zu Gas, zur sogenannten Radiumemanation, und diese wiederum zu dem, was wir als Radium A bezeichnen; und dieser Umwandlungsprozeß geht weiter, gibt in jedem Stadium Energie ab, bis schließlich das Endstadium erreicht ist, das, soweit wir das gegenwärtig feststellen können, Blei ist. Aber wir können es nicht beschleunigen."

„Mann, ich verstehe“, flüsterte der krausköpfige Bursche, seine Hände wie eine Klammer um die Knie geschlungen. „Ich verstehe. Nur weiter! Nur weiter!“

Nach einer kurzen Pause fuhr der Professor fort. „Warum geht die Umwandlung nur allmählich vor sich?“ fragte er. „Warum zerfällt in jeder Sekunde nur ein winziger Teil des Radiums? Warum spaltet es sich so langsam und exakt? Warum wird nicht das ganze Uran zu Radium, und warum verwandelt sich nicht das ganze Radium auf einmal in den nächstfolgenden Zustand? Warum so allmählich; warum kein Zerfall *en masse*?... Stellen Sie sich vor, wir fänden eine Möglichkeit, diesen Zerfall zu beschleunigen?“

Der Krauskopf nickte heftig. Der wunderbare, unausbleibliche Gedanke keimte auf. Er zog seine Knie bis unters Kinn und rutschte aufgeregt auf seinem Stuhl herum. „Warum nicht?“ echote er, „warum nicht?“

Der Professor hob seinen Zeigefinger.

„Denken Sie nur“, sagte er, „was wir dann alles könnten! Wir könnten nicht nur Uran und Thorium nutzbar machen; wir hätten nicht nur eine Energiequelle, die ergiebig genug wäre, um mit einer Handvoll dieses Stoffes eine Stadt ein Jahr lang zu beleuchten, um eine ganze Flotte von Kriegsschiffen oder einen unserer riesigen Überseedampfer zu

betreiben, sondern wir wüßten auch, wie sich der Zerfallsprozeß aller anderen Elemente beschleunigen ließe, die gegenwärtig noch so langsam zerfallen, daß unsere feinsten Meßgeräte ihn nicht registrieren können. Jedes Stückchen fester Materie auf der Welt würde zu einem Reservoir geballter Energie werden. Können Sie sich vorstellen, meine Damen und Herren, was das für uns bedeuten würde?"

Der Krauskopf nickte. „Weiter! Weiter!"

„Es würde eine derart große Veränderung im menschlichen Leben bedeuten, daß ich sie nur mit der Entdeckung des Feuers vergleichen kann, dieser ersten Entdeckung, mit der sich der Mensch über das Tier erhob. Wir stehen heute vor der Radioaktivität ebenso wie unser Urahne vor dem Feuer, als er noch nicht wußte, wie es zu entfachen. Er kannte es als etwas, über das er keine Macht hatte, als Flammen über dem Gipfel eines Vulkans, als rote Zerstörungskraft, die sich durch den Wald fraß. Ebenso geht es uns heute mit der Radioaktivität. Das — das ist die Morgenröte eines neuen Zeitalters. Am Höhepunkt dieser Zivilisation, die ihre Anfänge im behauenen Steinfäustel und dem Kienspan des Wilden hatte, und gerade zu dem Zeitpunkt, da es offensichtlich wird, daß unsere stets wachsenden Bedürfnisse nicht unbegrenzt durch unsere derzeitigen Energiequellen befriedigt werden können, entdecken wir plötzlich die Möglichkeit einer vollkommenen neuen Zivilisation. Die Energie, die wir für unsere Existenz benötigen und mit der die Natur bisher so gegeizt hat, liegt in Wirklichkeit überall um uns in unvorstellbaren Mengen verborgen. Wir können heute den Schlüssel dazu noch nicht finden, aber —"

Er hielt inne. Dann senkte er seine Stimme derart, daß alle sich ein wenig reckten, um ihn verstehen zu können.

„— das werden wir."

Er hob abermals seinen schlanken Zeigefinger, die für ihn typische Geste.

„Und dann", sagte er...

„Dann wird dieser ständige Existenzkampf, dieses stete Ringen, von dem zu leben, was die Natur von sich aus gibt, nicht mehr das Los der Menschen sein. Der Gipfel dieser Zivilisation wird die Wurzel der nächsten sein. Ich habe nicht die Rednergabe, meine Damen und Herren, um der Vision des zukünftigen Wohlstandes der Menschheit Ausdruck zu verleihen. Ich sehe, wie die Wüsten fruchtbar werden,

wie das Eis der Pole schwindet und die ganze Erde zu einem Paradies wird. Ich sehe, wie sich die Macht des Menschen bis zu den Sternen erstreckt..."

Er brach plötzlich mit einem tiefen Atemzug ab, um den ihn mancher Schauspieler oder Redner beneidet hätte.

Die Vorlesung war zu Ende. Die Zuhörerschaft blieb einige Augenblicke wie gebannt sitzen, atmete auf, setzte sich geräuschvoll in Bewegung und begann den Saal zu verlassen. Mehr Licht wurde eingeschaltet, und was vorher eine dunkle Masse von Schatten gewesen war, wurde zu einem wirren Durcheinander. Einige winkten ihren Freunden zu, andere drängten sich um das Podium, um die Apparate des Professors zu betrachten und seine Diagramme abzuzeichnen. Doch der schottische Bursche mit dem krausen Haar wollte sich von solchen Einzelheiten nicht die Gedanken verscheuchen lassen, die ihm durch den Kopf gingen. Er wollte mit ihnen alleine sein, er drängte sich fast brutal durch die Menge, benahm sich so widerborstig und störrisch wie eine Kuh, aus Angst, jemand könnte ihn ansprechen, ihn aus seiner glühenden Begeisterung reißen. Mit entrücktem Gesichtsausdruck wanderte er durch die Straßen, wie ein Heiliger, der eine Vision hat. Seine Arme waren unverhältnismäßig lang und seine Füße lächerlich groß.

Er mußte allein sein, irgendwo weit fort von all diesem geschäftigen Treiben des täglichen Lebens.

Er stieg zum Gipfel des Arthurssitz hinauf und saß dort lange Zeit schweigend in der goldenen Abendsonne, doch immer wieder murmelte er den gleichen, bedeutungsschweren Satz vor sich hin, der ihm nicht aus dem Sinn ging.

„Wenn“, flüsterte er, „wenn wir nur wüßten...“

Die Sonne sank zu den fernen Hügeln herab, eine Kugel aus rötlich schimmerndem Gold, und beleuchtete mit ihren schwächer werdenden Strahlen die tiefliegenden Wolkenbänke, die sie bald verschlingen würden.

„Ah“, sagte der Bursche. „Ah!“

Er schien wie aus einer Trance zu erwachen. Hier stand die rote Sonne vor seinen Augen. Er starrte sie an, erst mit leerem Blick, dann mit allmählicher Erkenntnis. Ein seltsamer Widerhall des uralten Traumes überkam ihn, des Traumes jenes Steinzeitmenschen, der nun tot unter dem Schutt von zweihunderttausend Jahren begraben war.

„He, Alte", sagte er — und mit leuchtenden Augen griff er nach ihr, als könnte er sie erhaschen, „du altes rotes Ding... Wir kriegen dich noch."

## Die neue Energiequelle

Das Problem, mit dem Wissenschaftler wie Ramsay, Rutherford und Soddy schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts gerungen hatten, das Problem, den radioaktiven Zerfall bei schwereren Elementen zu beschleunigen und damit die Atomenergie freizusetzen löste Holsten dank eines einzigartigen Miteinanders von Induktion, Intuition und Glück im Jahre 1933. Von der Entdeckung der Radioaktivität bis zu ihrer Nutzbarmachung verging kaum mehr als ein Vierteljahrhundert. Zwanzig weitere Jahre verhinderten zwar geringfügige Schwierigkeiten eine entscheidende praktische Auswertung seines Erfolges, aber in jenem Jahr war der wesentliche Schritt getan und die Grenzlinie zu einer neuen Phase menschlicher Entwicklung überschritten worden. Die Kernspaltung gelang ihm an einem winzigen Partikel von Wismut; es verwandelte sich in einer gewaltigen Explosion zu einem schweren, extrem radioaktiven Gas, das sich wiederum innerhalb von sieben Tagen spaltete, und schon nach einem weiteren Jahr Arbeit konnte er praktisch nachweisen, daß das Endergebnis dieser raschen Energieabgabe Gold war. Aber es war gelungen — auf Kosten einer verbrannten Brust und eines verletzten Fingers, und von dem Augenblick an, da das kaum sichtbare Körnchen Wismut zu berstender und zerschmetternder Energie wurde, wußte Holsten, daß er der Menschheit einen Weg, wenn auch noch so schmal und dunkel, zu unbegrenzten Kräften geöffnet hatte. Das schrieb er auch in seiner seltsamen tagebuchartigen Autobiographie, die er der Welt hinterließ, einem Tagebuch, das bis zu jenem denkwürdigen Augenblick nur Spekulationen und Berechnungen enthalten hatte und nun plötzlich für kurze Zeit zu einer erstaunlich genauen Aufzeichnung von Gefühlen und Empfindungen wurde, die die ganze Menschheit zu begreifen vermochte.

Er gibt in abgerissenen Sätzen, oft nur in einzelnen Worten, einen dennoch sehr lebendigen Bericht über die vierundzwanzig Stunden,

die verstrichen, nachdem er den Beweis für die Genauigkeit seiner ausgeklügelten Berechnungen und Vermutungen geliefert hatte. „Ich dachte, ich könnte kein Auge mehr zutun“, schreibt er — die fehlenden Worte stehen in Klammern — (in Anbetracht der) „Schmerzen in (der) Hand und in der Brust und (des) Staunens darüber, was mir gelungen war... Schief wie ein Kind.“

Am nächsten Morgen fühlte er sich seltsam beunruhigt; er hatte nichts zu tun, er wohnte allein in einem Appartement in Bloomsbury und beschloß, nach Hampstead Heath zu gehen, das ihm in seiner Kindheit ein winddurchwehter Spielplatz gewesen war. Er fuhr mit der Untergrundbahn, dem damals üblichen Verkehrsmittel, das einen Stadtteil mit dem anderen verband, und ging von der Station Heathstreet die Straße entlang in Richtung Park. Er fand ihn als eine Grube voller Laufplanken und Gerüsten zwischen dem Bauschutt von Abbruchfirmen. Der Geist der Zeit hatte sich dieser schmalen, steilen und gewundenen Durchgangsstraße bemächtigt und war eben dabei, sie dem Ideale des Neogeorgianischen Ästhetizismus gemäß weitläufig und interessant zu machen. Unlogisch, wie Menschen nun einmal sind, sah Holsten, dessen Entdeckung kurz zuvor einer Sprengbüchse unter dem Sitz der gegenwärtigen Zivilisation gleichkam, diese Veränderung mit Bedauern. Er war vielleicht schon tausendmal die Heathstreet heraufgekommen, hatte die Schaufenster all dieser kleinen Läden gekannt, Stunden im nun verschwundenen Kino verbracht und die hochragenden frühgeorgianischen Häuser auf der Westseite dieser schmalen Straßenschlucht bestaunt; ohne diese vertrauten Dinge fühlte er sich hier fremd. Schließlich flüchtete er mit einem Gefühl der Erleichterung aus dem unübersehbaren Durcheinander von Schutt, Baugruben und Kränen und kam erleichtert zur altvertrauten Szenerie des White Stone Pond. Zumindest hier war alles noch ungefähr so wie früher.

Es gab noch die schönen alten Backsteinhäuser links und rechts. Das Wasserbecken hatte man durch eine marmorne Säulenhalle verschönert, das Gasthaus mit seiner weißen Fassade und den üppigen Blumen auf dem Balkon stand noch an der Wegkreuzung, und die weite Aussicht auf Harrow Hill mit seinem Kirchturm, auf Hügel, Bäume, glitzerndes Wasser und im Wind dahinziehende dunkle Wolken war für die Londoner, die hierherkamen, als härte sich ein großer Fensterflügel geöffnet. All dies wirkte sehr beruhigend. Hier



wimmelte es wie eh und je von Spaziergängern, von Automobilen, die sich wie durch ein Wunder unversehrt hindurchschlängelten, und alle flohen vor der sonntäglichen Langeweile zu Hause auf das Land hinaus. Auch eine Versammlung fand statt, ein Treffen der Suffragetten — denn diesen emanzipierten Frauen war es gelungen, die, wenn auch etwas spöttische, Toleranz der Öffentlichkeit zurückzugewinnen —, es gab sozialistische Redner, Politiker, eine Musikkapelle und das gleiche wilde Gebell der Hunde, die sich voll Freude über diese allwöchentliche Befreiung von Hinterhof und Kette austobten. Und den Weg entlang zu den Spaniards schlenderte eine unübersehbare Menge von Leuten, die wie immer feststellten, daß die Aussicht auf London an diesem Tag ganz besonders klar sei.

Das Gesicht des jungen Holsten war blaß. Erging mit jener fahrigen unechten Beschwingtheit, die ein überreiztes Nervensystem und einen untrainierten Körper verraten. Am White Stone Pond zögerte er, ob er nach rechts oder links gehen sollte, und dann noch einmal an der Kreuzung. Mit seinem Stock in der Hand und den unsicheren Bewegungen behinderte er immer wieder die Leute auf dem Gehsteig oder wurde von ihnen angerempelt. Er fühlte sich, wie er bekennt, „als nicht in den Alltag passend“. Irgendwie kam er sich wie ein Unmensch und Störenfried vor. Alle die Leute um ihn herum sahen recht wohlhabend aus, recht glücklich, recht im Einklang mit dem Leben, das sie zu führen hatten — eine Woche Arbeit und dann der Sonntag in bester Kleidung mit gemächlichem Spaziergang —, und er hatte etwas in Gang gesetzt, das dieses ganze Gefüge, auf dem ihr Wohlbehagen, ihre Ambitionen und Befriedigungen ruhten, ins Wanken bringen würde. „Fühlte mich wie ein Schwachsinniger, der einem Kinderhort eine Truhe voll geladener Revolver geschenkt hatte“, notiert er.

Er traf einen Mann namens Lawson, einen alten Schulkollegen, über den man heute nur noch weiß, daß er ein rotes Gesicht hatte und einen Terrier besaß. Er schloß sich Holsten auf dessen Spaziergang an. Auf Lawsons Frage, warum er so nervös und blaß sei, erklärte ihm Holsten, er sei überarbeitet und habe Entspannung nötig. Sie setzten sich an einen der kleinen Tische vor dem Rasthaus im Golders Hill Park und schickten einen Kellner zu Bull and Bush um ein paar Flaschen Bier, zweifellos auf Lawsons Vorschlag hin. Das Bier vertrieb Holstens eher menschenfeindliche Stimmung. Er begann

Lawson so einleuchtend wie möglich zu erklären, worauf seine große Entdeckung hinauslaufen würde. Lawson heuchelte Aufmerksamkeit, besaß aber bestimmt weder das Wissen noch die Vorstellungskraft, um ihn zu verstehen. „Letzten Endes, in nicht allzu ferner Zukunft, müßte dies alles verändern, Kriege, Transportmittel, Beleuchtung, Bauwesen und jede Art der Produktion, sogar in der Landwirtschaft, jedes materielle Bedürfnis der Menschen — "

Hier brach Holsten ab. Lawson war aufgesprungen. „Verdammtes Hundevieh!" schrie Lawson. „Sieh dir das an. He! Hierher! Pfui! Hierher, Bobs! Bei Fuß!"

Der junge Wissenschaftler mit seiner bandagierten Hand saß an dem grünen Tisch, zu müde, um das Wunderbare mitteilen zu können, nach dem er so lange gesucht hatte, während sein Freund mit Pfiffen und Rufen seinen Hund zurückzuholen versuchte und die sonntäglichen Spaziergänger in der Frühlingssonne an ihnen vorüberwanderten. Einen Augenblick lang starrte Holsten Lawson verdutzt an, denn er war zu sehr in seiner Erzählung vertieft gewesen, um zu bemerken, wie wenig ihm Lawson zugehört hatte.

Dann sagte er: „Na gut!", lächelte müde und — trank den Bierkrug vor ihm leer.

Lawson setzte sich wieder. „Man muß auf seinen Hund achtgeben", sagte er in entschuldigendem Ton. „Was hast du gerade gesagt?"

## 2

Am Abend ging Holsten abermals aus. Er wanderte zur St. Pauls Kathedrale und stand eine Weile nahe der Tür, um den Abendgottesdienst zu hören. Die Kerzen über dem Altar erinnerten ihn seltsamerweise irgendwie an die Leuchtkäfer in Fiesole. Dann spazierte er im Licht der Straßenlampen zurück in Richtung Westminster. Er fühlte sich bedrückt, geradezu beklommen durch die Erkenntnis der ungeheuerlichen Folgen seiner Entdeckung. Flüchtig kam ihm in dieser Nacht der Gedanke, daß er seine Resultate nicht veröffentlichen sollte, daß dies verfrüht wäre, daß irgendeine geheime Gesellschaft weiser Männer sein Werk bewahren und es von Generation zu Generation weitergeben sollte, bis die *Weh* für dessen Anwendung reifer sein würde. Er fühlte, daß keiner unter den Tausenden von Menschen, denen er begegnet war, für einen Wandel

der Verhältnisse bereit war. Sie vertrauten auf die Welt, wie sie war, vertrauten darauf, daß sie sich nicht allzuschnell änderte, daß die Sicherheit ihrer Industrieunternehmen, ihrer Versicherungsgesellschaften, ihrer Gepflogenheiten, ihrer kleinen gewohnten Geschäfte und hart erarbeiteten Positionen bestehen blieb.

Er trat in den kleinen Garten zwischen den hoch aufragenden hellerleuchteten Fassaden des Hotel Savoy und des Hotel Cecil, setzte sich auf eine Bank und hörte unabsichtlich mit, was die zwei Leute neben ihm redeten. Es war ein junges Paar, das offenbar kurz vor der Hochzeit stand. Der Mann beglückwünschte sich, daß er endlich eine richtige Anstellung hatte. „Die mögen mich“, sagte er, „und ich mag den Job. Wenn ich mich emporarbeite — in zehn, zwölf Jahren sollte ich ein ganz passables Einkommen haben. So betrachtet, Hetty, werden wir sicherlich später ganz annehmbar leben können - wirklich ganz annehmbar.“

Das Verlangen nach kleinen Erfolgen in sicheren, stabilen Verhältnissen! Dies kam Holsten in den Sinn. In seinem Tagebuch fügte er hinzu: „Mir schien, als wäre der ganze Erdball so...“ Dies war eine Art prophetisches Bild der bewohnten Welt in ihrer Gesamtheit mit Metropolen, Kleinstädten und Dörfern, den von Gasthäusern gesäumten Straßen, den Gärten, Feldern und Hochlandweiden, den Matrosen und Seeleuten, den auf der Weite des Ozeans kreuzenden Schiffen, den Fahrplänen und Ämtern und Zahlungen und Verpflichtungen, so als wäre sie ein zusammenhängendes fortlaufendes Schauspiel. Solche Visionen hatte er öfter; mit seinem Verstand an große Überblicke gewöhnt und dennoch für Einzelheiten geschärft, sah er die Dinge sehr viel umfassender als die meisten seiner Zeitgenossen. Sonst hatte er immer den Erdball auf seiner vorherbestimmten Bahn mit gleichbleibender Geschwindigkeit um die Sonne kreisen sehen. Gewöhnlich war alles wie ein lebendiger Prozeß gewesen, der sich unter seinem Blick verändert hatte. Aber nun, durch Müdigkeit geschwächt, erschien ihm diese Unaufhörlichkeit des Lebens lediglich wie ein ewiger Kreislauf. Er verfiel der allgemeinen Überzeugung von den großen gleichbleibenden Ordnungen im menschlichen Alltag. Die ferne Vergangenheit der umherziehenden Urmenschen, die unausbleiblichen Veränderungen der Zukunft waren wie verschleiert, er sah nur noch Tag und Nacht, Saatzeit und Ernte, Liebe und Zeugung, Geburt und Tod, Spaziergänge in der

Sommersonne und Märchen am winterlichen Kaminfeuer, die uralte Folge von hoffnungsvoller Jugend und Schaffen und Alter, sich immer erneuernd und ewig wiederholend, nur daß jetzt die ehrfurchtslose Hand der Forschung im Begriff war, den schläfrigen, gemächlichen, gewohnten Gang des Lebens unter der Sonne zu stören...

Eine Zeitlang vergaß er Kriege und Verbrechen, Haß und Verfolgung, Hungersnöte und Seuchen, die Grausamkeit der Tiere, Beschwerden und bittere Ängste, Versagen und Unfähigkeit und Rückschritte. Er sah die ganze Menschheit in Form des bescheidenen Sonntagspaares auf der Bank neben sich, das seine kleinbürgerlichen Aussichten und deren unwahrscheinliche Erfüllung plante. „Mir schien, als wäre der ganze Erdball so.“

Sein Verstand kämpfte lange Zeit vergeblich gegen diese Stimmung an. Er sträubte sich gegen den bestürzenden Gedanken, ein Außenseiter, ein Unmensch zu sein, ein aus der Herde ausgebrochener Streuner, der mit bösen Gaben von seinen wiederholten widernatürlichen Ausflügen in die dunklen und phosphoreszierenden Höhlen unter der gefälligen Oberfläche menschlichen Lebens zurückkehrte. Der Mensch war nicht immer so gewesen; die Instinkte und Wünsche des kleinen Heimes, des Stückchen Landes, gehörten nicht zu seiner ureigensten Natur; er war auch Abenteurer, Experimentierer, von rastloser Neugierde und unersättlichem Verlangen. Einige tausend Generationen lang hatte er wirklich nur den Boden beackert, hatte nach den Jahreszeiten gelebt, seine Gebete gesprochen, Korn gedroschen und im Oktober die Trauben gepreßt, doch ebenso lange war er voll rastlosem Forschungsdrang gewesen...

„So wie es Haus, Acker und Alltag gegeben hatte“, dachte Holsten, „hatte es auch das Wunderbare und das Meer gegeben.“ Er wandte den Kopf und blickte zurück zu den großen Hotels mit den gedämpften Lichtern, dem Glanz und den Farben des festlichen geräuschvollen Treiben. Sollte sein Geschenk an die Menschheit nichts anderes bringen?...

Er stand auf, verließ den Garten und betrachtete in der einfallenden Dämmerung das Treiben auf der vom warmen Licht bestrahlten Straße mit ihren schimmernden Reflexen; er ging über die Uferstraße zum Kai, blickte eine Weile in den dunklen Fluß hinab und dann wieder zu den hellerleuchteten Gebäuden und Brücken zurück. Er begann sich Gedanken über die möglichen Veränderungen dieser Ordnung zu

machen...

„Es hat begonnen“, schrieb er in das Tagebuch, in dem dies alles festgehalten ist. „Es liegt nicht an mir, Konsequenzen zu bedenken, die ich nicht voraussehen kann. Ich bin ein Teil, nicht das Ganze, nur ein kleines Instrument in der Rüstkammer des Wandels. Würde ich alle Unterlagen verbrennen, käme innerhalb einiger Jahre ein anderer zu denselben Ergebnissen. ..“

### 3

Holsten war es beschieden, noch vor seinem Tode mitzuerleben, wie die Atomenergie zur wichtigsten Kraftquelle wurde, aber es sollte noch einige Jahre dauern, bis alle Detailprobleme der Nutzbarmachung gelöst waren und seine Entdeckung in das alltägliche Leben eindrang. Manchmal ist der Weg vom Labor in die Werkstätte sehr mühsam; die elektromagnetischen Wellen waren schon zwanzig Jahre vor dem Zeitpunkt bekannt und vorgeführt worden, an dem Marconi sie für seinen Telegraphen nutzte, und zwanzig Jahre dauerte es auch, bis die Radioaktivität praktisch ausgewertet werden konnte. Natürlich wurde darüber viel diskutiert, vielleicht sogar mehr zur Zeit ihrer Entdeckung als während der Jahre ihrer technischen Adaptierung, aber kaum einer dachte an die gewaltige ökonomische Revolution, die drohte. Was die Journalisten im Jahre 1933 am meisten beeindruckte, war die Goldgewinnung aus Wismut und die Verwirklichung alchimistischer Träume, wenn auch auf unrentabler Basis; es gab wie nach jedem wissenschaftlichen Fortschritt ein beachtliches Ausmaß von Diskussionen und Erwartungen in den intelligenteren Kreisen der gebildeten Bevölkerung verschiedener zivilisierter Länder; aber der größte Teil der Menschheit ging weiterhin seinen Geschäften nach — so wie die Bewohner jener Schweizer Dörfer, die unter der immerwährenden Drohung von Felsstürzen und Lawinen ihren Geschäften nachgehen —, gerade, als wäre das Mögliche unmöglich, als wäre das Unvermeidliche für immer aufgeschoben, weil es sich verzögerte.

Im Jahre 1953 wurde die erste auf Kernspaltung beruhende Holsten-Roberts-Maschine in Betrieb genommen und ersetzte von da an die

Dampfmaschine in elektrischen Kraftwerken. Bald darauf kam der Dass-Tata-Motor auf den Markt — die Erfindung zweier Männer aus der brillanten Schar bengalischer Erfinder, die der neue Geist Indiens hervorbrachte —, er wurde vor allem in Automobilen, Flugzeugen, Hydroplanen und ähnlichen Fahrzeugen zum Einsatz gebracht. Der amerikanische Kemp-motor, im Prinzip ganz anders, aber ebenso zweckmäßig, und der Krupp-Erlanger folgten kurz darauf, und im Herbst des Jahres 1954 war ein gigantischer Austausch industrieller Methoden und Konstruktionen überall auf der Welt im Gange. Das war kein Wunder, wenn man die Kosten selbst der ersten und schwerfälligsten Atommotoren mit den früheren Motoren verglich. Der Dass-Tata-Motor verbrauchte auf sechzig Kilometer Treibstoff für nicht mehr als einen Penny und wog nur knapp über neun Pfund. Im Vergleich dazu waren die schweren alkoholbetriebenen Automobile jener Zeit lächerlich anzusehen und übermäßig kostspielig. Viele Jahre lang war der Preis für Kohle und jede Form flüssigen Treibstoffs derart in die Höhe gestiegen, daß sogar der Einsatz von Zugpferden eine praktikable Möglichkeit schien, und nun änderte sich mit dem plötzlichen Ende der Energieknappheit kurzfristig das Erscheinungsbild des Verkehrs auf den Straßen der Welt. Innerhalb von drei Jahren wanderten die schrecklichen Blechmonster, die vier Jahrzehnte lang hupend und qualmend durch die Welt gedonnert waren, zu den Alteisenhändlern, und die Autobahnen wimmelten von leichten, sauberen und schimmernden Fahrzeugen aus silbrigem Stahl. Gleichzeitig erhielt die Luftfahrt durch die leichtgewichtigen und dabei ungeheuer starken Atommotoren einen neuen Impuls. Es wurde endlich möglich, die Propellerblätter des genialen Hubschraubers von Redmayne, der einen senkrechten Start und eine senkrechte Landung ausführen konnte, mit diesem Motor anzutreiben, ohne die Maschine zu überlasten. Damit fand sich der Mensch plötzlich im Besitz eines Luftfahrzeuges, das aufwärts und abwärts schweben und sich gemächlich oder mit hoher Geschwindigkeit durch die Luft bewegen konnte. Jede Angst vor dem Fliegen schwand. Der „Sprung in die Luft“ war nun getan, wie die Journalisten damals schrieben. Das neue atombetriebene Flugzeug wurde tatsächlich zu einer Leidenschaft; jeder wohlhabende Mann war versessen darauf, diese leicht manövrierbare Maschine zu besitzen, die so sicher war und ihn von dem Gestank und den Gefahren des Straßenverkehrs erlöste; in Frank-

reich allein wurden im Jahre 1943 dreißigtausend Stück dieses neuartigen Flugzeuges gebaut und zugelassen und schwebten leise summend am Himmel.

Und ebenso schnell drangen Atommotoren verschiedenster Typen in die Industrie ein. Die Eisenbahngesellschaften zahlten enorme Prämien für das Vorrecht, atomare Lokomotiven einsetzen zu dürfen. So eifrig nutzte man die Atomenergie, daß es aufgrund der Unerfahrenheit mit dieser neuen Kraftquelle zu einer Anzahl katastrophaler Explosionen kam, und die revolutionäre Verbilligung sowohl der Baumaterialien wie auch der Elektrizität machte den Bau von Privathäusern zu einer bloßen Frage der verbesserten Methoden von Baumeistern und Möbelhändlern. Was die neue Energie betraf und Finanziere und Erzeuger der neuen Maschinen und Materialien, war die Epoche des „Sprunges in die Luft“ eine Zeit erstaunlicher Prosperität. Gesellschaften, die ein Patent besaßen, bezahlten damals Dividenden von fünf- bis sechshundert Prozent, enorme Vermögen wurden gemacht und alle, die an dieser neuen Entwicklung beteiligt waren, verdienten phantastische Löhne. Diese Prosperität erfuhr nicht zuletzt noch dadurch eine Steigerung, daß sowohl im Dass-Tata-Motor, wie auch im Holsten-Roberts-Motor eines der wiederverwertbaren Nebenprodukte Gold war — in dem einen durch den *Zerfall* von Wismut, in dem anderen durch den von Blei — und daß diese neue Goldquelle zwangsläufig zu einer Preissteigerung auf der ganzen Welt führte.

Diese fieberhafte Geschäftigkeit, verbunden mit riesigen Gewinnen, dieses Gewimmel von Flugzeugen glücklicher und rasch reichgewordener Leute — jede größere Stadt glich einem Haufen von Ameisen, die plötzlich Flügel bekommen hatten — war die lichte Seite des Auftaktes zu jener neuen Epoche in der Menschheitsgeschichte. Unter diesem Glanz nahmen Dunkelheit und Verzweiflung zu. Der gigantische Produktionsschub brachte auch ungeheure Wertverluste mit sich. Die hellerleuchteten Fabriken, die Tag und Nacht arbeiteten, die schimmernden neuen Fahrzeuge, die geräuschlos die Straßen entlang flitzten, die Hubschrauber, die wie Libellen in der Luft schwebten, summten und kreisten, das alles war in Wirklichkeit nicht mehr, als die Helligkeit von Lampen und Feuer, die verglimmt, wenn die Welt in Zwielicht und Dunkelheit zurücksinkt. Inmitten dieser Helligkeit wuchs das Unheil, die soziale Katastrophe.

Die Kohlenminen würden in nicht allzu ferner Zukunft schließen müssen, das ungeheure Investitionskapital für die Ölgewinnung wurde wertlos, Millionen von Bergleuten, Stahlarbeitern der alten Produktionsbetriebe, zahllose ungelernete oder wenig geschulte Kräfte verloren durch die größere Rentabilität der neuen Motoren ihre Arbeitsplätze, das plötzliche Absinken der Transportkosten ließ die hohen Grundstückspreise in allen Bevölkerungszentren verfallen, der Wert eines Hauses wurde zweifelhaft, der Goldpreis fiel, alle Sicherheiten, auf die die Welt bisher gebaut hatte, gerieten ins Wanken, Banken kamen in Schwierigkeiten und an den Börsen verbreitete sich fieberhafte Panik; — das alles war die Kehrseite des Schauspiels, das waren die düsteren und schrecklichen Nebenerscheinungen des „Sprunges in die Luft“.

Es gibt einen Bericht über einen wahnsinnig gewordenen Londoner Börsenmakler, der auf die Threadneedle Street hinausstürzte, sich im Laufen die Kleider vom Leib riß und schrie: „Der Stahlkonzern verschrottet seine ganzen Fabriken, die staatliche Eisenbahngesellschaft verschrottet alle ihre Lokomotiven. Alles wird verschrottet werden — alles. Kommt und verschrottet auch das Münzamt, ihr Leute, kommt und verschrottet das Münzamt!“

Im Jahre 1955 vervierfachte sich die Selbstmordrate in den Vereinigten Staaten und erreichte eine Rekordhöhe. Ebenso wurde ein gigantisches Anwachsen der Gewaltverbrechen auf der ganzen Welt verzeichnet. Das Neue war über eine unvorbereitete Menschheit hereingebrochen; es schien, als würde die menschliche Gesellschaft von ihren eigenen wunderbaren Erfolgen zugrunde gerichtet. Denn das alles hatte man nicht vorausgesehen. Man hatte nicht einmal versucht, die möglichen Erschütterungen des menschlichen Daseins abzuschätzen, die diese Flut billiger Energie auslösen mußte. Es gab damals keine Regierungen in dem Sinn, wie man Regierung in späteren Jahren verstand. Regierung beruhte auf Vereinbarung, nicht auf einem Plan; sie war bürokratisch, konservativ, rechthaberisch, blind, einfallslos und unschöpferisch; überall auf der Welt, wo sich nicht die Überreste des Absolutismus noch auf Höflinge und getreue Diener stützten, lag sie in den Händen der herrschenden Rechtsanwaltschaft, die als einzige Kaste den ungeheuren Vorzug entsprechender Schulung besaß. Ihre Berufsausbildung trug neben den Manipulationen des unglaublich simplen Wahlsystems, das ihnen zur



Macht verhalf, dazu bei, daß sie Tatsachen keine Bedeutung beimaßen, ihre Vorstellungsgabe verkümmern ließen, wachsam jeden Vorteil für sich beanspruchten und nützten und jeder Großmut mißtrauisch gegenüberstanden. Die Regierungsgeschäfte wurden durch einige energische Splittergruppen behindert, der Fortschritt ereignete sich trotz öffentlicher Aktivitäten und fern von ihnen, die Gesetzgebung war nichts als die letzte Anerkennung von gebieterisch drängenden Bedürfnissen und rücksichtslosen Tatsachen, die sogar die staubige Abgeschlossenheit der Gerichte beeinflußten und die Existenz dieser sonst teilnahmslosen politischen Maschinerie in ihrem Kern bedrohten.

Die Welt wurde so schlecht regiert, daß man trotz des zunehmenden, an seinem Höhepunkt unvorstellbaren Überflusses, trotz des Vorhandenseins aller Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und Erfüllung aller Träume noch immer von Not, Mangel, Furcht, Verwirrung, Streit und widersprüchlichem Leiden berichten muß. Es gab keinerlei System, nach dem dieser gigantische neue Reichtum, der den Menschen endlich zur Verfügung stand, verteilt werden konnte; es gab nicht einmal eine klare Vorstellung darüber, ob eine solche Aufteilung überhaupt möglich wäre. Wenn man versucht, ein einheitliches Bild jener Anfangsjahre der neuen Epoche zu geben, versucht, diese Zeit mit den im stillen vollbrachten Großtaten späterer Jahre zu vergleichen, versteht man die Blindheit, Engstirnigkeit und unvernünftige, gedankenlose Selbstsucht der voratomaren Epoche besser. In diesem erschreckenden Aufdämmern von Macht und Freiheit, unter einem von Verheißung schwangeren Himmel, in einer Zeit, in der die Wissenschaft wie eine freigebige Göttin über all den finsternen Abgründen menschlichen Lebens stand und Sicherheit, Fülle, die Lösung aller Rätsel, den Schlüssel zu den kühnsten Abenteuern geduldig in Händen hielt, bis der Mensch danach zu greifen bereit war, wurde die Welt trotz des Vorgeschmacks aller dieser Gaben Zeuge eines so üblen Schauspiels wie des Rechtsstreites um das Dass-Tata-Patent.

In einem stickigen Londoner Gerichtssaal, einem länglichen, düsteren Raum, während der außergewöhnlich heißen Tage des Mai 1956, ereiferte sich der Kronanwalt lautstark wegen einer so lächerlichen Angelegenheit wie etwas mehr oder weniger Lizenzgebühr und darüber, ob die Dass-Tata-Gesellschaft nicht der Auswertung des

Holsten-Roberts-Verfahren zur Nutzbarmachung der neuen Energie im Wege stand. Die Dass-Tata-Leute hatten tatsächlich in einem zielstrebigem Vorstoß sich das Weltmonopol für Atomenergie anzueignen versucht. Der Richter saß, wie damals üblich, etwas höher als die Beisitzer und trug eine groteske Robe und eine alberne riesige Perücke, die Anwälte trugen ebenfalls schnuddelig wirkende kleinere Perücken und sonderbare schwarze Kittel über ihren Straßenanzügen, beides offenbar für ihre Plädoyers erforderlich, und auf unsauberen Holzbänken drängten sich flüsternd gerissene Anwälte, emsig schreibende Reporter, die gegnerischen Parteien, Sachverständige, interessiertes Publikum, und ein verwirrter Haufen vorgeladener Zeugen, junge Anwälte ohne Praxis, die ihren Stil den geachtetsten und brutalsten Vorbildern anglichen, und einige exzentrische Zuschauer, die diesen Abgrund der Schändlichkeiten dem Sonnenlicht draußen vorzogen. Alle schwitzten in der Hitze, der untersuchende Kronanwalt wischte sich die Schweißtropfen von seiner großen, glattrasierten Oberlippe; und in diese Atmosphäre packender Wortgefechte und menschlicher Ausdünstungen sickerte Tageslicht durch ein über die Maßen schmutziges Fenster. Die Geschworenen saßen in zwei Reihen zur Linken des Richters und sahen so unglücklich drein wie Frösche, die in einen Aschenkasten gefallen waren; und im Zeugenstand log der Möchtegern-Allesfresser Dass im Kreuzverhör...

Holsten war es stets gewohnt gewesen, alle seine Ergebnisse zu veröffentlichen, sobald sie ihm soweit ausgereift erschienen, um als Grundlage zu weiterer Forschungsarbeit zu dienen, und diese vertrauensvolle Veranlagung nutzte der clevere Dass neben einem glücklichen Einfall zur technischen Adaption, um seine Forderung geltend zu machen...

Aber in Wirklichkeit gab es eine ungeheure Menge solcher gewitzter Leute, die diesen oder jenen Teil der neuen Entwicklung aufgriffen, patentierten, erwarben und ein Monopol zu beanspruchen versuchten, um diese gigantische neue Kraftquelle ihrer Habsucht und kleinlichen Gier unterzuordnen. Dieses Gerichtsverfahren war nur eines von unzähligen solcher Streitigkeiten. Eine Zeitlang trug das Antlitz der Welt überall die Geschwüre von Patenterteilungen. Es lag jedoch eine besondere Dramatik in der Tatsache, daß Holsten, nachdem er zwei Tage lang vor dem Gerichtssaal hatte warten müssen, wie ein Bettler

vor der Tür eines reichen Mannes, nachdem er von Gerichtsdienern herumgestoßen und von Polizisten bewacht worden war, als Zeuge aufgerufen, vom Kronanwalt eher grob angefahren und, sobald er zu einer absolut sachlichen Erklärung ansetzte, verwart wurde, dem Richter keine „Spitzfindigkeiten“ zu erzählen.

Der Richter kratzte sich mit einem Federkiel an der Nase und zeigte zu Holstens Überraschungen spöttisches Grinsen unter seiner gewaltigen Perücke. War Holsten nicht etwa ein berühmter Mann? Nun, bei Gericht wurden berühmte Männer in die Schranken gewiesen.

„Wir wollen wissen, ob der Kläger etwas zu dieser Sache beigetragen hat“, sagte der Richter, „wir

wollen nicht Ihre Ansicht darüber hören, ob die Verbesserungen von Sir Philipp Dass nur oberflächlicher Natur waren, oder ob sie sich aus ihren Veröffentlichungen zwangsläufig ergaben. Zweifellos glauben Sie — wie alle Erfinder —, daß alles, was jemals noch entdeckt werden wird, schon in ihren Aufzeichnungen enthalten war. Zweifellos glauben Sie auch, daß die meisten nachträglichen Zusätze und Modifikationen eher oberflächlicher Natur sind. Erfinder denken immer so. Dem Gesetz ist diese Denkweise absolut fremd. Das Gesetz darf sich nicht um die Einbildung von Erfindern kümmern. Es hat lediglich die Frage zu klären, ob diese angemeldeten Patente den Anspruch des Klägers auf Neuheit rechtfertigen. Ob deren Anerkennung etwas behindern oder nicht behindern würde, und alles andere, was Sie in Ihrer Redseligkeit zu erklären versuchen, geht über die Frage hinaus, die man Ihnen gestellt hat — nichts von alledem hat etwas mit dem Fall zu tun, der hier behandelt wird. Es erstaunt mich immer wieder, hier bei Gericht sehen zu müssen, wie ihr Wissenschaftler mit all euren außergewöhnlichen Ansprüchen auf Genauigkeit und Wahrhaftigkeit weitschweifig werdet, sobald ihr im Zeugenstand seid. Ich kenne keine enttäuschenderen Zeugen. Die einzige und direkte Frage war, hat Sir Philipp Dass in dieser Sache irgendwelche realen Zusätze zu bereits bestehenden Kenntnissen und Methoden gemacht, ja oder nein? Wir wollen nicht wissen, ob es kleine oder große Zusätze waren, oder welche Konsequenzen ihre Zulassung nach sich ziehen würde. Das überlassen Sie ruhig uns.“

Holsten schwieg.

„Nun?“ fragte der Richter fast mitleidig.

„Nein, das hat er nicht“, sagte Holsten, da er begriff, daß er für dieses eine Mal in seinem Leben infinitesimale Größen außer acht lassen mußte.

„Ah!“ sagte der Richter, „warum konnten Sie diese Antwort nicht auch dem Kronanwalt geben?...“

Eine Eintragung in Holstens Tagebuch, fünf Tage später datiert, lautete folgendermaßen: „Bin immer noch bestürzt. Das Gesetz ist das Gefährlichste in diesem Land. Es ist Hunderte von Jahren alt. Es hat keine Ahnung. Uralte Flaschen und dieser neue Wein, ein höchst explosiver Wein. Sie werden sich noch wundern.“

#### 4

Es lag viel Wahrheit in Holstens Feststellung, daß das Gesetz „Hunderte von Jahren alt sei“. Es war im Vergleich zum gegenwärtigen Gedankengut und den allgemein akzeptierten Ideen geradezu archaisch. Während sich fast alle materiellen und sonstigen Bedingungen des Lebens rasch verändert hatten und sich immer noch rascher veränderten, kämpften die Gerichtshöfe und die gesetzgebenden Körperschaften der Welt verzweifelt darum, den modernen Erfordernissen mit Tricks und Verfahren, mit Rechtsauslegungen, Besitz, Autorität und Verpflichtungen gerecht zu werden, die aus den primitiven Gewohnheitsrechten einer relativ barbarischen Zeit stammten. Die Roßhaar-Perücken und alten Roben der britischen Richter, ihre muffigen Gerichtssäle und ihr anmaßendes Auftreten waren tatsächlich nur die äußeren Anzeichen eines tiefer liegenden Anachronismus. Die rechtlichen und politischen Organisationen der Welt waren um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts überall wie ein schweres Gewand, abgenutzt und doch widerstandsfähig, und hemmten jetzt die Regierungsstellen, die es einst geschützt hatte.

Doch derselbe realistische und freie Geist, der aus jenen naturwissenschaftlichen Schriften sprach, die eine Unterwerfung der Natur eingeleitet hatten, arbeitete schon im 18. und 19. Jahrhundert daran, im verkümmerten Organismus der alten Welt den Geist einer neuen vorzubereiten. Die Idee einer künftig stärkeren Unterordnung persönlicher Wünsche und etablierter Institutionen unter die Gemein-

schaftsinteressen kündigt sich mehr und mehr in der damaligen Literatur an, und eine Bewegung nach der anderen scheiterte durch Kritik an und Stellungnahme gegen diese Zeitströmung und schließlich gegen die bestehende soziale und politische Ordnung. Schon im frühen 19. Jahrhundert brandmarkt Shelley, ohne die geringste Alternative zu nennen, die Regierenden als Anarchisten. Und das gesamte System von Ideen und Hypothesen, das als Sozialismus bekannt war, und vor allem seine internationale Richtung, so dürftig er als ein Übergangsstadium an kreativen Vorschlägen oder Methoden war, zeugt noch von der immer stärker werdenden Idee eines modernisierten Systems von Zwischenbeziehungen, das das bestehende Gewirr eigentumsrechtlicher Ansprüche ersetzen sollte.

Das Wort ‚Soziologie‘ wurde von Herbert Spencer geprägt, einem bekannten Autor philosophischer Abhandlungen, der etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts lebte, aber seine Idee eines nach Art eines elektrischen Zuges geplanten Staates — ohne Bezugnahme auf den bestehenden Apparat und entworfen auf rein wissenschaftlicher Basis — gewann vor dem 20. Jahrhundert keinen wesentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Dann führte die wachsende Unzufriedenheit des amerikanischen Volkes mit dem monströsen und gesellschaftlich lähmenden Parteiensystem, das eine Folge ihres absurden Wahlrechts war, zum Entstehen einer Bewegung, die sich ‚Moderner Staat‘ nannte, und ein Heer brillanter Autoren in Amerika, Europa und Asien rüttelte die Welt auf mit dem Gedanken der bislang kühnsten sozialen Neuordnung, die das Eigentum, die Arbeitsverträge, das Bildungswesen und die Regierung betraf. Ohne Zweifel beruhten die vom ‚Modernen Staat‘ vertretenen Ideen weitgehend auf Nachwirkungen der sozialen und politischen Revolution materieller Verhältnisse in aller Welt, die seit zweihundert Jahren vor sich ging, aber geraume Zeit schien es, als hätten sie nicht mehr Einfluß auf die bestehenden Institutionen, als einst beim Tode Voltaires dessen und Rousseaus Schriften. Doch gärten sie im Unterbewußtsein der Menschen, und es bedurfte lediglich jener durch die Atomenergie hervorgerufenen sozialen und politischen Spannungen, um sie plötzlich zu krasser und erschreckender Wirklichkeit werden zu lassen.

„Frederick Barnets Wanderjahre" ist einer dieser autobiographischen Romane, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts sehr populär waren. Das Buch kam 1970 heraus, und man muß den Begriff „Wanderjahre" eher in einem geistigen und intellektuellen Sinn verstehen als in einem wörtlichen. Eigentlich ist der Titel nur eine Anspielung auf Goethes eineinhalb Jahrhunderte früher geschriebenen „Wilhelm Meister" .

Sein Verfasser, Frederick Barnet, erzählt darin ausführlich und ein wenig merkwürdig von seinem Leben und welche Gedanken ihn zwischen seinem neunzehnten und dreiundzwanzigsten Geburtstag beschäftigt haben. Er war weder ein sehr origineller noch besonders geistreicher Mann, aber er hatte eine Gabe für die Schilderung auch der kleinsten Einzelheit; und obwohl der Nachwelt kein authentisches Porträt erhalten blieb, verrät er in ein paar beiläufigen Sätzen, daß er klein, untersetzt, fast schon dicklich war, mit Pickeln im Gesicht und großen, eher vorstehenden blauen Augen. Bis zur Wirtschaftskrise im Jahre 1956 gehörte er zu den recht wohlhabenden Leuten. Er studierte in London, machte eine Flugreise nach Italien, wanderte zu Fuß von Genua nach Rom, flog weiter nach Griechenland und Ägypten und kehrte über den Balkan und Deutschland nach Hause zurück. Der Reichtum seiner Familie, der in Bankaktien, Kohlenbergwerken und Häusern bestanden hatte, war zu nichts zusammengeschmolzen. So verarmt, versuchte er sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er litt große Not, wurde dann zum Kriegsdienst eingezogen, war ein Jahr lang Soldat erst als Offizier in der englischen Infanterie und dann in der Friedensarmee. Sein Buch beschreibt all diese Dinge so einfach und gleichzeitig so genau, daß es zukünftigen Generationen ein anschauliches Bild der Lebenssituation und Weltanschauung wenigstens eines einzelnen aus der Zeit des Großen Wandels vermittelt.

Und er war, wie er schreibt, „aus spontaner Neigung" von Anfang an ein Anhänger der Strömung „Moderner Staat". Er nahm diese Ideen in den Vortragssälen und Laboratorien der *Carnegie-Foundation* auf, deren langgestreckte und makellos schöne Fassade sich am Südufer der Themse gegenüber dem altherwürdigen Somerset House hinzog. Dieses Gedankengut war eng verknüpft mit der Struktur dieser Schule, die der Bildungsrenaissance in England den Weg ebnete. Nach den

üblichen Jahren als Gaststudent in Heidelberg und Paris kehrte er zum klassischen Lehrbetrieb der Londoner Universität zurück. Was die britischen Pädagogen früher „klassische“ Bildung genannt hatten, war vermutlich die lähmendste, unwirksamste und albernste Prozedur gewesen, mit der je Menschen ihr Leben vergeudet hatten. Sie war in dieser großen Institution bereits modernen Methoden gewichen; so lernte er Griechisch und Latein wie schon früher Deutsch, Spanisch und Französisch in Wort und Schrift beherrschen und konnte sie ohne die geringste Schwierigkeit bei seiner Studie über die Grundlagen der europäischen Zivilisation, die wesentlich auf diesen Sprachen beruhten, verwerten. (Diese Veränderung war noch so neu, daß er ein Zusammentreffen in Rom mit einem „Oxfordtutor“ folgendermaßen beschreibt: „Er sprach Latein mit einem Wiltshire-Akzent und offensichtlichem Unbehagen, malte griechische Buchstaben mit ausgestreckter Zunge und schien griechische Sätze als Zitat reizvoll, sonst aber ungehörig zu finden.“)

Barnet erlebte die letzten Tage der kohlebetriebenen Dampfmaschinen und die allmähliche Auffrischung der Londoner Luft, als die qualmenden Steinkohleöfen durch elektrische Heizungen ersetzt wurden. Der Bau der Laboratorien in Kensington hatte bereits begonnen. Er nahm an den Studentenaufmärschen teil, die den Abbruch des *Albert Memorial* verzögerten, und trug ein Transparent mit der Aufschrift „Wir sind für ulkige Standbilder“ auf der einen Seite und „Sitze und Baldachine für Statuen. Warum sollen unsere großen Toten im Regen stehen?“ auf der anderen. Er lernte die eher wie ein Sport betriebene Fliegerei dieser Tage auf dem Universitätsgelände in Sydenham, und wurde ausersehen, für die Verfasser politischer Streitschriften das neue Gefängnis in Wormwood Scrubs zu überfliegen, „um die Gefangenen während ihres Rundganges im Hof aufzuheitern“. Zu jener Zeit war man bestrebt, jede Art von Kritik an der öffentlichen Gerichtsbarkeit zu unterdrücken, und dort wimmelte es von Journalisten, die es gewagt hatten, die Aufmerksamkeit auf den Schwachsinn des Obersten Richters Abrahams zu lenken. Barnet war kein sehr guter Flieger, er gibt zu daß er immer Angst vor der Maschine hatte — es gab gute Gründe für jeden, sich vor diesen plumphen Flugzeugtypen der ersten Zeit zu fürchten —, und wagte weder sehr tief noch besonders hoch zu fliegen. Er besaß auch, wie er berichtet, eines dieser mit Öl betriebenen Motorräder, deren

unförmige, komplizierte Konstruktion und außergewöhnliche Häßlichkeit noch heute die Besucher des Technischen Museums in Kensington in Erstaunen versetzt. Er erwähnt, daß er einen Hund überfuhr, und klagt über die ruinösen Preise der „Schlachthühner“ in Surrey. Dies war damals offenbar der Dialektausdruck für überfahrenes Geflügel.

Er unterzog sich jenen Prüfungen, die notwendig waren, um seine Militärzeit auf ein Minimum zu reduzieren, und sein Mangel an wissenschaftlichen und technischen Spezialkenntnissen und eine frühe Neigung zur Korpulenz, die seine Flugkünste beeinträchtigte, führte dazu, daß er, wie die meisten jungen Leute, seine Grundausbildung bei der Infanterie absolvierte. Schon einige Jahrzehnte lang hatte es den Strategen an Gelegenheiten gemangelt, praktische Erfahrungen zu sammeln. Was sich in früheren Jahren an Kämpfen abgespielt hatte, waren Auseinandersetzungen zwischen kleineren oder unterentwickelten Staaten gewesen, mit Bauern oder Halbwilden als Soldaten und unter geringem Einsatz moderner Waffen. Die Großmächte der Welt begnügten sich meist damit, Armeen zu unterhalten, die in ihrer grundsätzlichen Organisation den Prinzipien der europäischen Kriegsführung von vor dreißig oder vierzig Jahren folgten. Es gab die Infanterie, zu der auch Barnet gehörte, die zu Fuß und mit dem Gewehr in der Hand kämpfen sollte und den Großteil der Gesamtarmee ausmachte. Es gab die Kavallerie (berittene Soldaten), deren zahlenmäßiges Verhältnis zur Infanterie durch die Erfahrungen aus dem deutsch-französischen Krieg von 1871 bestimmt war. Es gab außerdem noch Artillerie, und aus unerklärlichen Gründen wurden viele Geschütze noch von Pferden gezogen; doch verfügten alle europäischen Armeen auch über eine kleine Anzahl von Selbstfahrlafetten mit einem Fahrgestell, das sich für unebenes Gelände eignete. Außerdem waren große Entwicklungen im Pionierwesen und bei den Fliegern zu verzeichnen, Transporte und Melder wurden motorisiert und dergleichen mehr.

Man setzte keine erstklassigen Spezialisten ein, um strategische Pläne mit den neuen Methoden und unter modernen Bedingungen auszuarbeiten, aber eine Reihe fähiger Juristen, Lord Haldane, der Oberste Richter Briggs und jener sehr fähige Kronanwalt Philbrick hatten die Armee mehrfach und gründlich reorganisiert und brachten sie schließlich durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf



einen Stand, der der Allgemeinheit um das Jahr 1900 sicher sehr eindrucksvoll erschienen wäre. Das Britische Empire konnte nun jederzeit eineinviertel Millionen streitbarer Soldaten auf der Bühne der Weltpolitik aufmarschieren lassen. Die japanische Armee und jene auf dem europäischen Festland waren hierarchischer organisiert und weniger forensisch; die Chinesen weigerten sich noch beharrlich, eine Militärmacht zu werden und unterhielten ein kleines stehendes Heer nach amerikanischem Muster, das immerhin recht schlagkräftig war, und Rußland hatte seit Beginn des Jahrhunderts, gegen interne Kritik durch strenge Verwaltungsmaßnahmen abgesichert, weder den Schnitt der Uniformen noch die Organisation der Kampftruppe wesentlich verändert. Barnett schätzte seine Militärausbildung offenbar gering. Aufgrund seiner „Moderner-Staat“-Ideen fand er den Wehrdienst langweilig, und sein gesunder Menschenverstand verurteilte ihn als sinnlos. Außerdem machte ihn seine Konstitution besonders empfindlich für die Strapazen des Soldatenlebens.

„Drei Tage hintereinander zogen wir vor dem Morgengrauen los und erhielten — ohne ersichtlichen Grund — kein Frühstück“, berichtete er. „Damit wollte man uns vermutlich darauf vorbereiten, wie unbehaglich und elend wir uns am ersten Mobilmachungstag fühlen würden. Auf den unerforschlichen Befehl unserer Vorgesetzten hin nahmen wir dann an einem Manöver teil. Am letzten Tag marschierten wir in der glühenden Sonne zwölf Kilometer über Land zu einem Ort, den man mit einem Omnibus in neuneinhalb Minuten erreicht hätte — dies tat ich am folgenden Tag in der angegebenen Zeit —, und dann stürmten wir in einem Massenangriff eine Verschanzung, von der aus wir bestimmt dreimal niedergeknallt worden wären, wenn es die Schiedsrichter zugelassen hätten. Es folgte eine kleine Bajonettübung, aber ich bezweifle, ob ich so barbarisch wäre, dieses lange Messer in ein Lebewesen zu stoßen. Jedenfalls hätte ich in dieser Schlacht keine Chance gehabt. Vorausgesetzt, man hätte mich durch ein Wunder nicht schon dreimal über den Haufen geschossen, war ich, auf der Verschanzung angelangt, viel zu erhitzt und erschöpft, um mein verdammtes Gewehr auch nur hochzubringen. Die anderen hätten also mit der Stecherei beginnen müssen... Eine Weile wurden wir von zwei feindlichen Flugzeugen beobachtet; dann kam eines unserer eigenen und bat sie, das nicht zu tun, und — die Praxis des Luftkrieges war noch neu — sie ließen äußerst höflich davon ab und verschwanden in

wunderschönen Sturzflügen und Kreisen hinter den Fox Hills."

Alle Berichte Barnets über seinen Militärdienst sind im gleichen halb verächtlichen, halb protestierenden Ton geschrieben. Er war der Meinung, daß seine Chancen, an einem wirklichen Krieg teilnehmen zu müssen, sehr gering seien, und sollte es doch dazu kommen, so würde sich die Wirklichkeit so grundlegend von diesen friedlichen Manövern unterscheiden, daß er als nüchtern denkender Mann der Gefahrenzone so lange als Beobachter fernbleiben würde, bis er die Tücken und Möglichkeiten der neuen Situation kennengelernt hätte. Das gibt er ganz unumwunden zu. Nie lag einem Mann falscher Heroismus ferner.

## 6

Barnet begrüßte die Entwicklung der Atomenergie mit der Begeisterung der männlichen Jugend für jede Art technischer Neuerung und offensichtlich begriff er lange Zeit nicht, daß diese Flut wunderbarer neuer Möglichkeiten etwas mit dem finanziellen Ruin seiner Familie zu tun hatte. „Ich wußte, daß mein Vater sich Sorgen machte", gesteht er. Das warf jedoch nur einen kleinen Schatten auf seine mit drei gleichgesinnten Kameraden unternommene Reise nach Italien, Griechenland und Ägypten in einem atombetriebenen Luftfahrzeug. Sie nahmen den Weg über die Kanalinseln und die Touraine, schreibt er, und kreisten über dem Montblanc — „Wir fanden", heißt es im Tagebuch, „daß bei diesen neuen Hubschraubern die nervenaufreibende Gefahr eines plötzlichen Absinkens, der man in den früheren Modellen ausgesetzt war, nicht mehr bestand" — und dann ging es weiter über Pisa, Paestum, Girgenti und Athen nach Ägypten zu einer Besichtigung der Pyramiden bei Mondschein und über Kairo weiter den Nil aufwärts bis Karthum. Selbst an späteren Maßstäben gemessen, mußten dies sehr fröhliche Ferien für einen jungen Mann gewesen sein, und sie verdüsterten die Tragik seiner nächsten Erfahrungen nur noch mehr.

Eine Woche nach seiner Rückkehr teilte ihm sein verwitweter Vater mit, daß er bankrott sei, und beging mit einer Überdosis eines Schlafmittels Selbstmord.

Mit einem Schlag sah sich Barnet aus der besitzenden, im Überfluß

lebenden und dem Vergnügen ergebenden Klasse, der er angehört hatte, ausgestoßen und bitterarm, ohne die leiseste Ahnung, wie er seinen Lebensunterhalt verdienen könnte. Er versuchte sich als Lehrer und Journalist, aber nach kurzer Zeit fand er sich auf der Schattenseite einer Welt, deren Sonnenseite er immer als seine Bestimmung betrachtet hatte. Für zahllose Männer hätte eine derartige Erfahrung den geistigen und seelischen Verfall bedeutet, aber Barnet, vor dasselbe Problem gestellt, bewies, trotz seines körperlichen Hanges zu Bequemlichkeit, daß er von einem robusteren, moderneren Schlag war. Durchdrungen von dem schöpferischen Stoizismus der anbrechenden heroischen Zeit, nahm er beherzt seine Schwierigkeiten und Sorgen als ihm zur Bewältigung zugefallen und verlieh ihnen schriftlichen Ausdruck.

Mehr noch, in seinem Buch dankt er seinem Schicksal dafür. „Ich hätte mein Leben in diesem hübschen Narrenparadies gesicherter Verschwendung hingebracht“, schreibt er. „Ich hätte von der wachsenden Erbitterung und Not der ausgebeuteten und verzweifelte Massen nie etwas erfahren. Als ich selbst noch im Überfluß lebte, erschien mir die Welt durchaus wohlgeordnet.“ In seiner neuen Situation stellte er fest, daß überhaupt nichts geordnet war; daß die Regierung zwischen Streitsucht, Machtkampf und Laxheit schwankte, daß die Gesetze unter Interessengruppen ausgehandelt wurden, und daß die Armen und Schwachen zwar viele gleichgültige Herren, aber wenige Freunde hatten.

-,

„Ich hatte gedacht, man würde nach dem Rechten sehen“, schrieb er. „Ich streifte hungernd durch die Straßen — und erkannte mit einiger Bestürzung, daß sich niemand besonders darum scherte.“ Seine Wohnung mußte er aufgeben und zog in einen ärmeren Stadtteil von London.

„Ich konnte meine Vermieterin — sie war eine arme mittellose Witwe, und ich stand bereits in ihrer Schuld — nur mit Mühe dazu überreden, eine alte Kiste für mich aufzubewahren, in der ich ein paar Briefe, Andenken und ähnliches eingeschlossen hatte. Sie lebte in großer Angst vor den Inspektoren des Amtes für öffentliche Gesundheit und Moral, weil sie manchmal viel zu arm war, um ihnen das übliche Trinkgeld zu geben, aber schließlich erklärte sie sich bereit, die Kiste in eine dunkle, geflieste Ecke unter der Treppe zu stellen, und ich wanderte in die Welt hinaus — erst um nach etwas Eßbarem und dann

um nach einem Unterschluß Ausschau zu halten."

Er ging in die geschäftigen, fröhlicheren Viertel Londons, in denen er vor etwa einem Jahr noch als Verschwender gelebt hatte.

Durch das „Rauchgesetz“, das jede sichtbare Rauchentwicklung, sei sie nun aus triftigen Gründen verursacht oder nicht, unter Geldstrafe verbot, war London schon längst nicht mehr die düstere, durch Qualm verdunkelte Stadt der Viktorianischen Zeit. Wie schon einst wurde auch jetzt viel gebaut, und die Hauptstraßen nahmen allmählich das charakteristische Bild an, das sie während der gesamten zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts auszeichnete. Das unhygienische Pferd und das plebejische Fahrrad waren aus den Straßen verbannt worden, deren Oberfläche nun geschmeidig, glänzend und makellos sauber war; und die Fußgänger wurden auf einen schmalen Rand der früheren Gehsteige entlang der Straße verwiesen, und ihnen war das Überqueren der Fahrbahn, sollten sie es überleben, bei Androhung einer Geldstrafe verboten. Die Leute stiegen aus ihren Automobilen auf diesen Gehsteig, gingen durch die Läden im Erdgeschoß zu Lift und Treppen, die zu den neuen Gehsteigen führten, die in Höhe des ersten Stockwerkes an den Häuserfronten entlangliefen und, durch viele Überführungen miteinander verbunden, den neuen Stadtteilen Londons eine seltsame Ähnlichkeit mit Venedig verliehen. In manchen Straßen waren diese Gehsteige noch höher oben, einige sogar im dritten Stock. Einen Großteil des Tages und die ganze Nacht waren die Schaufenster elektrisch beleuchtet, und viele Kaufhäuser hatten quer durch ihre Verkaufsräume öffentliche Fußwege angelegt, um noch mehr Platz für die Zurschaustellung der Waren zu haben.

Barnet ging eher besorgt durch diese nächtliche Szenerie, da die Polizei ermächtigt war, jede verdächtig aussehende Person aufzuhalten und die Arbeitskarte zu verlangen, und wenn in dieser vermerkt war, daß der Betreffende keine feste Anstellung hatte, konnte ihn die Polizei in den Parterreverkehr verweisen.

Aber in Barnets Auftreten und Benehmen lag noch genug von seiner früheren Vornehmheit, um ihn davor zu schützen; auch hatte die Polizei in dieser Nacht an anderes zu denken, und so konnte er über die hochgelegenen Gehsteige bis zum Leicester Square gelangen — diesem großen Zentrum von Londons Geselligkeit und Lustbarkeit. Er beschreibt diesen Abend sehr lebhaft. In der Mitte befand sich, oberhalb eines Gewölbes, ein Garten der von Lampengirlanden erhellt

und mit den Gehsteigen durch acht elegante Brücken verbunden war. Unter diesen kreuzte sich der Verkehr, pulsierte wie eine Strömung abwechselnd Ost-West und Nord-Süd. Dahinter ragte eine hellerleuchtete Fassade aus eher kitschigem denn schön zu nennendem Porzellan auf, unterbrochen von grellen Reklameschildern und blitzenden Lichtreflexen. Hier befanden sich die zwei historischen Musiksäle, das Shakespeare Memorial Theater, in dem die städtischen Schauspieler in einem Zyklus sämtliche Stücke Shakespeares spielten, und vier andere große Häuser, deren Giebel im blauen Dunkel der Nacht verschwanden und in denen man etwas zu sich nehmen und sich vergnüglich die Zeit vertreiben konnte. Die Südseite des Platzes war im Gegensatz dazu noch im Umbau begriffen, und ein Wirrwarr von Stahlträgern, überragt von den starren Silhouetten riesiger Kräne, erhob sich über den ausgehobenen Baugruben einstiger viktorianischer Gebäude.

Diese Gerüste zogen eine Zeitlang Barnets Blick an und fesselten seine Aufmerksamkeit. Sie standen vollkommen reglos in toter Starre und bannhafter Reglosigkeit da. Niemand arbeitete dort, und alle Maschinen standen still; aber die kugelförmigen Neonlampen des Baumeisters füllten jeden Winkel mit flimmerndem grünlichen Mondlicht und zeigte wachsame, aber bewegungslose — Soldatenwachposten!

Er erkundigte sich bei einem Vorübergehenden danach und erfuhr, daß die Männer an diesem Tag gegen den Einsatz einer atomaren Nietmaschine gestreikt hatten, die die Arbeitskraft eines einzelnen verdoppeln und damit die Anzahl der Stahlarbeiter halbieren würde.

„Sollte mich nicht wundern, wenn sie mit Bomben ankämen“, sagte Barnets Informant, zögerte einen Augenblick und setzte dann seinen Weg in Richtung auf die Alhambra Music Hall fort.

Barnet bemerkte ein Gedränge bei den Zeitungskiosken an den Ecken des Platzes. Etwas höchst Sensationelles leuchtete auf den Transparenten auf. Einen Augenblick lang vergaß er, daß er keinen Groschen Geld in der Tasche hatte, und ging über eine Brücke, um eine Zeitung zu kaufen, die zu dieser Zeit, auf dünne Metallfolien gedruckt, an gewissen Orten von eigens berechtigten Lieferanten verkauft wurden. Mitten auf der Brücke blieb er stehen, da sich der vorbeifließende Verkehr unter ihm veränderte, beobachtete erstaunt, daß die Polizei die Fahrzeuge auf nur eine Fahrbahn umleitete. Dann

fiel sein Blick auf die Transparente, die die Plakate aus der Viktorianischen Zeit ersetzt hatten, er las von dem großen Marsch der Arbeitslosen, der bereits durch West End ging, und konnte sich ohne weiteres vorstellen, was zu erwarten war.

Er beobachtete weiter und beschreibt in seinem Buch diesen Aufmarsch, den zu behindern die Polizei\* für unklug gehalten hatte, und der in Nachahmung früherer Arbeitslosendemonstrationen spontan zustande gekommen war. Er hatte einen ungeordneten Haufen erwartet, aber als der Aufmarsch in sein Blickfeld kam, zeigten die Marschierenden eine Art stumpfer Disziplin. Endlos erschien die Reihe müder Männer, die in einer Art sinnloser Erbitterung die Straße unter ihm dahinzogen. Beinahe hätte er sich ihnen angeschlossen, schreibt er, blieb jedoch auf seinem Beobachtungsposten. Sie waren eine schmutzige, schäbige, untauglich aussehende Masse, größtenteils unfähig zu anspruchsvollerer Arbeit und nur für nun überflüssig gewordene Hilfsarbeiten brauchbar. Sie trugen einige wenige Transparente mit dem altehrwürdigen Spruch: „Arbeit statt Almosen“, aber das war auch schon alles.

Sie sangen nicht, redeten nicht einmal miteinander, sie waren weder erregt noch aggressiv, sie hatten kein bestimmtes Ziel, sie marschierten nur und zeigten sich in den reicheren Vierteln von London. Sie waren Stellvertreter jener Masse ungelernter billiger Arbeiter, die nun durch noch billigere mechanische Kräfte für immer überflüssig geworden waren. Sie waren „ausrangiert“ worden — wie man auch die Pferde „ausrangiert“ hatte.

Barnet beugte sich über das Geländer und beobachtete sie, das Gemüt erhitzt durch die eigene prekäre Situation. Eine Zeitlang, schreibt er, erfüllte ihn der Anblick mit nichts als Verzweiflung; was sollte, was konnte für diesen Haufen menschlichen Abfalls getan werden? Sie waren so nutzlos — und untauglich — und mitleiderregend.

Welches waren ihre Anliegen?

Die unerwarteten Entwicklungen hatten sie überrollt. Niemand hatte das alles vorausgesehen.

Plötzlich wurde ihm klar, was diese dichtgedrängt dahintrottende rätselhafte Schar bedeutete. Es war ein Appell gegen das Unerwartete, ein Appell an die anderen, die, vom Glück begünstigt, anscheinend klüger und befähigter waren — kraft ihrer Intelligenz. Diese stumme, müde, endlos dahinziehende Menge bekundete ihren Protest dagegen,

daß einige jener anderen diesen Wandel vorausgesehen haben mußten — zumindest vorausgesehen haben sollten — und nichts unternommen hatten.

Das war es, was diese Menge gescheiterter Existenzen fühlte und stumm zum Ausdruck bringen wollte.

„Diese Erkenntnis überkam mich wie das Aufleuchten einer Lampe in einem dunklen Raum“, schreibt er. „Diese Männer flehten ihre Mitmenschen an, wie sie einst Gott angefleht hatten! Das letzte, was diese Männer begreifen würden, war die allgemeine Seelenlosigkeit. Sie hatten ihre Seele auf die Menschheit übertragen. Sie glaubten immer noch, es gäbe irgendwo Vernünftigkeit, wenn auch eine sorglose und hinterhältige... Man mußte nur an ihr Gewissen appellieren, um sie wachzurütteln... Und ich erkannte auch, daß es bisher noch keine solche Vernünftigkeit gab. Die Welt wartet auf Vernunft. Diese Vernunft muß erst geschaffen werden, dieser Wille zum Guten und zur Ordnung muß erst noch aus den Resten plötzlicher, wie fliegende Samenkörner verwehter Regungen von Nächstenliebe gesammelt werden, aus all dem, was in unseren Seelen noch schön und schöpferisch ist, um der Allgemeinheit zu dienen. Das ist etwas, das noch kommen muß...“

Es ist charakteristisch für das aufkeimende Gedankengut jener Zeit, daß dieser nicht sehr heldenhafte junge Mann, der in jedem früheren *Zeitalter* vollauf mit seinen eigenen Bedürfnissen beschäftigt gewesen wäre, fähig war, an seinem Platz die Bedürfnisse der ganzen Menschheit in diese allgemeine Form zu bringen.

Aber über all den Spannungen und Konflikten dieser chaotischen Zeit dämmerte schon das Licht einer neuen Ära. Der Geist der Menschlichkeit verschwand, er verschwand sogar aus seiner engen Beschränkung auf Einzelindividuen. Rettung aus der bitteren Selbstsucht, was Tausende von Jahren lang religiöses Ziel gewesen war, in Kasteiung, in der Wildnis, in Meditation und auf zahllosen anderen seltsamen Wegen gesucht, das floß schließlich in natürlicher Folgerichtigkeit in die Worte der Menschen ein, in die Bücher, die sie lasen, in die unbewußten Gesten, die Zeitungen, die alltäglichen Bedürfnisse und Handlungen. Der weite Horizont, die wunderbaren Möglichkeiten, die ihnen der Forschergeist geoffenbart hatte, befreite sie wie durch Zauber von all den alten, instinktiven Vorurteilen, die ihnen nicht einmal die Drohung von Hölle und Qualen hatte

austreiben können. Und dieser junge Mann, der ohne Quartier war und nicht einmal wußte, wie er die nächsten paar Stunden überleben sollte, konnte inmitten dieser sozialen Mißstände, dieser verzweifelten Not, inmitten des blinden, hemmungslosen Vergnügens, das die Sterne verdunkelte, solche Gedanken fassen, wie er sie uns beschrieben hat. „Ich sah das Leben klar vor mir“, schrieb er. „Ich erkannte die ungeheure Aufgabe, die vor uns lag, und die Erhabenheit der vielfältigen und maßlosen Anforderungen, die damit an uns gestellt waren, erfüllte mich mit Begeisterung. Ich erkannte, daß eine Regierungsform erst gefunden werden mußte, ebenso ein entsprechendes Bildungswesen, die notwendige Kehrseite jeder Regierung, und all dies — bei dem mein eigenes kleines Leben so offenkundig bedeutungslos war — all die heutigen und gestrigen Zustände in Griechenland, Rom und Ägypten nichts waren, nur die ersten Staubwirbel eines Neubeginns, die ersten Regungen und das undeutliche Gemurmel eines Schläfers, der bald erwachen wird...”

## 7

Und dann schildert er mit fesselnder Einfachheit seine Rückkehr aus dieser ekstatischen Vision zur Realität.

„Plötzlich fand ich wieder zu mir selbst und begann die Kälte und ein wenig Hunger zu spüren.“

Er besann sich auf die John Burns Wohlfahrtsstiftung, die am Ufer der Themse lag. Er ging durch die Ladenstraßen der Buchgeschäfte und durch die National Gallery, die allen gutgekleideten Leuten seit über zwölf Jahren Tag und Nacht offenstanden, durch den Rosengarten am Trafalgar Square und an den Hotelketten entlang zum Themseufer. Er kannte diese wunderbare Institution dort schon lange, die Londons Straßen von den letzten Bettlern und Streichholzverkäufern und all den unglücklichen Armen befreit hatte, und glaubte, er würde selbstverständlich eine Essensmarke und ein Nachtquartier erhalten, vielleicht sogar einen Hinweis auf eine mögliche Anstellung.

Aber er hatte nicht mit den neuen Arbeitslosenproblemen gerechnet, und als er an den Kai kam, fand er das Wohlfahrtsbüro hoffnungslos überfüllt und von einer riesigen, eher wilden Menschenansammlung belagert. Er blieb eine Weile lang bestürzt und verzweifelt am Rande



der wartenden Menge stehen. Und dann gewährte er, wie sich einzelne zielstrebig aus der Gruppe lösten und auf die Kolonnaden der großen Gebäude zgingen, die errichtet wurden, nachdem man die Bahnhöfe an das Südufer des Flusses verlegt hatte. Dort, auf den überwölbten, strahlend erleuchteten Gehsteigen am Flußufer, sah er um Mitternacht arbeitslose Männer betteln, mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit die Leute anbetteln, die aus kleinen Theatern und ähnlichen Vergnügungsstätten kamen, von denen es in dieser Gegend zahlreiche gab.

Das war durchaus ungewohnt. Jahrzehntlang hatte es auf den Straßen Londons keine Bettler gegeben. Aber in dieser Nacht war die Polizei offenbar nicht willens oder nicht fähig, es mit dem Elend aufzunehmen, das diesen gepflegten Stadtteil Londons überschwemmte. Sie sah allem Treiben, das nicht gerade in offensichtlichen Aufruhr ausartete, tatenlos zu. Barnet schlenderte durch die Menschenmenge und konnte sich nicht überwinden zu betteln; doch muß seine äußere Erscheinung besser gewesen sein als seine Verhältnisse, denn er wurde, so schreibt er, sogar zweimal angebettelt. In der Nähe des Trafalgar Square forderte ihn ein Mädchen mit geschminkten Wangen und geschwärzten Augenbrauen freundlich zum Mitkommen auf.

„Ich bin am Verhungern“, sagte er plötzlich unvermittelt.

„Oh! Du Armer!“ erwiderte sie; und in der impulsiven Großmut ihrer Kaste sah sie sich kurz um und steckte ihm eine Silbermünze zu...

Das war ein Geschenk, das Barnet, ungeachtet des Präzedenzfalles von De Quinceys, gemäß der repressiven sozialen Gesetzgebung dieser Zeit ohne weiteres ins Gefängnis hätte bringen können. Aber er nahm es an, gesteht er, dankte ihr, so gut er es vermochte, und ging überglücklich weiter, um sich etwas zu essen zu kaufen.

## 8

Ein oder zwei Tage später — und wieder muß man diese Freiheit nach Belieben die Straßen zu durchstreifen, als Anzeichen wachsender sozialer Auflösung und polizeilicher Unfähigkeit deuten — wanderte er in die Umgebung von London hinaus.

Er spricht von den Straßen dieses plutokratischen Zeitalters als „umzäunt mit Stacheldraht, um mittellose Leute abzuhalten“ und

erwähnt mit hohen Mauern umgebene Gärten und Verbotsschilder, die ihn auf die schmutzige Enge öffentlicher Wege verwiesen. Die glücklichen Reichen flogen in ihren Flugzeugen achtlos hoch über den Köpfen dieser Unglücklichen dahin, so wie er selbst noch vor zwei Jahren geflogen war, und auf den Straßen flitzten die neuen Verkehrsmittel vorüber, schimmernd, schnell und wunderbar. Nicht einmal auf den Feldwegen oder auf dem offenen Land verstummte ihr Geseumm, ihr Hupen und Tuten. Die Beamten der Arbeitsämter waren durchwegs überlastet und gereizt, und die Notherbergen waren so überfüllt, daß ein Teil der Wanderer dicht gedrängt in Schuppen oder unter freiem Himmel schlafen mußte. Denn seit milde Gaben an Wandersleute ein strafbares Delikt geworden waren, hatten diese keinerlei Freundlichkeit oder Hilfe von den selten gewordenen Fußgängern oder Bewohnern der am Wege liegenden Häusern zu erwarten...

„Ich war nicht aufgebracht“, schreibt Barnet. „Ich sah bei allen diesen über mir in der Luft schwebenden Leuten einen ungeheuren Egoismus, eine grausame Gleichgültigkeit allem gegenüber, was nicht mit Vergnügen und Besitztum zusammenhing, aber ich erkannte auch, wie unvermeidbar das war und daß sich nichts ändern würde, wenn die Reichsten mit den Ärmsten Platz tauschten. Wie hätte es auch anders kommen können, wenn die Menschen die Wissenschaft und ihre Errungenschaften, all ihre Intelligenz und Energie dafür nutzten, Reichtum und Luxus zu schaffen, und Regierung und Bildungswesen in den hundertjährigen verknöcherten Traditionen beließen? Diese Traditionen stammten aus jenen dunklen Zeiten, als der Mensch wirklich Mangel litt, als das Leben noch ein einziger Kampf war, den man vielleicht täuschend bemänteln, nicht aber ihm entrinnen konnte. Natürlich war dieses gierige Rafften, diese abstoßende Beraubung des anderen, die zwangsläufige Folge dieser Disharmonie zwischen dem Stoff und seiner Formung. Natürlich wurden die Reichen rücksichtslos und die Armen immer erbitterter, und jede weitere Kraftquelle, die erschlossen wurde, machte die Reichen reicher und die Armen nutzloser und unfreier. Die Männer, die ich in den Herbergen und Fürsorgeämtern antraf, erfüllte glühender Haß, sie redeten von Gerechtigkeit, Ungerechtigkeit und Rache. In solche Reden setzte ich keine Hoffnung, nur in Geduld...”

Aber er meinte keine passive Geduld. Er war der Ansicht, daß das

Problem des sozialen Wiederaufbaus noch gelöst werden mußte und daß keine wirkliche Neuordnung möglich wäre, bevor diese Frage in all ihren Verwicklungen nicht gelöst war. „Ich versuchte mit diesen unzufriedenen Männern zu reden“, schrieb er, „aber es war schwer für sie, die Dinge so zu sehen, wie ich sie sah. Wenn ich von Geduld und weitreichender Planung sprach, antworteten sie: ‚Aber dann sind wir schon alle tot‘ — und ich konnte ihnen nicht begreiflich machen, was mir so einleuchtend erscheint, daß nämlich dies keine Antwort auf unsere Frage ist. Männer, die nur die Zeit einer Generation im Auge haben, sind für die Politik ungeeignet.“

Anscheinend hatte er während seiner Wanderungen keine Zeitung gelesen, und ein kurzer Blick auf die Transparente eines Kioskes am Marktplatz von Bishop's Stortford, die von einem „ernsten internationalen Konflikt“ sprachen, beunruhigte ihn nicht weiter. Es hatte in den vergangenen Jahren so viele ernste Konflikte gegeben.

Diesmal war die Rede von den plötzlichen Angriffen der europäischen Mittelmächte auf die Slawische Konföderation, mit Frankreich und England auf der Seite der Slawen.

Aber am folgenden Abend erwartete die Landstreicher in der Herberge ein annehmbares Abendessen, und der Vorstand des Armenhauses erklärte ihm, daß sich alle wehrfähigen Männer am Morgen an ihren Mobilmachungsstellen einfinden mußten. Das Land stand kurz vor dem Ausbruch eines Krieges. Er mußte quer durch London zurück nach Surrey gehen. Zuerst, so berichtet er, empfand er Erleichterung darüber, daß die Tage „des vergeblichen Pochens an der Hintertür der Zivilisation“ ein Ende hatten. Jetzt gab es etwas zu tun, etwas, worauf man vorbereitet war. Aber seine Erleichterung kühlte merklich ab, als er erkannte, daß die Mobilisierung so hastig und unüberlegt in die Wege geleitet wurde, daß er fast sechsendreißig Stunden lang in dem provisorischen Lager bei Epsom außer einem Glas kalten Wasser weder etwas zu essen noch etwas zu trinken erhielt. Im Lager gab es keinerlei Vorräte, und man durfte es auch nicht verlassen.

## Der letzte Krieg

## 1

Von einer intakten und hochstrebenden Gesellschaftsordnung aus gesehen, sind die Beweggründe, die die Menschheit in diesen Krieg stürzten, der die mittleren Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts prägte, schwer verständlich und nur mit Mühe zu ergründen.

Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß die gesamte weltpolitische Struktur in dieser Zeit weit hinter dem allgemeinen Bewußtseinszustand herhinkte. Diese Tatsache ist von zentraler historischer Bedeutung. Zweihundert Jahre lang hatte es keinen größeren Wandel in Politik und Rechtswesen gegeben, die größte Veränderung waren gewisse Grenzverschiebungen und geringfügige Anpassungen der Rechtsgrundlagen, während es in fast allen anderen Lebensbereichen grundlegende Neuerungen, entscheidende Erleichterungen und ungeheure Erweiterungen von Horizont und Anschauungen gegeben hatte. Die absurde Rechtsprechung und die unqualifizierten parlamentarischen Entscheidungen, sowie der große Zuwachs an Möglichkeiten hatten die besten Köpfe mehr und mehr den öffentlich-politischen Aufgaben entfremdet. Die Regierungen traten damit in die Fußstapfen der institutionalisierten Religionen. Sie rekrutierten sich nur noch aus zweitrangigen Geistern. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erinnerte sich die Welt an keine großen Geistlichen mehr, ab den Anfängen des 20. Jahrhunderts an keine Staatsmänner.

Überall befanden sich an den Schaltstellen der Macht energische, ehrgeizige, kurzsichtige, alltägliche Männer, die den neuen Möglichkeiten gegenüber blind waren und streitsüchtig die Tradition hochhielten.

Die vielleicht gefährlichste dieser überholten Traditionen bestand in den Grenzen der verschiedenen „souveränen Staaten“, und in der

Vorstellung einer einem einzigen Staat zukommenden weltweiten Vorherrschaft im menschlichen Bereich. Die Erinnerung an die Weltreiche von Rom und Alexander dem Großen spukte wie ein nicht gebannter gefräßiger Geist im menschlichen Bewußtsein — bohrte sich in die Gehirne wie ein grausiger Wurm und weckte verschrobene Gedanken und gewalttätige Impulse. Länger als ein Jahrhundert verblutete sich der französische Staat in wilder Angriffslust, steckte damit die deutschsprachigen Völker im Zentrum und Herzen Europas an, und schließlich auch noch die Slawen. Spätere Epochen horteten und vergaßen die riesige Menge wahnwitziger schriftlicher Zeugnisse dieser Verbohrtheit, der hinterhältigen Verträge, der geheimen Vereinbarungen, der grenzenlosen Gerissenheit politischer Autoren, der listigen Mißachtung offenkundiger Tatsachen, der strategischen Tricks, der taktischen Manöver, der Mobilisierungen und Gegenmobilisierungen. Das alles erscheint nun fast unfafßbar, aber zu Beginn des neuen Zeitalters hüteten die führenden Staatsmänner das Licht ihrer historischen Kerzen und erörtern und pflanzen die Neugestaltung der Landkarten Europas und der Welt, trotz der seltsamen neuen Gedanken und des ungewohnten Spiels von Lichtern und Schatten.

Man begann die Frage genauer zu untersuchen, inwieweit die Millionen Männer und Frauen fernab der Welt dieser Spezialisten mit deren unheilvollen Aktivitäten übereinstimmten und sympathisierten. Eine Psychologenschule neigte dazu, diese Anteilnahme als gering zu betrachten, doch die Beweise sprechen dafür, daß die Ideen der kriegslüsternen Planer mächtigen Widerhall fanden. Der Urmensch war ein wildes, kampflustiges Tier gewesen; zahllose Generationen hatten ihre Zeit mit Stammeskriegen verbracht, und das Gewicht der Tradition, das Beispiel der Geschichte, die Ideale von Herrschertreue und Ergebenheit erleichterten die Hetze der internationalen Unruhestifter. Das politische Denken des einfachen Mannes war von zufälligen Einflüssen bestimmt, seine Erziehung war nicht dazu angetan, ihn zum bewußten Bürger zu machen (dieser Begriff entstand in seiner eigentlichen Bedeutung erst mit den Ideen des „Modernen Staates“) und er war daher in seiner Beschränktheit vergleichsweise leicht durch Geschrei und Propaganda zu wildem Argwohn und angriffslustigem Nationalismus aufzuputschen.

So beschreibt Barnett zum Beispiel, wie London von lärmenden

Patrioten wimmelte, als sein Bataillon aus dem Lager in die Stadt kam, um per Eisenbahn an die französische Grenze zu gelangen. Er schildert, wie Kinder, Frauen, Knaben und alte Männer schrien und jubelten, wie die Straßen und Häuser mit Fahnen der alliierten Mächte beflaggt waren, wie der Enthusiasmus offensichtlich sogar die Armen und Arbeitslosen ergriffen hatte. Die Arbeitsämter waren nun teilweise zu Anwerbungsbüros umfunktioniert worden und Mittelpunkt heißer patriotischer Erregung. An allen freien Plätzen entlang der Straße zum Kanaltunnel standen enthusiastische Zuschauer, und im Regiment waren die Gefühle, wenn auch durch düstere Vorahnungen ein wenig gehemmt und überschattet, nichtsdestoweniger kriegerisch.

Aber alle diese Gefühle waren wankelmütige Regungen eines haltlosen Gemütes; für die meisten von ihnen, wie für ihn selbst, schreibt Barnet, war das eine natürliche Reaktion auf den kollektiven Aufbruch, auf Marschmusik und Fahnen und auf die erregende Herausforderung unbekannter Gefahren. Und das Volk hatte schon so lange unter Kriegsdrohung und Mobilmachung gelebt, daß es das Ausbrechen des Krieges nun mit einer Art positiver Erleichterung aufnahm.

## 2

Der Feldzugsplan der Alliierten sah für die Engländer die Verteidigung der unteren Mosel vor, und die Truppentransporte gingen von den verschiedenen britischen Lagern direkt zu den Stützpunkten in den Ardennen, wo sie sich zu verschanzen hatten.

Die meisten Dokumente über den Feldzug sind während des Krieges vernichtet worden. Anfangs schienen die Pläne der Alliierten recht unklar gewesen zu sein, aber höchstwahrscheinlich war es ein wesentliches Ziel des ursprünglichen Planes, einen Luftstützpunkt in diesem Gebiet zu bauen, von dem aus man Angriffe gegen die riesigen Industriezonen am unteren Rhein starten konnte, um über Holland die deutschen Marineanlagen an der Elbemündung flankierend anzugreifen. Davon wußten solche Schachfiguren wie Barnet und seine Kompaniekameraden nichts. Ihre Aufgabe war es, das auszuführen, was die geheimnisvollen Intelligenzen von Paris aus

bestimmten; auch der Generalstab von Whitehall war dorthin übersiedelt. Vom Anfang bis zum Ende blieben diese führenden Köpfe dem Armeekorper verborgen, versteckt hinter dem Wort „Befehle". Es gab keinen Napoleon und keinen Cäsar als Brennpunkt der Begeisterung. Barnett schreibt: „Wir nannten sie ‚die da oben‘. ‚Die‘ schickten uns nach Luxemburg. ‚Die‘ würden es Mitteleuropa schon zeigen."

Unter dem Schleier dieser Unergründlichkeit begann die kleine Gruppe mehr oder weniger würdiger Männer, die im Hauptquartier saßen, zu erkennen, welch ungeheure Aufgabe es war, die Dinge zu steuern...

In dem großen Saal des Hauptquartiers, dessen Fenster Ausblick über die Seine auf das Trocadero und die Prunkbauten des westlichen Stadtteils gewährten, lagen auf den Tischen riesige Reliefkarten, aus denen man das gesamte Kriegsgeschehen ansehen konnte, und die leitenden Stabsoffiziere waren eifrig damit beschäftigt, die kleinen Klötzchen, die die kämpfenden Truppen darstellten, zu verschieben sobald die Telegraphenbüros in den benachbarten Räumen neue Meldungen erhielten. In den kleineren Sälen lagen detaillierte Pläne, auf denen zum Beispiel die Berichte der britischen Admiralität und der slawischen Befehlshaber eingetragen wurden, sobald sie eingetroffen waren. Auf diesen Karten spielte wie auf einem Schachbrett Marschall Dubois nach Rücksprache mit General Viard und dem Maharadscha von Delhi das große Spiel um die Weltherrschaft gegen die europäischen Mittelmächte. Sehr wahrscheinlich, daß er bestimmte Vorstellungen von seinem Spiel hatte; sehr wahrscheinlich, daß er einen klaren und bewundernswerten Plan hatte. Aber er hatte weder die neue Strategie der Luftfahrt noch die Möglichkeiten der Atomenergie, von Holsten der Menschheit eröffnet, einkalkuliert. Während er Verschanzungen und einen Ansturm auf die Grenzen plante, baute der Generalstab von Mitteleuropa auf bessere Einsicht und Verstand. Und während er mit fast scheuem Zögern in dieser Nacht seinen ersten Schritt über die von Napoleon und Moltke festgelegten Linien tat, bereitete sein wissenschaftlicher Stab in rebellischer Eigenmächtigkeit einen Angriff auf Berlin vor. „Diese alten Narren!" dachten die Mitglieder des wissenschaftlichen Korps.

Das Hauptquartier bot in der Nacht des 2. Juli eine eindrucksvolle Zurschaustellung des Instrumentariums einer wissenschaftlichen

militärischen Organisation, wie man sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstand. Für ein menschliches Wesen wenigstens hatten die planenden Kommandanten Ähnlichkeit mit weltbeherrschenden Göttern. ..

Sie war eine geschickte Stenotypistin, schrieb fast sechzig Worte in der Minute und war in Schichtdienst mit anderen Frauen wie sie damit beschäftigt, Befehle in doppelter Ausfertigung niederzuschreiben und den diensthabenden Jungoffizieren zur Weiterleitung und Ablegung zu übergeben. In einer Ruhepause hatte man sie aus dem Diktatraum in die frische Luft auf der Terrasse vor der großen Halle geschickt, wo sie die kärgliche mitgebrachte Mahlzeit verspeiste, bis man ihrer Dienste wieder bedurfte.

Von ihrem Platz auf der Terrasse sah diese junge Frau nicht nur den breiten Strom unter sich, die gesamte Ostseite von Paris vom Arc de Triomphe bis Saint Cloud, die großen Blocks und anthrazitfarbenen und grauen Silhouetten mit ihren rötlichen oder goldenen Leuchtreklamen und endlosen, verschlungenen Reihen winziger Lichtpunkte unter einem stillen sternenlosen Himmel, sondern auch in den großen Saal mit seinen schlanken Pfeilern, zierlichen Bögen und schimmernden Lampen. Da lagen auf einer Vielzahl von Tischen die riesigen Landkarten, in so großen Maßstäben ausgeführt, daß man sie für kleine Länder halten konnte; dauernd kamen und gingen Melder und Hilfskräfte, verschoben und bewegten die kleinen Klötzchen, die Hunderte und Tausende Männer darstellten, und der große Befehlshaber stand mit seinen beiden Beratern inmitten dieses Treibens, dort wo er dem Kampfgeschehen am nächsten war, und plante und dirigierte. Nur ein leises Wort von ihm, und sogleich setzten sich in der wirklichen Welt ganze Menschenmassen in Bewegung. Männer erhoben sich, gingen zum Angriff über und starben. Das Schicksal von Nationen hing von der Weitsicht dieser drei Männer ab. Sie waren wirklich göttergleich.

Der gottähnlichste war Dubois. Er besaß die Entscheidungsgewalt; die anderen machten meist nur Vorschläge. Ihre weibliche Seele flog diesem ernsten, stattlichen, ruhigen alten Mann in leidenschaftlicher, instinktiven Anbetung zu...

Einmal hatte sie unmittelbar von ihm eine Dienstanweisung entgegengenommen — in einem ekstatischen Zustand von Glück und Furcht, denn ihre Erregung wuchs allein durch die Angst zur Beklem-



mung, daß sie durch einen Irrtum an Achtung verlieren könnte...

Sie beobachtete ihn durch das Fenster mit der unerforschlichen Anteilnahme leidenschaftlicher Frauen.

Sie bemerkte, daß er wenig sprach. Er sah nur selten auf die Landkarten. Der hochgewachsene Engländer schien durch einen Ansturm von Ideen, widersprüchlichen Ideen erregt; er reckte bei jeder Verschiebung der kleinen roten, blauen, schwarzen und gelben Klötzchen den Hals, bestrebt, die Aufmerksamkeit des Kommandanten auf dieses und jenes zu lenken. Dubois hörte ihm zu, nickte, sagte etwas und hüllte sich wieder in Schweigen, gedankenschwer wie der Nationaladler.

Seine Augen lagen so tief in den Höhlen unter den weißen Augenbrauen, daß sie darin verschwanden; sein Schnurrbart verdeckte fast den Mund, aus dem diese entscheidenden Worte kamen. Auch Viard sprach wenig; er war ein finsterer Mann, hielt den Kopf gesenkt und beobachtete alles aus melancholischen, wachsamen Augen. Ihn beschäftigten die Ansprüche der Franzosen, die sich einen Weg durch das Elsaß zum Rhein suchten, dringlicher. Er war, wie sie wußte, ein alter Kamerad von Dubois; er kannte ihn wohl besser, stellte sie fest, er traute ihm mehr zu, als dieser fremde Engländer...

Schweigen zu bewahren, Leidenschaftslosigkeit und Undurchdringlichkeit, das waren die Lektionen, die der alte Dubois schon vor vielen Jahren gelernt hatte. Sich den Anschein von Allwissenheit verleihen, nie Überraschung zeigen, vor allem jede Eile vermeiden — was an sich schon ein Zugeständnis einer Fehlberechnung gewesen wäre —, durch die Einhaltung dieser einfachen Regeln hatte sich Dubois seit der Zeit, als er ein vielversprechender Jungoffizier gewesen war, ein stiller, fast geistesabwesender, bedächtiger, aber einsatzbereiter junger Mann, einen hervorragenden Ruf gesichert. Schon damals hatten ihn die Männer bewundert und gesagt: „Er wird es weit bringen.“ Während der fünfzig Jahre des Friedens hatte er niemals einen Fehler gemacht und bei Manövern durch seine leidenschaftslose Ausdauer viele aktivere, gescheitere Männer erstaunt, gefesselt und übertrumpft. Tief in seinem Inneren hatte Dubois die scharfsinnige Einsicht in die Prinzipien moderner Kriegsführung, den Schlüssel zu seiner Karriere, verborgen. Diese Einsicht bestand in der Erkenntnis, daß niemand alles wußte, daß jede Kampfhandlung deshalb ein Fehler war, daß

jedes Wort einem Bekenntnis gleichkam, und daß ein Mann, der ohne Hast entschlossen und obendrein schweigsam handelte, die besten Aussichten auf den Sieg hatte. Inzwischen hielt man den Gegner hin. Nun hoffte er, durch dieselbe Taktik diese geheimnisvollen unbekannten mitteleuropäischen Kommandanten zu zermürben. Delhi mochte ruhig von einem großen Flankenvorstoß durch Holland mit Unterstützung der gesamten britischen Unterseebootflotte, den Wasserflugzeugen und Torpedobooten auf dem Rhein sprechen; Viard mochte ruhig auf einen glanzvollen Durchmarsch mit Motorrädern, Flugzeugen und Skifahrertruppen durch die Schweizer Berge zu einem Überraschungsangriff auf Wien dringen. Es galt zuzuhören — und darauf zu warten, daß die andere Seite sich vorzutasten begann. Es war alles ein Vortasten. Und währenddessen blieb er undurchschaubar, Sicherheit ausstrahlend — wie ein Mann, der in einem Wagen sitzt und dem Chauffeur sein Ziel schon angegeben hat. Und alle um ihn fühlten sich bestärkt und sicherer durch dieses ruhige Gesicht, dieses Flair von Wissen und unerschütterlicher Zuversicht. Die zahllosen Lampen warfen seinen Schatten vielfältig auf die Landkarten ringsum, Bezeugungen einer kommandierenden Präsenz, bald heller, bald dunkler, das Feld beherrschend und allgegenwärtig. Diese Schatten symbolisierten seine Macht. Wenn ein Melder aus dem Funkraum kam, dieses oder jenes Klötzchen im Spiel verschob, unter ausführlichen Erklärungen ein Regiment der Mittelmächte durch Nachschub ergänzte, diese oder jene Abteilung der Alliierten zurückzog oder verschob oder anders verteilte, wandte der Marschall den Kopf und schien nichts zu sehen, oder er schaute hin und nickte leicht, wie ein Lehrer nickt, der die Selbstkorrektur eines Schülers gutheißt. „Ja, das ist schon besser.“

Wie wunderbar er war, dachte die Frau am Fenster, wie wunderbar dies alles war. Hier war das Gehirn der westlichen Welt, der Olymp mit der kriegführenden Erde zu seinen Füßen. Und er führte Frankreich, jenes Frankreich, das so lange schmerzlich auf seinen imperialistischen Anspruch hatte verzichten müssen, zurück zu seiner alten Vorherrschaft.

Es schien ihr die einer Frau zugemessene Rolle zu übersteigen, daß sie privilegiert war, daran teilzunehmen ...

Als Frau voll stürmischen Verlangens nach Hingabe gleichzeitig unpersönlich, distanziert, exakt und pünktlich zu bleiben, ist

schwierig. Sie mußte sich beherrschen...

Sie gab sich phantastischen Träumen hin, Träumen von jenen Tagen, wenn das Ende des Krieges heran war und mit ihm die Siegeskrone. Dann vielleicht fiel diese Härte, dieser Panzer ab und die Götter würden umgänglicher. Sie senkte die Lider...

Plötzlich fuhr sie auf. Sie bemerkte nun, daß die nächtliche Umgebung nicht mehr so still war, daß unter ihr auf der Brücke Aufregung herrschte, Leute durch die Straßen eilten und ein Suchscheinwerfer von einem Punkt in den Wolken hoch über dem Trocadero aufleuchtete. Und dann drang die Aufregung an ihr vorbei auch in den großen Saal.

Einer der Wachposten von der Terrasse erschien an einem Ende des Raums und rief irgend etwas mit wildem Gestikulieren.

Die ganze Welt hatte sich verändert, begann zu dröhnen. Sie begriff nicht, was vor sich ging. Es war, als hämmerten alle Wasserhähne, alle verborgenen Maschinen und Kabel unter ihr — wie ein Pulsschlag. Über ihr fauchte etwas wie ein Sturm — ein entsetzlicher Sturm.

Ihr Blick suchte das Gesicht des Marschalls, wie ein erschrockenes Kind seine Mutter anblicken würde.

Noch war er ruhig. Sie glaubte, ein leichtes Stirnrunzeln zu erkennen, aber das war durchaus verständlich, denn der Maharadscha von Delhi hatte ihn in einer heftigen Bewegung beim Arm gepackt und wollte ihn offensichtlich zur großen offenen Terrassentür zerren. Auch Viard eilte auf die riesigen Fenster zu, seltsam geduckt und mit nach oben gerichtetem Blick.

Was gab es da oben zu sehen?

Und dann war es, als breche direkt über ihrem Kopf ein Donner los.

Das Getöse traf sie wie ein Schlag. Sie kauerte sich an die Mauer und blickte nach oben. Sie sah drei schwarze Schatten durch die aufgerissenen Wolken herabstoßen, und zwei davon hatten etwas unterhalb von sich bereits rote Spuren gelegt...

Jede Faser in ihr war wie gelähmt, sie blieb einige Augenblicke, die wie Ewigkeiten schienen, liegen und sah diese roten Flugkörper auf sich herabstürzen.

Sie fühlte sich aus der Welt hinausgerissen. Da war nichts als ein grellroter Feuerschein und ein ohrenbetäubendes, alles erfüllendes anhaltendes Krachen. Alles Licht sonst war erloschen, und in diese blendende Helle neigten sich stürzende Wände, wirbelten Säulen,

flogen Fragmente von Gesimsen und riesige, spitze Glasscherben. Sie hatte den Eindruck, ein großer blutroter Feuerball breche wie eine irrsinnig gewordene Bestie über ein Chaos fallender Mauern herein, greife wütend die Erde an und grabe sich wie ein rasendes Kaninchen hinein...

Mit dem Gefühl, aus einem Alptraum zu erwachen, fand sie sich mit dem Gesicht nach unten auf einem Erdhaufen liegend, und über eines ihrer Beine rann ein kleines Bächlein heißen Wassers. Sie versuchte, sich aufzurichten und merkte, daß das Bein sie heftig schmerzte. Sie wußte weder ob es Tag oder Nacht war, noch wo sie sich befand; sie machte einen verzweifelten Versuch, sich in eine sitzende Stellung aufzurichten, schaffte es ächzend und stöhnend, und sah sich um.

Alles schien sehr still zu sein. In Wirklichkeit war um sie herum ein fürchterlicher Lärm, aber sie erfaßte nichts davon, weil sie taub geworden war.

Vorerst konnte sie das, was sie sah, mit nichts früher Erlebtem in Verbindung bringen.

Sie schien sich in einer anderen Welt zu befinden, in einer stummen, ruinenhaften Welt, einer Welt voller Trümmerhaufen. Und sie war hell erleuchtet — und irgendwie kam ihr das vertrauter vor, als alles andere um sie herum — von einem flackernden, rötlichen Schein. Dann erkannte sie ganz nahe das Trocadero, das über einen Trümmerberg hinausragte; es hatte sich verändert, irgend etwas fehlte an ihm, aber seine Umrisse waren unverkennbar. Es hob sich von einem wild lodernden, wirbelnden Meer rotleuchtenden Qualmes ab. Und da erinnerte sie sich wieder an Paris, an die Seine, den warmen bewölkten Abend und die wundervoll erhellte Zentrale des Hauptquartiers. ...

Sie schleppte sich auf dem Erdhaufen, auf dem sie lag, ein wenig hinauf und betrachtete ihre Umgebung mit wachsender Erkenntnis...

Die Erde, auf der sie lag, reichte wie eine kleine Landzunge in den Fluß. Ganz in ihrer Nähe war ein überlaufender See von aufgestautem Wasser, aus dem warme Rinnsale und Sturzbäche flossen. Dampfschwaden stiegen wirbelnd bis zu einem halben Meter über die spiegelnde Wasseroberfläche auf. Nicht weit von ihr ragte der obere Teil einer vertraut aussehenden Säule auf, vom Wasser getreu gespiegelt. Auf der anderen, trockenen Seite, erhoben sich steile Ruinen in einem wirren Durcheinander bis zu einem leuchtenden Gipfel, in

dessen Widerschein flaumige Schwaden von Dampf wogten und sich rasch himmelwärts verflüchtigten. Von diesem Gipfel ging der bleifarbene Schimmer aus, der ringsum alles erhellte, und allmählich brachte ihr Bewußtsein diesen aufgetürmten Trümmerhaufen mit den verschwundenen Gebäuden des Hauptquartiers in Verbindung.

„O Gott!“ flüsterte sie und blieb eine ganze Weile lang wie gelähmt auf der warmen Erde liegen.

Dann begann sich dieses schwache, gebrochene Menschenwesen abermals umzusehen. Sie sehnte sich nach Gesellschaft. Sie wollte fragen, wollte reden, wollte ihr Erlebnis erzählen. Und dabei schmerzte ihr Bein entsetzlich. Es sollte doch ein Rettungswagen da sein. Ein kleiner Anflug mürrischer Kritik ging ihr durch den Sinn. Dies war doch sicherlich eine Naturkatastrophe! Immer nach Katastrophen gab es Rettungswagen und tatkräftige Helfer...

Sie hob den Kopf. Da war etwas. Aber alles war so still!

„Monsieur!“ rief sie. Sie hatte ein so merkwürdiges Gefühl in den Ohren und begann zu ahnen, daß mit ihnen etwas nicht ganz in Ordnung war.

Es war schrecklich, in all diesem fürchterlichen Chaos so verlassen zu sein und vielleicht war dieser Mann — wenn es ein Mann war, man konnte es schwer erkennen — der sich so gar nicht regte, nur bewußtlos...

Das flackernde Licht über ihr schickte einen Strahl in seine Richtung, und einen Augenblick lang konnte sie ihn ganz deutlich erkennen. Es war Marschall Dubois. Er lag bei einem riesigen Haufen von Landkarten. In ihnen steckten noch und baumelten kleine hölzerne Klötzchen, die Symbole für die Infanterie, die Kavallerie und die Kanonen, wie sie an den Grenzen aufgestellt waren. Er schien sich nicht bewußt zu sein, was hinter seinem Rücken lag, er machte einen gleichgültigen Eindruck, nicht etwa uninteressiert, sondern eher wie in Gedanken.. •

Sie konnte die Augen unter seinen struppigen Augenbrauen nicht sehen, aber ganz offensichtlich runzelte er die Stirn. Nur leicht, und es schien, als wollte er nicht gestört werden. Sein Gesicht spiegelte noch immer diese unerschütterliche Zuversicht, diese Überzeugung, daß sich Frankreich sicher fühlen konnte, solange man ihm die Entscheidungen überließ...

Sie rief ihn nicht noch einmal an, sondern kroch näher zu ihm. Ein

seltsamer Verdacht weitete ihre Augen. Mit einem schmerzhaften Ruck zog sie sich soweit nach oben, daß sie den ganzen Trümmerhaufen aus geborstenem Mauerwerk überblicken konnte. Ihre Hand berührte etwas Feuchtes, sie zuckte zurück und erstarrte.

Dort lag kein ganzer Mann; es war nur der Teil eines Mannes, Kopf und Schultern, der nun in die dunkle Öde und in das schwarze schimmernde Wasser hinabrollte...

Und gerade, als sie zum Damm hochblickte, begann er zu beben und zu bersten, und ein Schwall heißen Wassers stürzte auf sie herab. Dann fühlte sie, wie sie nach unten gerissen wurde...

### 3

Dem ziemlich rohen jungen Flieger mit dem Stierschädel und dem kurzen schwarzen Bürstenhaarschnitt, Kommandant der französischen wissenschaftlichen Spezialeinheit, mangelte es derart an Vorstellungsvermögen für alles, was ihn nicht selbst betraf, daß er lachte, als er von der Katastrophe im Hauptquartier erfuhr. Es machte ihm wenig aus, daß Paris brannte. Seine Eltern und Geschwister lebten in Caudebec; und die einzige Geliebte, die er je gehabt hatte, und das nur um seine sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen, war ein Mädchen in Rouen. Er schlug seinem Kopiloten auf die Schulter. „Nun“, sagte er, „gibt es nichts mehr auf Erden, das uns davor zurückhalten könnte, nach Berlin zu fliegen und es denen mit gleicher Münze heimzuzahlen... Strategie und Staatsräson — das ist vorbei... Komm, alter Junge, wir werden diesen alten Weibern zeigen, was wir tun können, wenn sie uns das Denken überlassen.“

Er führte ein fünf Minuten dauerndes Telefongespräch, ging auf den Hof des Schlosses, in dem er untergebracht war, und rief nach seinem Wagen. Die Sache mußte rasch erledigt werden, denn bis zur Dämmerung blieben kaum noch eineinhalb Stunden. Er blickte zum Himmel auf und bemerkte befriedigt eine schwere Wolkenbank am blassen östlichen Horizont.

Er war ein ungeheuer gerissener junger Mann, und seine Geräte und Flugzeuge standen im ganzen Land verteilt, in Scheunen versteckt, mit Heu bedecktem Wald verborgen. Nicht einmal ein Falke hätte sie

entdecken können, ohne in die Schußweite eines Gewehres zu geraten. Aber in dieser Nacht brauchte er nur eines von den Flugzeugen. Es stand voll einsatzbereit unter einer Plane vor zwei Heuschobern ein paar Kilometer entfernt; er würde mit nur einem Mann Begleitung nach Berlin fliegen. Zwei Mann genügten für sein Vorhaben...

Und er führte mit sich das schwarze Zusatzstück *zu all* den Geschenken, die die Wissenschaft der unverbesserlichen Menschheit aufgedrängt hatte, das Geschenk der Zerstörung, und er war eher waghalsig als mitfühlend...

Sein Gesicht unter dem dunklen Haarschopf zeigte leicht negroide Züge. Er lächelte wie jemand, dem das Glück hold ist und den große Freuden erwarten. Seine Stimme, mit der er Befehle gab, war ungewöhnlich klangvoll, mit einem vergnügten Unterton, und er unterstrich seine Bemerkungen mit Gesten seiner langfingrigen, behaarten und ausgesprochen großen Hände.

„Wir werden es denen mit gleicher Münze heimzahlen“, sagte er. „Wir werden es ihnen schon zeigen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, Jungs...“

Und bald jagte das atomgetriebene Flugzeug lautlos wie ein tanzender Sonnenstrahl über die Wolkenbänke zwischen Westfalen und Sachsen dahin, gesteuert nach seinem phosphorisierenden Kreiselkompaß, jagte wie ein Pfeil direkt in das Herz der mitteleuropäischen Feinde.

Es flog nicht sehr hoch; es hielt sich ein paar hundert Meter über der aufgetürmten dunklen Wolkenschicht, die die Welt verdeckte, jederzeit bereit, in ihre feuchte Finsternis hinabzutauchen, falls sich ein feindlicher Flieger zeigen sollte. Konzentriert richtete der junge Pilot seine Aufmerksamkeit teils auf die richtungsweisenden Sterne über sich, teils auf die wogenden Schwaden unter sich, die ihm den Blick auf die Erde verwehrten. Über weite Strecken lagen die Wolkenschichten so gleichförmig da wie ein erstarrter Lavastrom und fast ebenso ruhig, dann wieder wurden sie geteilt von ausgefranst, die Sicht freigebenden Zonen, durchbrochen von aufgeklärten Schluchten, aus deren Tiefen verschwommene Fleckchen Erde heraufleuchteten. Einmal erkannte er ganz deutlich die Konturen eines großen, durch seine Lampen und Signallichter scharf umrissenen Bahnhofs, und einmal, durch bläulichen Rauch hindurch, die Flammen eines brennenden Heuschobers neben irgendeinem großen Hügel. Aber auch wenn er die Welt nicht sah, so verriet sie sich doch durch

ihre Geräusche. Durch die Wolkendecke drang das tiefe Rattern von Zügen, das Quäken von Autohupen, Gewehrfeuer weit entfernt im Süden, und als er seinem Ziel näher kam, das Krähen von Hähnen...

Der bisher sternenübersäte Himmel über den deutlichen Horizonten dieses Wolkenmeers verblaßte im Licht der von Osten heraufkommenden Dämmerung. Die Milchstraße wurde in dem Blau unsichtbar, und die kleineren Sterne verschwanden. Das Gesicht des Abenteurers am Steuerknüppel zeigte im grünlich schimmernden Licht des Kompasses etwas von der ruhigen Schönheit, die die Konzentration auf ein Vorhaben verleiht, und auch etwas von dem Glück eines dummen Kindes, das endlich der Streichhölzer hatte habhaft werden können. Sein Begleiter, ein wenig phantasievoller Bursche, saß mit weit gespreizten Beinen auf der sargähnlichen Kiste in deren Abteilungen die drei Atombomben schlummerten, die neuen Bomben, die unablässig weiter explodierten, und die noch niemand in Aktion erlebt hatte. Bisher war Carolinum, ihr Hauptbestandteil, nur in minimalen Mengen getestet worden und das in Stahlkammern mit einem Schutzmantel aus Blei. Der Mann dachte nur an die Zerstörungskraft, die in dem schwarzen Behälter zwischen seinen Beinen schlummerte, und an die ihm erteilten Befehle, die exakt auszuführen er fest entschlossen war. Sein adlerartiges Profil vor dem sternenhellen Himmel drückte nur abgrundtiefe Verdrossenheit aus.

Als sie der mitteleuropäischen Hauptstadt näherkamen, wurde der Himmel über ihnen klarer.

Bis hierher hatten sie außergewöhnliches Glück gehabt und waren von keinem Flugzeug angegriffen worden. Die Grenzaufklärer mußten sie in der Nacht passiert haben; vermutlich flogen diese meist unterhalb der Wolkendecke; die Welt war groß, und sie hatten das Glück gehabt, keinem hoch fliegenden Nachtjäger in die Nähe zu kommen. Ihre Maschine trug einen blaßgrauen Anstrich und hob sich kaum von der Wolkendecke unter ihr ab. Aber nun, als die aufgehende Sonne den Osten rötete, war Berlin nur mehr ein paar Kilometer entfernt, und das Glück der Franzosen hielt an. Ganz allmählich lösten sich die Wolken unter ihnen auf...

Nordöstlich, in einem wolkenlosen Kessel voll Helligkeit und noch in nächtlicher Beleuchtung strahlend, lag Berlin. Mit dem linken Zeigefinger fuhr der Pilot auf dem glimmerbeschichteten Stadtplan, neben seinem Steuerknüppel über die eingetragenen Straßen und



offenen Plätze. Da rechts erweiterte sich die Havel zu einer Reihe von Seen; in der Nähe dieses Waldes mußte Spandau liegen; hier teilte sich der Fluß an der Insel bei Potsdam; und hier geradeaus lag Charlottenburg, durchzogen von einer breiten Hauptverkehrsstraße, die, wie ein Markierungspfeil direkt auf das Reichshauptquartier wies. Da, die ebene Fläche, war der Tiergarten; dahinter erhob sich das Schloß, und die hohen Gebäude rechts, diese beflaggten, mastenbesetzten Dächer mußten die Amtsräume des mitteleuropäischen Generalstabs sein. Im ersten Licht der Morgenröte standen sie in kalter und farbloser Klarheit da.

Mit einem Ruck hob er den Kopf, als aus dem Nichts ein brummendes Geräusch kam und rasch lauter wurde. Aus sehr großer Höhe stieß ein deutsches Flugzeug auf sie herab, um sie anzugreifen. Er gab dem verdrießlichen Mann hinter sich mit dem linken Arm ein Zeichen, faßte dann seinen kleinen Steuerknüppel mit beiden Händen, beugte sich vor und drehte den Hals, um nach oben zu schauen. Aufmerksam, aufs äußerste gespannt, beobachtete er die Maschine der Gegner, doch schätzte er deren Gefährlichkeit nicht sehr hoch ein. Kein lebender Deutscher, ja nicht einmal der beste Franzose, dessen war er sich sicher, konnte es flugtechnisch mit ihm aufnehmen. Er erwartete, daß sie wie Falken auf ihn herabstießen, aber diese Männer kamen hungrig nach einer langen Nacht aus der bitteren Kälte da oben; sie flogen schräg auf ihn zu, wie ein von müder Hand geschwungenes Schwert, aber nicht schnell genug, um zu verhindern, daß er wegtauchte und sich zwischen sie und Berlin schob. Als sie noch etwa eineinhalb Kilometer entfernt waren, riefen sie ihn in deutscher Sprache über ein Megaphon an. Die Worte erreichten ihn unterbrochen von Fetzen miß-tönender Geräusche. Dann, alarmiert durch ein grimmiges Schweigen, jagten sie ihm im Sturzflug nach, etwa hundert Meter über und ein paar hundert Meter hinter ihm. Sie begriffen allmählich, wen sie vor sich hatten. Er achtete nicht mehr auf sie und konzentrierte sich auf die Stadt vor ihm, und eine Weile lang flogen die Flugzeuge hintereinander her...

Eine Kugel pfiff neben dem Flugzeug durch die Luft, mit dem Geräusch zerreißen Papiers. Eine zweite folgte. Irgend etwas schlug an die Maschine.

Es war Zeit zu handeln. Die breiten Straßen, der Park und das Schloß unter ihnen kamen rasch näher.

„Fertig!“ rief der Pilot.

Das hagere Gesicht des Bombenschützen verhärtete sich grimmig, und mit beiden Händen hob er die große Atombombe aus ihrem Gehäuse und stabilisierte sie seitlich an der Maschine. Sie war eine schwarze Kugel von siebzig Zentimeter Durchmesser. Zwischen ihren Handgriffen befand sich ein kleiner Zelluloidknopf, den er mit seinen Zähnen lockern mußte, damit Luft in das Kugellinnere strömte. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß sich der Knopf in Reichweite befand, blickte er aus dem Flugzeug, schätzte Geschwindigkeit und Entfernung, beugte sich blitzschnell vor, löste die Sperre mit den Zähnen und warf die Bombe ab.

„Da fliegt sie“, flüsterte er unhörbar.

Die Bombe flammte in der Luft blendend rot auf und stieß im Fallen eine spiralige Flammensäule gleich einem Wirbelsturm aus. Die beiden Flugzeuge wurden wie Federbälle durch die Luft nach oben geschleudert und seitlich weggedrückt; und der Pilot kämpfte mit glänzenden Augen und zusammengebißenen Zähnen in weiten schrägen Kurven um das Gleichgewicht. Der hagere Mann klammerte sich mit Händen und Füßen an; seine Nasenflügel bebten und seine Zähne gruben sich in die Lippen. Er war gut festgeschnallt...

Als er wieder nach unten sehen konnte, war ihm, als blickte er in den Krater eines kleinen Vulkans. In dem öffentlichen Park vor dem Schloß spie ihnen plötzlich ein schauderhafter, dröhnend greller Stern Rauch und Flammen entgegen, als wollte er sie anklagen. Sie waren schon zu hoch, um Menschen zu erkennen, oder welchen Effekt die Bombe auf das Gebäude hatte, bis plötzlich dessen Fassade abzubröckeln begann und sich im Feuer auflöste, wie Zucker im Wasser. Der Mann starrte einen Augenblick lang hinunter, entblößte die Reihe seiner langen Zähne, rappelte sich soweit auf, wie es seine Gurte erlaubten, hob eine zweite Bombe hoch und schickte sie der anderen hinterher.

Diesmal erfolgte die Explosion direkt unterhalb des Flugzeuges und katapultierte es seitlich nach oben. Aus dem umkippenden Gehäuse rollte die dritte Bombe, und der Schütze wurde vornüber auf sie geschleudert, so daß er mit dem Gesicht dem Zelluloidknopf nahe kam. Er packte die Griffe und zog in plötzlicher Entschlossenheit den Knopf heraus, damit ihm das Ding nicht entkam. Bevor er sie jedoch über Bord werfen konnte, sackte der Eindecker seitlich weg. Alles

geriet ins Rutschen. Instinktiv suchte er einen Halt und hielt die Bombe mit seinem Körper an ihrer Stelle.

Dann explodierte auch diese Bombe, und der Pilot, der Schütze und das ganze Flugzeug waren nur noch auseinanderfliegende Fetzen und Splitter und feuchte Brocken. Eine dritte Flammensäule stürzte wirbelnd auf die zerstörten Gebäude hinab...

#### 4

Noch nie zuvor in der Kriegsgeschichte hatte es ein Sprengmittel mit kontinuierlicher Detonation gegeben; bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts waren nur Sprengstoffe bekannt gewesen, deren Wirkung auf ihrer einmaligen unmittelbaren Detonation beruhte, und die Atombomben, die die Wissenschaft in dieser Nacht gezündet hatte, waren selbst den Männern, die sie abwarfen, fremd. Die Bombe der Alliierten bestand aus einem Klumpen reinen Carolinums mit einer Beschichtung aus unoxidiertem Cydonator, luftdicht eingeschlossen in einen Membranium-Mantel. Zwischen den Handgriffen, mit denen man die Bombe hochhob, war ein kleiner Zelluloidknopf so angebracht, daß er leicht herausgezogen werden konnte. Dann strömte Luft zum Zündstoff, der sogleich den radioaktiven *Zerfall* in den äußeren Schichten des Carolinumkernes in Gang setzte. Die freiwerdende Energie sprengte die Hülle und ließ mehr Luft zum Zündstoff strömen, wodurch die Bombe innerhalb weniger Minuten zu einem auf lange Zeit flammenspeienden Feuerball wurde. Die mitteleuropäischen Bomben beruhten auf einem ähnlichen Prinzip, nur waren sie größer und weit komplizierter konstruiert.

In der bisherigen Kriegsgeschichte hatten die Geschosse und Raketen nur einmalig explodierende Sprengstoffe enthalten. In einem Augenblick war ihre Wirkung verpufft, und wenn sich weder Menschen noch wertvolle Objekte in Reichweite ihrer umherfliegenden Splitter befanden, waren sie vergeudet und erledigt. Aber Carolinum, das zur Betagruppe der von Hyslop als „Langzeitexplosivstoffe“ bezeichneten Elemente gehörte, setzte nach Beginn des Zerfallprozesses immer neue wilde Energiemengen frei, und nichts konnte diesen Prozeß stoppen. Von allen künstlich aus Hyslop erzeugten Elementen war Carolinum das aktivste und höchst

gefährlich in seiner Herstellung und Handhabung. Seine Halbwertszeit, wie es die Chemiker zu Beginn des 20. Jahrhunderts nannten, betrug siebzehn Tage, das heißt, daß die Hälfte der in seinen Atomen schlummernden Energiemenge im Zeitraum von siebzehn Tagen freigesetzt wurde, in weiteren siebzehn Tagen die Hälfte des Restes und so weiter. Und wie andere radioaktive Substanzen ist die Energiemenge des Carolinums nie völlig erschöpft, auch wenn sie alle siebzehn Tage halbiert und so bis ins Unendliche verringert wird, so daß die Schlachtfelder und gebombten Bereiche dieser schrecklichen Zeit radioaktiv verseucht und Zentren gefährlicher Strahlen bleiben...

Wenn der Zelluloidknopf gezogen wurde, begann der Zündstoff zu oxidieren und wirksam zu werden. Dann setzte an der Oberfläche des Carolinums der Zerfallsprozeß ein. Dieser Zerfallsprozeß griff nur langsam auf das Innere über. In den ersten Augenblicken nach der Zündung reagierten nur die Randzonen und der Kern blieb inmitten von Flammen und Getöse inaktiv. Die Bombe erreichte den Erdboden im wesentlichen in festem Zustand, schmolz Erde und Steine und bohrte sich tief in den Untergrund. Dann, wenn immer mehr Carolinum aktiv wurde, entwickelte sie sich zu einem tobenden, Energiemassen speienden Krater, der in höchst kurzer Zeit einem kleinen Vulkan glich. In der Enge dieses Kraters fraß sich das Carolinum weiter in den Boden und schleuderte ein brodelndes Gemisch von geschmolzener Lava und überhitztem Dampf hoch. Die ungeheure flammende Eruption hielt je nach Größe und Zerfallsgeschwindigkeit der Bombe Jahre, Monate oder Wochen an. Einer einmal geworfenen Bombe konnte man sich nicht nähern, bis ihre Energie fast erschöpft war. Sie spie aus dem Krater, den sie aufgerissen hatte, in einem weiten Radius hochaufschießend, weißglühende Dämpfe und höchst gefährliche, mit Carolinum gesättigte Brocken von Stein und Schlamm, die jeweils wieder ein Zentrum sengender und vernichtender Energie bildeten.

Das war der krönende Triumph der militärischen Wissenschaften, der letzte Sprengstoff, der den Krieg entscheiden sollte...

Jüngst hat ein Historiker die Welt jener Zeit beschrieben, als eine, die „an festgefügte Werte glaubte und den augenfälligen Tatsachen gegenüber völlig blind war“.

Sicher erscheint uns heute im Rückblick auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nichts einleuchtender als die Schlußfolgerung, daß die Entwicklung der Dinge einen Krieg in Kürze unmöglich machen würde. Und ebenso sicher erkannten dies die Menschen damals nicht. Sie erkannten es erst, als die Atombomben in ihren tapsenden Händen explodierten. Aber jedem vernünftigen Mann mußten die unübersehbaren Tatsachen aufgefallen sein. Während des ganzen 19- und 20. Jahrhunderts war das Ausmaß an Energie, die den Menschen zur Verfügung stand, andauernd gewachsen. Nicht gewachsen war hingegen die Fähigkeit, sich dagegen zu schützen. Jede Art von passiver Verteidigung, von Schutzmaßnahmen, Befestigungen und so weiter wurde durch die erschreckende Zunahme der Vernichtungsgewalt zwecklos. Die Mittel zur Zerstörung waren so einfach zu handhaben, daß sie jede kleine Gruppe von Unzufriedenen einsetzen konnte. Dies hatte revolutionäre Auswirkungen auf Exekutive und innerstaatliche Gegebenheiten. Vor dem Letzten Krieg war es jedem selbstverständlich, daß ein Mann in seiner Tasche schlummernde Energie mit sich trug, die eine halbe Stadt verwüsten konnte. Diese Tatsache war niemanden verborgen, selbst die Kinder auf den Straßen wußten davon.

Und doch war die Welt immer noch, wie die Amerikaner es nannten, „wie vernagelt“ vor Egoismus und Kriegslüsterheit.

Nur wenn sie sich diese tiefe, diese absurde Aufspaltung der Menschen — auf der einen Seite in Wissenschaftler und Intellektuelle und auf der anderen die politisierenden Anwälte — klar machen, können die Nachgeborenen hoffen, diesen festgefahrenen Stand der Verhältnisse zu begreifen. Es gab bereits eine große Zahl aktiver intelligenter Männer und viele private und kommerzielle Organisationen, aber die Allgemeinheit war im wesentlichen ohne Ziel, ungebildet und desorientiert bis zum Stumpfsinn. Die kollektive Zivilisation, der „Moderne Staat“ schlummerte noch im Schöße der Zukunft...

Aber lassen Sie mich zu Frederick Barnets „Wanderjahren“ zurückkehren, die von den Erfahrungen eines einfachen Mannes während des Krieges berichten. Während über Paris und Berlin die erschreckenden Folgewirkungen wissenschaftlicher Forschung hereinbrachen, war Barnets Kompanie in Belgien eifrig damit beschäftigt, sich zu verschanzen.

In lebhaften Farben schildert er die Mobilisierung und die sommerliche Fahrt durch das nördliche Frankreich und die Ardennen. Das Land lag im warmen Sonnenschein, die Bäume zeigten schon die ersten herbstlichen Verfärbungen und der Weizen war bereits gelb. Als der Zug in Hirson eine Stunde hielt, kamen Männer und Frauen mit Trikolore-Armbinden auf den Bahnsteig und verteilten Backwerk und Bier an die durstigen Soldaten. Man war bester Laune. „Das Bier war so gut und so kalt“, schrieb er. „Ich hatte seit Epsom nichts gegessen oder getrunken.“

Einige Eindecker kreisten „wie riesige Schwalben“, vermerkt er, im rötlichen Abendhimmel.

Barnets Bataillon wurde in die Nähe von Sedan, nach Virton, kommandiert. Von dort marschierten sie zu einer Stelle im Wald an der Bahnstrecke nach Zemelle. Hier machten sie halt und biwaktierten, die ganze Nacht gestört durch die vorbeifahrenden Züge, und am nächsten Tag ging es in der kalten trüben Morgendämmerung ostwärts durch weites, gelegentlich von Wäldchen unterbrochenes Ackerland in Richtung Arlon. Immer mehr Wolken zeigten sich am Himmel, und schließlich kam Wind auf.

Zwischen St. Hubert und Virton wurde die Infanterie eingesetzt, eine Verschanzung zu bauen, bestehend aus getarnten Gräben und Schützenlöchern, um einen Angriff aus dem Osten auf die Befestigungen an der Mosel zu verzögern und aufzuhalten. Die Befehle waren ausgegeben, und die Männer arbeiteten zwei Tage lang, ohne einen Feind zu Gesicht zu bekommen und auch ohne eine Ahnung zu haben, welche Katastrophe die europäischen Armeen führerlos gemacht und den Westen von Paris wie das Zentrum von Berlin in ein flammendes Inferno, vergleichbar mit dem Untergang von Pompei, verwandelt hatte.

Und als die Nachricht davon eintraf, hatte sie viel von ihrem

Schrecken verloren. „Wir hörten, daß es einen Luftangriff auf Paris gegeben hatte“, berichtet Barnet. „Aber dies schloß nicht aus, daß ‚die da oben‘ immer noch irgendwo ihre Pläne ausarbeiteten und Befehle erteilten. Als sich in den Wäldern vor uns der Feind zeigte, schrien wir ‚Hurra!‘ und schossen wie wild drauflos und dachten nur an das augenblickliche Gefecht. Wenn ab und zu einer den Kopf hob um zu sehen, was sich in der Luft tat, brachte ihn ‚das Pfeifen einer Kugel rasch wieder in die Horizontale zurück...“

Die Schlacht hielt in dem ganzen Bereich zwischen Löwen im Norden und Longwy im Süden drei Tage lang an. Es war hauptsächlich ein Infanteriegefecht. Die Flugzeuge scheinen etliche Tage lang nicht entscheidend in das Kampfgeschehen eingegriffen zu haben, obgleich sie zweifellos die Strategie von Anfang beeinflussten, indem sie Überraschungsangriffe verhinderten. Es waren atomgetriebene Flugzeuge, aber sie waren weder mit Atombomben bestückt, die offenbar für eine Feldschlacht nicht geeignet waren, noch verfügten sie über irgendwelche anderen wirksamen Bomben. Und obwohl sie einander auszumanövrieren trachteten und es zwischen ihnen gelegentlich einen Schußwechsel gab, kam es nie zu einem eigentlichen Luftkampf. Entweder scheuten die Piloten derartige Auseinandersetzungen oder die Befehlshaber beider Seiten zogen es vor, diese Maschinen ausschließlich für Aufklärungsflüge einzusetzen...

Nach einigen Tagen Schanzarbeit und Vorbereitungen fand sich Barnet in vorderster Front. Er hatte die Schützenlöcher entlang der Kante eines tiefen trockenen Grabens angelegt, so daß eine Verbindungslinie gewährleistet war. Den Erdaushub hatte er in der Nähe verteilt und sein Werk mit Büscheln von Getreide und Klatschmohn getarnt. Der feindliche Angriff kam vollkommen unerwartet über die Felder vor ihnen und wäre sehr schwer aufzuhalten gewesen, hätte nicht jemand von rechts her sogleich das Feuer eröffnet.

„Es war seltsam erregend, als diese Burschen in Sicht kamen“, gesteht er, „und ganz anders als bei Manövern. Sie sammelten sich zuerst am Waldrand und stürmten dann in breiter Front in unsere Richtung vor, schauten dabei aber nicht zu uns, sondern nach rechts. Selbst als die ersten schon von Kugeln getroffen wurden und die aufrüttelnden Pfiffe der Offiziere ertönten, schienen sie uns nicht entdeckt zu haben. Ein oder zwei machten halt, um zu feuern, dann zogen sich alle wieder in den Wald zurück. Sie bewegten sich erst langsam, warfen Blicke

hinter sich, dann schien sie der Schutz des Waldes zu schnellerem Tempo anzutreiben. Ich schoß eher mechanisch und fehlte, schoß ein zweites Mal, dann wollte ich ernsthaft treffen, und zielte sehr sorgfältig über Kimme und Korn auf den blauen Rücken eines Mannes, der durch das Getreide stapfte. Erst bekam ich ihn nicht vor den Lauf und drückte nicht ab, denn seine Bewegungen waren ruckartig und unberechenbar; dann kam er vermutlich zu einem Graben oder einem ähnlichen Hindernis und blieb für einen Augenblick stehen. Jetzt hab' ich dich', flüsterte ich und schoß.

Dieser Mann löste in mir die seltsamsten Empfindungen aus. Zunächst, als ich ihn getroffen zu haben glaubte, platzte ich fast vor Freude und Stolz...

Dem hatte ich's gegeben. Er machte einen Sprung und warf die Arme in die Luft...

Dann sah ich die Ähren schwanken und entdeckte, daß er sich noch bewegte. Plötzlich stieg Übelkeit in mir hoch. Ich hatte ihn nicht getötet...

Er war verletzt und außer Gefecht gesetzt, doch er konnte sich noch bewegen. Ich begann nachzudenken. . -

Nahezu zwei Stunden lang röchelte der Preuße im Kornfeld. Entweder schrie er um Hilfe, oder jemand rief ihm etwas zu...

Dann raffte er sich auf — schien mit letzter Kraft zu versuchen, auf die Beine zu kommen, fiel wie ein Sack um, lag still und rührte sich nicht mehr.

Der Anblick war unerträglich, und ich glaube, jemand hat ihn totgeschossen. Ich hatte selbst eine Weile mit dem Gedanken gespielt..." Der Feind begann die Schützenlöcher aus der Deckung heraus, die er sich im Wald gebaut hatte, zu beschießen. Ein Mann in Barnets nächster Nähe wurde getroffen und begann in rasender Wut zu schreien und zu fluchen. Barnet kroch zu ihm und fand ihn schmerzverzerrt, blutüberströmt und voller Erbitterung. Die Hälfte seiner rechten Hand war nur noch ein Brei. „Schauen Sie sich das an“, wiederholte er immer wieder und hielt Barnet die Hand hin. „Verdammter Mist! Verdammter Mist! Meine rechte Hand, Sir! Meine rechte Hand!“

Eine Zeitlang mußte Barnet ihn gewähren lassen. Den Mann hatte die qualvolle Erkenntnis der absurden Schändlichkeit von Kriegen überwältigt, eine Erkenntnis, die ihn plötzlich überkommen war, als



die Kugel seine Geschicklichkeit und Tauglichkeit als Handwerker für immer zunichte gemacht hatte. Er schaute auf die Überreste seiner Hand mit einem Grausen, das jede andere Regung erstickte. Schließlich ließ der arme Kerl doch zu, daß Barnet ihm den blutenden Stumpf verband und ihn durch den Graben aus der Feuerzone hinausschleppte...

Als Barnet zu seinen Männern zurückkam, verlangten sie schon dringend nach Wasser, und den ganzen Tag über litten alle im Schützengraben unter heftigem Durst. Ihr Essen bestand aus Schokolade und Brot.

„Anfänglich“, schreibt er, „war ich durch meine erste Feuertaufe höchst angeregt. Dann, als der Tag immer heißer wurde, empfand ich ungeheure Langeweile und Unmut. Die Fliegen wurden äußerst lästig, und später überfielen mich Scharen von Ameisen in meinem flachen Schützenloch. Ich konnte nicht aufstehen und fortgehen, denn jemand hätte mich von einem Baum aus aufs Korn genommen. Ich dachte andauernd an den toten Preußen im Kornfeld und an die bitteren Flüche meines eigenen Mannes. Verdammter Wahnsinn! Es war ein verdammter Wahnsinn. Aber wer trug Schuld daran? Wie waren wir da hineingeraten?...

Am frühen Nachmittag versuchte ein Flugzeug uns mit Dynamitbomben zu vertreiben, aber es wurde ein oder zwei Male von Kugeln getroffen und stürzte plötzlich zwischen den Bäumen ab.

„Von Holland bis zu den Alpen“, dachte ich, Bussen eineinhalb Millionen Männer kauern und liegen und danach trachten, einander unheilbare Verletzungen zuzufügen. Das Ganze ist verrückt bis zur Unmöglichkeit, ein Alptraum. Jeden Augenblick werde ich daraus erwachen.

Dann nahm dieser Satz in meinen Gedanken von selbst eine andere Bedeutung an: Jeden Augenblick wird die Welt daraus erwachen.

Ich überlegte, wie viele Tausende von Männern unter den Hunderttausenden waren, deren Geist gegen diese alten Traditionen von Fahmentreue und Vaterland rebellierte. Standen wir nicht vielleicht bereits unmittelbar vor der letzten Krise, im dunkelsten Augenblick des schrecklichen Alptraumes, bevor der Schläfer es nicht mehr erträgt — und erwacht?

Ich weiß nicht, zu welchem Schluß ich in meinen Grübeleien kam. Ich glaube, ich kam zu keinem Schluß, sondern wurde vielmehr durch das

ferne Donnern von Geschützfeuer, mit dem die Beschießung von Namur begann, abgelenkt."

7

Doch bis jetzt hatte Barnet nur den bescheidenen Beginn eines modernen Krieges erlebt. Bisher war er nur an einer kleinen Schießerei beteiligt gewesen. Ein Bajonettangriff, der die vorgeschobene Linie durchbrach, fand mehr als dreißig Kilometer entfernt bei einem Ort namens Croix Rouge statt, und in dieser Nacht gab man die Schützengräben auf, und er und seine Kompanie konnten sich in der Dunkelheit unbehelligt und ohne weitere Verluste zurückziehen. Sein Regiment marschierte ungehindert hinter den Verschanzungen zwischen Namur und Sedan zu einem Ort namens Mettet und von dort nordwärts über Antwerpen und Rotterdam nach Haarlem. Von hier wurde es weiter in den Norden Hollands verlegt. Erst nach diesem Marsch durch Holland wurde er sich über das ganze Grauen des Krieges klar, in dem er eine unmaßgebliche Statistenrolle spielte.

Er beschreibt recht anschaulich den Weg über die Hügel und Ebenen von Brabant, das mehrfache Übersetzen über Nebenarme des Rheins und den Wechsel der Szenerie von der belgischen Hügellandschaft zu den ebenen fruchtbaren Wiesen, den sonnigen Deichstraßen und zahllosen Windmühlen Hollands. In jenen Tagen war das Land von Alkmaar und Leiden bis zur Mündung der Ems unversehrt. Drei große Provinzen, Südholland, Nordholland und der Zuiderseebereich, zu verschiedenen Zeiten zwischen dem frühen 10. Jahrhundert und 1945 dem Meer abgewonnen und alle metertief unter dem Spiegel der Wogen außerhalb der Deiche, boten ihre üppigen Polder den Strahlen der nördlichen Sonne dar und nährten eine zahlreiche und fleißige Bewohnerschaft. Ein ausgeklügeltes Netz von Gesetzen, Gewohnheitsrechten und Tradition gewährleistete die ständige Wachsamkeit und Verteidigungsbereitschaft gegen die anstürmende See. Weit über dreihundert Kilometer erstreckte sich zwischen Walcheren und Friesland, von aller Welt bewundert, die Linie der Dämme und Pumpstationen.

Wäre einem neugierigen Gott der Sinn danach gestanden, den Verlauf der Ereignisse in diesen nördlichen Provinzen zu verfolgen, während

die Briten durch das Land marschierten, er hätte einen bequemen Beobachtungsplatz auf einer der großen Kumuluswolken gefunden, die während dieser ereignisreichen Tage vor der großen Katastrophe langsam über den blauen Himmel zogen. Denn es war heiß und klar und nur eine Spur dunstig. Dieser Gott hätte auf weite sonnenbeschienene Wiesen hinabgeblickt, über die nur gelegentlich Wolkenschatten zogen, auf Wasserflächen, in denen sich der Himmel spiegelte und die gesäumt und durchzogen waren von Weiden und silbrigen Wasserpflanzen, auf die weißschimmernden Straßen im hellen Sonnenlicht dazwischen, und auf das Netzwerk blauer Kanäle. Auf den Wiesen weideten Kühe, auf den Straßen herrschte ein lebhafter Verkehr von Tieren, Fahrrädern und buntgefärbten Automobilen der Bauern, in den Kanälen schwammen unzählige Motorbarken und wetteiferten mit dem dichten Straßenverkehr. Und überall, vereinzelt zwischen Heuschobern und Scheunen, in Gruppen neben den Straßen, in abgelegenen Dörfern mit hübschen alten Kirchen, oder in größeren, von Kanälen durchzogenen Städten mit vielen Brücken und gestutzten Bäumen, standen menschliche Behausungen.

Die Bevölkerung dieses Landes war nicht streitsüchtig. Hollands Interessen und Sympathien waren so verteilt, daß es sich schließlich im Krieg der Weltmächte weder auf die eine noch auf die andere Seite schlug und passiv blieb. Und überall längs der Strafen, auf denen die Armeen marschierten, standen in Grüppchen oder in Haufen unparteiische Beobachter, Kinder und Frauen in ihren weißen Hauben und altertümlichen Holzschuhen und ältere glattrasierte Männer, die ruhig und nachdenklich an ihren langen Tonpfeifen zogen. Sie hatten keine Angst vor den Eindringlingen; die Tage, in denen „Soldatentum“ gleichbedeutend war mit Banden liederlicher Plünderer, lagen weit zurück ...

Der Beobachter in den Wolken hätte zahlreiche Männer in Khaki-Uniformen und graugestrichenes Kriegsmaterial über das ganze holländische Tiefland verteilt gesehen. Auch hätte er lange, mit großen Kanonen oder anderem Kriegsmaterial beladene Züge sowie Truppentransporte, die sich wegen der stets befürchteten Angriffe nur langsam bewegten, auf den nach Norden führenden Schienensträngen wahrgenommen. Er hätte Scheide und Rhein voller Schiffe gesehen, die immer mehr Menschen und Material ausspien, hätte Rastplätze

und Vorratslager und Landeplätze gesehen, auch die langen geschäftigen Raupenfahrzeuge der Kavallerie und Infanterie, die niedrigen Gepäckwagen, die riesigen Lafetten großer Geschütze, alle langsam zwischen den Weiden über die Dämme nach Norden strebend, auf Straßen, die von Neutralen gesäumt waren, und unbehindert durch die unschlüssig zusehenden Holländer. Alle Barken und Schiffe auf den Kanälen waren für die Transporte beschlagnahmt worden. In dem klaren warmen Wetter mußte das alles von hoch oben wie ein ausschweifendes Fest von belebten Spielzeugpuppen ausgesehen haben.

Als die Sonne im Westen sank, verschleierte ein zarter goldfarbener Dunst den Anblick ein wenig, das Bild wurde in eine wärmere Glut getaucht und bekam durch die länger werdenden Schatten eher das Aussehen eines Reliefs. Die Schatten der großen Kirchentürme erstreckten sich immer weiter, bis sie den Horizont erreichten und in der allgemeinen Dunkelheit untergingen; und dann, langsam und leise, die Welt allmählich in blauschwarze Tücher hüllend, kam die Nacht — erst nur mit ihrem Dunkel, dann mit schwach aufleuchtenden Punkten da und dort und schließlich mit ihrem ganzen nächtlichen Glanz von Hunderttausenden von Lichtern. In diesem Widerstreit von Dunkel und verstreuten Lichtern erhob sich das Geräusch unablässiger Aktivität, um so lauter und deutlicher, je beschränkter die Sicht wurde. Vielleicht blieb der Beobachter in seinem dahintreibenden durchscheinenden Wolkensitz unter den Sternen die ganze Nacht hindurch wach; vielleicht schlummerte er ein. Wenn er aber diesem so natürlichen Verlangen nachgab, wurde er in der vierten Nacht dieses großen Flankenaufmarsches aufgeschreckt, denn das war die Nacht der großen Luftschlacht, die das Schicksal von Holland entschied.

Endlich kam *es* zum Kampf zwischen Flugzeugen. Plötzlich war rings um ihn, über und unter ihm, die Hölle los, mit Geschrei und Gedröhne aus allen vier Himmelsrichtungen, tobend, wild durcheinanderstürzend, hoch zum Zenit steigend und in die Tiefe stoßend, kamen sie, um die Millionen Menschen am Boden anzugreifen oder zu verteidigen.

Insgeheim hatten die europäischen Mittelmächte alle ihre Aeroplane zusammengezogen und warfen sie nun, wie ein Riese Zehntausende von Messern mit einer Hand schleudern würde, auf das holländische Tiefland. Und inmitten dieser Flugzeugschwärme waren fünf, die in

rasender Fahrt zu den Deichen Hollands strebten. Sie trugen Atombomben. Vom Norden, Westen und Süden stiegen alliierte Flugzeuge zur Abwehr auf und stürzten sich auf diese unerwarteten Angreifer. So begann der Krieg in der Luft. Männer brausten in dieser Nacht durch die Luft, kämpften und fielen gleich Erzengeln. Der Himmel regnete Helden auf die erstaunte Erde. Sicherlich war diese letzte Schlacht der Menschheit die gewaltigste. Was war der wilde Schwerterkampf der homerischen Helden, was war der Angriff knarrender Streitwagen gegenüber diesem rasenden Vorwärtsstürmen, diesem schwindelerregenden Triumph, diesem ungestümen Hineinstürzen in den Tod?

Und dann fuhr mitten durch diesen Tumult von Duellen in den Lüften, der im leeren Raum zwischen den Lichtern auf dem Boden und den Sternen unablässig bebte und dröhnte und wogte, ein Sturm und ein Getöse lauter als Donner, als sich erst eine und dann mehrere immer länger werdende feurige Schlangen gierig auf die holländischen Deiche stürzten, zwischen Land und Meer niedergingen und wieder in ungeheuren Feuersäulen und grellroten Dampfwolken aufloderten.

Und blendende Helligkeit riß das kleine Land aus dem Dunkel, das stille und friedliche mit seinen Kirchtürmen und Bäumen, nun voll blanken Entsetzens, und das Meer stürzte wütend und rot schäumend wie eine Woge von Blut über es hinweg ...

Durch die dichtbevölkerten Landstriche hallte ein fremder vielstimmiger Schrei und hastiges Sturmgeläute ...

Die unversehrten Flugzeuge drehten ab und flohen aus dem Himmel darüber, als fühlten sie plötzlich Schuld auf sich ...

Durch ein Dutzend lodernder Krater, die kein Wasser zu löschen vermocht hätte, stürzten sich die Wasserwogen auf das Land ...

„Wir verfluchten unser Schicksal“, erzählt Barnet, „daß wir an diesem Abend unsere Quartiere in Alkmaar nicht erreichen konnten. Dort lagen, wie uns gesagt worden war, Vorräte, Tabak und alles, was wir dringend benötigten. Aber der Hauptkanal von Zaandam und Amsterdam war hoffnungslos von Schiffen verstopft, und wir waren

froh, als wir durch eine Lücke im allgemeinen Gedränge in einem kleinen, vollkommen heruntergekommenen und überwucherten Hafen vor einem verlassenen Haus einlaufen konnten. Wir brachen in das Haus ein und fanden im Keller eine Tonne mit Heringen, einen Haufen Käse und Steinkrüge voll Gin; damit weckte ich die Lebensgeister in meinen hungrigen Männern. Wir machten Feuer, rösteten den Käse und grillten die Heringe. Keiner von uns hatte in den letzten vierzig Stunden geschlafen, und ich beschloß, bis zum Morgengrauen in diesem Refugium zu bleiben. Wenn dann der Schiffsverkehr immer noch stockte, wollte ich unsere Barkasse zurücklassen und zu Fuß das letzte Stück Weges nach Alkmaar marschieren.

Die Stelle, an der wir angelegt hatten, lag etwa hundert Meter vom Kanal entfernt, und unter einer kleinen Ziegelbrücke hindurch konnten wir die Schiffsansammlung auf dem Kanal sehen und die Stimmen der Soldaten hören. Dann kamen noch fünf oder sechs weitere Barkassen herein und legten neben der unseren an. Auf zweien von ihnen waren Soldaten vom Regiment Antrim, mit denen ich die gefundenen Vorräte teilte. Als Gegengabe erhielten wir Tabak. Westlich von uns erstreckte sich eine große Wasserfläche, und dahinter waren Häusergruppen und ein oder zwei Kirchtürme zu sehen. Da für so viele Männer auf der Barkasse kaum Platz war, ließ ich einige Trupps, insgesamt vielleicht dreißig oder vierzig Mann, am Ufer biwakieren. Damit das Mobiliar nicht beschädigt wurde, verbot ich das Betreten des Hauses und hinterlegte einen Schuldschein für die entnommenen Nahrungsmittel. Besonders froh waren wir über den Tabak und die Feuer, da uns zahlreiche Mücken umschwirrten.

Über dem Eingang des Hauses, aus dem wir uns verköstigt hatten, stand der Spruch: Vreugde bij Vrede — Freude und Friede — und alles sprach dafür, daß der Eigentümer Gemütlichkeit liebte und sich hier in Muße seinen Lieblingsbeschäftigungen gewidmet hatte. Ich ging durch den gepflegten, reizenden Garten voller großer Rosenbüsche und Hagebuttensträucher zu seinem anheimelnden kleinen Sommerhäuschen. Dort setzte ich mich nieder und sah den Männern zu, die in Gruppen am Ufer kochten und lagerten.

In den letzten zwei Wochen hatte ich alle Hände voll zu tun gehabt, die mir erteilten Befehle auszuführen. Die ganze Zeit hatte ich bis zur äußersten Grenze meiner geistigen und körperlichen

Leistungsfähigkeit gearbeitet und mir nur in kurzen Momenten der Ruhe ein wenig Schlaf gegönnt. Nun lag diese köstliche, unerwartete Pause vor mir, ich konnte entspannt darüber nachdenken, was ich tat, und empfand, wie gewaltig und wunderbar alles war. Ich genoß die Zuneigung der Männer meiner Kompanie und war voll Bewunderung für ihre bereitwillige Unterordnung und Anpassung an die Erfordernisse unserer Aufgabe. Ich beobachtete ihr Verhalten und lauschte ihren munteren Gesprächen. Wie willig diese Männer doch waren! Wie bereit, meiner Führung zu gehorchen und sich uneingeschränkt dem gemeinsamen Ziel unterzuordnen! Ich dachte daran, wie mannhaft sie alle Strapazen und Mühen der letzten Wochen ertragen, sich abgehärtet und Kameradschaft geschlossen hatten, und wieviel Gutes trotz allem in unserem törichten menschlichen Wesen steckte. Denn sie waren ja nur eine zufällig zusammengewürfelte Gruppe — ihre Geduld und Bereitschaft wartete, wie die Energie des Atoms, auf den richtigen vernünftigen Einsatz. Wieder überkam mich mit überwältigender Macht die Erkenntnis, daß die Menschen vor allem eines nötig hatten, eine gute Führung, und daß es die dringendste Aufgabe war, eine solche Führung zu finden und die eigene Person im Blick auf das gemeinsame Ziel unseres Geschlechts zu vergessen. Wieder einmal sah ich das Leben klar vor mir..."

Es ist sehr bezeichnend für diesen „eher dicklichen“ jungen Offizier, der später dies alles in seinen „Wanderjahren“ niederschrieb. Sehr bezeichnend auch für den Geisteswandel, in dem sich damals eine neue Epoche der Menschheitsgeschichte ankündigte.

Er berichtet weiter von der Loslösung von individualistischen Tendenzen durch Wissenschaft und Militärdienst und davon, daß er diesen „rettenden Weg“ gefunden hätte.

All das war damals zweifellos sehr erregend und originell; heute erscheint es uns als das Selbstverständlichste im menschlichen Leben. Die Glut des Sonnenunterganges verblaßte, der letzte Dämmererschein wich dem Dunkel der Nacht. Die Feuer brannten heller, und ein paar Iren am anderen Ufer begannen zu singen. Aber Barnets Männer waren für solche Dinge zu müde, und bald lagen alle auf der Barkasse und am Ufer in Schlaf.

„Ich allein konnte anscheinend keine Ruhe finden. Vermutlich war ich übermüdet, und nach kurzem unruhigen Schlummer an der Steuerpinne der Barkasse schreckte ich hoch, hellwach und nervös ...

In dieser Nacht schien Holland ausschließlich aus Himmel zu bestehen. Nur undeutlich waren die Dinge um uns zu erkennen, vielleicht ein Heuschaber oder eine Reihe Pappeln, und über uns schwebte eine grenzenlose Weite. Noch war der Himmel leer. Aber irgend etwas an diesem Himmel beunruhigte mich vage.

Und dann wurde ich melancholisch. Ich entdeckte einen seltsam sorgenvollen und schicksalsergebenen Zug an den Schläfern rings um mich, an diesen Männern, die so weit marschiert waren und ihr geordnetes Leben zurückgelassen hatten, um an diesem verrückten Feldzug teilzunehmen, diesem Feldzug, der nichts brachte und alles verschlang, diesem sinnlosen Kampffieber. Ich erkannte, wie unbedeutend und hinfällig das Leben eines Menschen war, eine Beute des Zufalls, wie lächerlich unfähig der einzelne war, selbst den allerbescheidensten seiner Träume zu verwirklichen. Und ich fragte mich, ob es immer so sein würde, ob es dem Menschen bis zum letzten Tag seines Daseins versagt bleiben würde, sein Geschick in die eigene Hand zu nehmen und es nach seinem Willen zu gestalten. Vielleicht würde er immer lebenswürdig aber neidisch bleiben, strebsam aber unbeständig, begabt und unvernünftig impulsiv, bis seine Zeit auf Erden abgelaufen war ...

Ich wurde aus diesen Gedanken aufgeschreckt, als mir plötzlich zu Bewußtsein kam, daß sich vom Nordosten her in großer Höhe ein Flugzeuggeschwader näherte. Die einzelnen Maschinen sahen aus wie schwarze Punkte im mitternächtlichen Blau. Ich erinnere mich, daß ich sie zuerst eher gleichgültig beobachtete — so wie man etwa einen Schwarm Vögel wahrnimmt. Dann erkannte ich, daß sie nur der äußerste Flügel einer großen Luftflotte waren, die sehr rasch von der Grenze her in breiter Front vorstieß, und schaute genauer hin.

Sofort als ich die ganze Flotte sah, wunderte ich mich, daß ich sie nicht schon früher bemerkt hatte.

Ich erhob mich leise, da ich meine Männer nicht wecken wollte, aber mein Herz schlug nun schneller vor Überraschung und Erregung. Ich lauschte angespannt, ob von der Front her das Knallen von Schüssen zu hören wäre. Fast instinktiv wandte ich mich hilfesuchend nach Süden und Westen, und da sah ich, schon viel näher, als wären sie plötzlich aus der Dunkelheit aufgetaucht, drei Reihen von Aeroplanen ebenso rasch herankommen, eine Gruppe von Staffeln sehr hoch oben, die Hauptstreitmacht in einer Höhe von vielleicht drei- bis



sechshundert Metern, und eine nicht feststellbare Anzahl schwer zu erkennender Tiefflieger. Die mittlere Schar flog so dicht aufgeschlossen, daß sie ganze Sternengruppen verdeckte. Und nun wurde mir klar, daß es zu einer Luftschlacht kommen würde.

Wie diese fast unsichtbaren Gegner hoch über den schlafenden Scharen rasch und geräuschlos aufeinander zustrebten, war äußerst merkwürdig. Alle rings um mich schliefen noch; es gab bis jetzt keinerlei Anzeichen von Unruhe in den Schiffen auf dem Hauptkanal, der mit seinen arglos brennenden Lampen und Lagerfeuern am Ufer in seinem ganzen Verlauf von oben klar zu erkennen sein mußte. Dann hörte ich weit entfernt aus der Richtung von Alkmaar Hornsignale, gefolgt von Schüssen und wilden Glockengeläute. Ich beschloß, meine Männer so lange wie möglich schlafen zu lassen ...

Die Schlacht entwickelte sich mit traumähnlicher Schnelligkeit. Ich glaube nicht, daß mehr als fünf Minuten verstrichen von dem Augenblick, an dem ich die mitteleuropäische Luftflotte entdeckte, bis zu dem Zusammenprall mit der unseren. Ich sah ihre Silhouetten sich ganz deutlich gegen das helle Blau des nördlichen Himmels abheben. Die alliierten Flugzeuge — meist französische — stürzten wie ein wilder Regenschauer, oder besser noch wie ein Hagelsturm, auf den Kern der mitteleuropäischen Flotte. Es gab knatternde Geräusche — die ersten, die ich hörte —, vermutlich beginnender Schußwechsel. Leuchtspuren, ähnlich sommerlichen Blitzen — an Nordlichter erinnernd —, erhellten den Himmel, und dann entwickelte sich da oben, noch weitgehend geräuschlos, ein wildes Schlachtgewirr. Manche der mitteleuropäischen Flugzeuge wurden sicherlich von den Angreifern getroffen, andere waren offenbar schwer beschädigt und stürzten brennend ab, daß die Flammen einen geradezu blendeten und einem die Sicht auf die Schlacht raubten, so als wäre diese plötzlich dem Blickfeld entschwunden.

Und dann, während ich noch hinausstarrte und meine Augen mit der Hand vor dem grellen Licht zu schützen versuchte, und während sich meine Männer zu rühren begannen, wurden die Atombomben auf die Deiche geworfen. Sie fuhren mit einem gewaltigen Getöse herab, stürzten in die Tiefe wie Luzifer und hinterließen eine flammende Spur am Horizont. Die Nacht, die durchsichtig gewesen war und belebt von den tausend Einzelheiten dieser Ereignisse, schien plötzlich wie ausgelöscht, und nur noch der tiefschwarze Hintergrund dieser

ungeheuerlichen Feuersäulen blieb zurück

Dem Donner folgte ein heulender Sturm, und der Himmel füllte sich mit zuckenden Blitzen und dahinjagenden Wolken . Der Aufschlag schien alles verwandelt zu haben Eben noch war ich ein einsamer Beobachter in einer schlafenden Welt gewesen. Im nächsten Augenblick waren alle auf den Beinen, wach und in heller Aufregung...

Und dann erreichte mich ein Windstoß, riß mir die Kappe vom Kopf und mähte das Sommerhäuschen von Vreugde bij Vrede hinweg, wie eine Sense das Gras. Ich sah die Bomben fallen. Dann schoß aus jedem der Einschläge eine riesige, grell leuchtende Feuersäule hoch, und gewaltige Massen von rötlichem Dampf und fliegenden Trümmern verdeckten den Horizont. Der Feuerschein erhellte einen kilometerweiten Landstrich und ich erkannte Kirchen, Häuser und Bäume als schwarze Schatten. Und plötzlich begriff ich. Die mitteleuropäischen Mächte hatten die Deiche angegriffen, und diese lodernde Helle bedeutete, daß die Deiche geborsten waren, und daß das Meerwasser binnen kurzem über uns hereinbrechen würde..."

Er schildert im folgenden mit einer gewissen Weitschweifigkeit die von ihm unternommenen — unter den gegebenen Umständen sehr vernünftigen — Maßnahmen gegen diese furchtbare Katastrophe. Er beorderte seine Männer an Bord und verständigte die benachbarten Boote. Er schickte den als Maschinenmaat eingeteilten Offizier auf seinen Posten, ließ den Motor anwerfen und die Vertäuung lösen. Dann kümmerte er sich um die Verpflegung, ließ von fünf Mann noch ein paar Dutzend Käse aus dem Haus holen und nahm sie an Bord, ehe das Flutwasser heran war. Er ist zu Recht stolz auf seine kaltblütige Handlungsweise. Sein Plan war, mit voller Kraft der ankommenden Flut entgegenzusteuern, und er dankte dem Himmel, daß er nicht zwischen anderen Schiffen im Hauptkanal eingekeilt war. Doch Überschätzte er vermutlich die Gewalt der Flut, er fürchtete, wie er erklärte, hinweggeschwemmt und gegen die Häuser und Bäume getrieben zu werden.

Er nennt keine ungefähre Zeitspanne zwischen dem Bersten der Dämme und dem Herankommen des Wassers, aber vermutlich waren es zwanzig bis dreißig Minuten. Er arbeitete jetzt mit Handlaternen in einem sturmdurchtosten Dunkel, und ließ Bug- und Hecklampen aushängen...

Von dem Wasser, das durch die fast weißglühenden Breschen in den Schutzdämmen einströmte, stiegen nämlich wirbelnde Dampfschwaden auf und verhüllten bald völlig die Sicht auf die flammenden Explosionszentren...

„Schließlich kam das Wasser wie eine Wand auf uns zu, so als rollte eine breite Walze über das Land. Es kündigte sich durch ein tosendes Brausen an. Ich hatte so etwas wie einen Niagarafall erwartet, aber die Front war vermutlich nicht höher als dreieinhalb Meter. Unsere Barke stand einen Augenblick lang still, bekam einen Schwall Wasser über den Bug und stieg dann auf. Ich gab Befehl volle Kraft voraus, ließ gegen die Flut steuern und hielt verbissen meine Position. Der Sturm war fast ebenso stark wie die Strömung, und wir stießen mit allen möglichen schwimmenden Objekten aus dem Bereich zwischen uns und dem Meer zusammen. Das einzige Licht kam jetzt von unseren Lampen, denn der Qualm war so dicht geworden, daß die Sicht nur wenige Meter weit im Umkreis um unsere Barke reichte, und das Toben von Wind und Wasser schnitt uns von entfernteren Geräuschen ab. Die dunkel schimmernden Wogen wirbelten an uns vorbei, rollten aus ebenholzener Schwärze in den Schein unserer Lampen und verschwanden wieder in undurchdringlicher Finsternis. Und auf dem Wasser wurden, nur für einen Augenblick erkennbar, Dinge vorbeigetrieben, ein gekentertes Boot, eine Kuh, Balken eines Dachstuhls, ein Gewirr von Packkisten und Brettern. Die Dinge kamen wie aus dem Nichts in Sicht, stießen polternd gegen das Boot oder huschten vorbei. Einmal erkannte ich ganz deutlich das weiße Gesicht eines Mannes...

Die ganze Zeit stand vor uns eine Gruppe windgepeitschter, halb überfluteter Bäume. Als wir uns ihnen langsam näherten, ließ ich seitlich steuern, um ihnen auszuweichen. Sie schienen sich vor dem Hintergrund der dunklen Dampfwolken in wilder Verzweiflung zu winden. Ein großer Ast brach ab und stieß heftig gegen unsere Barke. Langsam kamen wir voran. Bevor Vreugde bij Vrede von der Nacht verschluckt wurde, sah ich es fast achtern vor uns...

Am Morgen war Barnets Barke immer noch flott. Ihr Bug war stark beschädigt, und seine Männer und drei weitere Boote in Schlepptau. Sie befanden sich irgendwo zwischen Amsterdam und Alkmaar, aber er konnte nicht feststellen wo. Der Tag hatte nur schwaches Dämmerlicht gebracht. Graue Fluten dehnten sich auf allen Seiten unter einem düsteren Himmel, und aus den Wellen ragten die Giebel von meist stark beschädigten Häusern, die Wipfel von Bäumen, Windmühlen, sozusagen das obere Drittel der vertrauten holländischen Landschaft. Und auf dem Wasser trieben im Dunst schwer erkennbar eine Menge Barken und kleinere Boote, manche davon gekentert, dazu Möbelstücke, Gerümpel, Balken und allerhand sonstiges Treibgut.

Die Ertrunkenen hatte das Wasser verschlungen. Nur da und dort wiesen eine tote Kuh oder eine starre Gestalt, die sich noch krampfhaft an eine Kiste oder einen Stuhl oder etwas derartiges klammerte, auf das Ausmaß des verborgenen Blutbades hin. Erst am Donnerstag kamen die Leichen in großer Zahl an die Oberfläche. Ein grauer Nebel behinderte die Sicht nach allen Seiten und schloß sich über ihnen zu einem Baldachin zusammen. Am Nachmittag klarte es ein wenig auf, und über der Wasserwüste wurden ferne im Westen unter riesigen Schwaden von Dampf und Staub die flammendroten Eruptionen der Atombomben sichtbar.

Sie leuchteten matt und düster durch den Nebel, wie die Morgensonne in London. „Sie stiegen aus der See hoch“, schreibt Barnet, „wie feurige Wasserlilien.“

Barnet scheint den ganzen Vormittag mit Rettungsaktionen entlang des Kanals beschäftigt gewesen zu sein. Er half Menschen, die im Wasser trieben, machte gekenterte Boote wieder flott und holte Leute von den Dächern ihrer einsturzgefährdeten Häuser. Er begegnete anderen Militärbarken, die ebenso halfen, und erst spät am Tag, als das Allernötigste getan war, dachte er an Verpflegung und Trinkwasser für seine Männer und an die weiteren Maßnahmen, die er treffen wollte. Sie hatten ein wenig Käse, aber kein Wasser. „Die da oben“, diese mysteriösen Befehlshaber, waren nunmehr gänzlich verschwunden. Er begriff, daß er jetzt auf eigene Verantwortung handeln mußte.

„Man hatte das Gefühl, daß die Zerstörung so weit reichte und sich die Welt so verändert hatte, daß es sinnlos war, irgendein Ziel anzusteuern in der Erwartung, dort alles so vorzufinden, wie es vor dem Krieg gewesen war. Ich saß mit Mylins, meinem Ingenieur, mit Kemp und zwei anderen Deckoffizieren auf dem Achterdeck, und wir berieten über das weitere Vorgehen. Wir hatten weder etwas zu essen, noch eine Bestimmung, und waren uns darüber einig, daß unsere Kampfkraft verschwindend gering war und wir uns vor allem dringend um Verpflegung kümmern und mit der nächsthöheren Dienststelle in Verbindung setzen mußten. Welcher Schlachtplan auch immer unser Vorgehen gelenkt haben mochte, er war zunichte gemacht. Mylins war der Meinung, wir könnten westwärts steuern und über die Nordsee nach England zurückkehren. Er schätzte, daß man mit einer Barke wie der unseren die Küste von Yorkshire innerhalb von vierundzwanzig Stunden erreichen müßte. Aber diesen Vorschlag verwarf ich wegen des Mangels an Proviant und vor allem wegen unseres dringenden Bedarfs an Trinkwasser.

Jedes Boot, dem wir in die Nähe kamen, bat uns um Wasser, und diese Bitten trugen viel dazu bei, unseren Durst zu verschlimmern. Ich kam zu dem Schluß, daß wir, nach Süden steuernd, ein hügeliges oder zumindest nicht überflutetes Gebiet erreichen müßten. Dort würden wir landen, einen Bach finden, unseren Durst löschen und Verpflegung und neue Befehle erhalten. In vielen Barken, die neben uns im Nebel trieben, befanden sich britische Soldaten. Sie kamen aus dem Nordseekanal, aber niemand war über den Gang der Ereignisse besser informiert als wir. ‚Die da oben‘ hatten sich völlig in Luft aufgelöst.

‚Die da oben‘ meldeten sich kurz wieder an diesem Abend. Von einem britischen Torpedoboot wurde mit einem Megaphon durchgegeben, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden sei, zugleich mit der erfreulichen Nachricht, daß man Verpflegung und Wasser eiligst über den Rhein herunter schaffen würde, und sie bei einem schwimmenden Depot auf dem alten Rhein oberhalb von Leiden ausgefaßt werden könnten.“

Wir wollen jedoch Barnets Beschreibung seiner seltsamen Fahrt über Land zwischen Dämmen, Häusern und Kirchen bei Zaandamand zwischen Haarlem und Amsterdam vorbei nach Leiden nicht weiter verfolgen. Es war eine Fahrt durch rötlich schimmernden Nebel, in

einer Welt voller schattenhaften Schwaden und seltsamer Geräusche, eine Fahrt, auf der jede andere Empfindung von einem brennenden Durst überschattet wurde. „Wir saßen“ schreibt er, „in einer kleinen Gruppe beisammen, sprachen wenig, und die Männer im Vorderschiff waren bloß noch ein Häufchen Dulder. Nur das ständige Miauen einer Katze war zu hören, die einer der Männer von einer schwimmenden Heuraufe in der Nähe von Zaandam gerettet hatte. Wir hielten nach dem Taschenkompaß, den Mylins bei sich hatte, Kurs nach Süden...

Ich glaube nicht, daß sich irgendeiner von uns als Angehöriger einer geschlagenen Armee fühlte, auch hatten wir nicht den Eindruck, daß der Krieg für uns ein bestimmender Faktor war. Wir empfanden das Ganze eher als eine ungeheure Naturkatastrophe. Die Atombomben hatten die internationalen Probleme zu vollkommener Bedeutungslosigkeit verkleinert. Wenn wir uns einmal nicht mit unseren unmittelbaren Bedürfnissen befaßten, sprachen wir über die Möglichkeit, den Gebrauch dieses furchtbaren Sprengstoffs zu stoppen, bevor die Welt völlig zerstört war. Uns erschien es vollkommen klar, daß diese Bomben und die noch größere Vernichtungskraft, deren Vorläufer sie waren, ohne weiteres jede menschliche Beziehung oder auch Institution vernichten könnten.

„Was werden die da oben tun“, fragte Mylins, was werden die tun? Es ist klar, daß es keinen Krieg mehr geben darf, und ebenso klar, daß es in irgendeiner Form eine Regierung geben muß. Das -all das - ist ganz undenkbar.“

Ich antwortete nicht sogleich. Irgend etwas — ich weiß nicht was — hatte mich an den Mann erinnert, dessen Verwundung ich am ersten eigentlichen Gefechtstag erlebt hatte. Ich sah wieder seine von Zorn und Tränen erfüllten Augen vor mir, die jämmerlich blutende Fleischmasse, die noch vor fünf Minuten eine geschickte menschliche Hand gewesen war, und hörte seinen entrüsteten Protest. „Verdammter Mist“, hatte er geschluchzt, „meine rechte Hand, Sir, meine *rechte* Hand...“

Meine Zuversicht hatte mich eine Zeitlang ganz verlassen. Ich fürchte wir sind zu — zu töricht, sagte ich zu Mylins, um den Krieg je zu stoppen. Wenn wir vernünftig gewesen wären, hätten wir es vor dem jetzigen tun sollen. Ich fürchte, das hier — ich deutete auf die gespenstigen schwarzen Konturen einer zerstörten Windmühle, die sinnlos und häßlich aus dem blutigroten Wasser emporragte — das

hier ist das Ende."

10

Doch nun muß sich unsere Geschichte von Frederick Barnet und seiner Barke voller hungriger und sterbender Männer trennen.

Eine Zeitlang sah es — wenigstens in Westeuropa — so aus, als sei die Zivilisation endgültig zusammengebrochen. Die krönenden Knospen aus der Saat, die Napoleon gesät und Bismarck begossen hatte, waren wie „feurige Wasserlilien“ erblüht und loderten über vernichteten Nationen, über zerstörten und überfluteten Kirchen, über den Trümmern von Städten, über Feldern, die nicht mehr von Menschen bestellt werden konnten, und über einer Million dahintreibender Leichen.

Genügte der Menschheit diese Lektion, oder würde das Feuer des Krieges inmitten der Ruinen weiterbrennen?

Weder Barnet noch seine Gefährten konnten offenbar eine überzeugte Antwort auf diese Frage geben. Bereits einmal in der Geschichte, bevor die Weißen Amerika entdeckt hatten, war dort eine Zivilisation einem bloßen grausamen Kriegskult gewichen, und eine Weile wollte es vielen nachdenklichen Männern scheinen, als wiederholte sich weltweit in großem Stil dieser Aufstieg des Kriegers, der Triumph des Zerstörungstriebes unseres Geschlechts.

Die folgenden Kapitel von Barnets Geschichte malen diese verhängnisvolle Möglichkeit nur deutlicher aus.

Er entwirft eine Reihe von Vignetten über die, wie es schien, fast unwiederbringlich verlorene Zivilisation. Er fand die belgischen Hügel von Flüchtlingen wimmelnd und von Cholera verheert; die Überreste der Kampftruppen verhielten sich gemäß dem Waffenstillstand ruhig, ohne eigentliche Gefechtstätigkeit, jedoch mit der gewohnten feindseligen Wachsamkeit, und überall herrschte das Chaos. Über ihnen kreuzten Flugzeuge auf rätselhaften Missionen, und es gab Gerüchte über Kannibalismus und fanatische Hysterie im Semoytal und in den Waldregionen der östlichen Ardennen. Es kamen Berichte über einen Angriff der Chinesen und Japaner auf Rußland und über den Ausbruch einer gewaltigen Revolution in Amerika. Das

Wetter war stürmischer, als es die Menschen dieser Gegend je erlebt hatten, mit massiver Gewittertätigkeit und wilden Wolkenbrüchen...



## Das Ende des Krieges

## 1

Auf dem Berghang oberhalb des Städtchens Brissago mit Blick auf zwei langgestreckte Teile des Lago Maggiore, östlich bis Bellinzona, südlich bis Luino, liegt ein grasbewachsenes Hochplateau, das im Frühling mit unzähligen Feldblumen übersät ist. Noch schöner ist es im Juni, wenn die schlanke weiße Narzisse ihre Blüten öffnet. Westlich von diesem wunderhübschen Plateau erstrecken sich dichte Wälder mit tiefen Schluchten und schroffen hochragenden Felszacken. Über der Narzissenwiese steigt der Hang in steinerner, sonnendurchglühter Einsamkeit stufenweise empor bis zur Höhe der benachbarten Gipfel und reiht sich in die Kette der Berge ein. Dieser öde und herbe Hintergrund steht in lebhaftestem Kontrast zu der strahlenden Heiterkeit des großen Sees tief unten, zu dem weiten Blick auf fruchtbare Hügel, auf Straßen, Dörfer und kleine Wäldchen im Süden und Osten und auf die golden leuchtenden Reisfelder des Val Maggia im Norden.

Und weil es ein einsamer und unauffälliger Ort war, fernab von den sich häufenden Tragödien dieses Jahres der Katastrophen, fernab von brennenden Städten und Massensterben, erholsam und beruhigend und versteckt, versammelten sich hier die Staatsoberhäupter zu einer Konferenz, um wenn möglich, bevor es zu spät war, den Zusammenbruch der Zivilisation zu verhindern. Von jenem unermüdlichen Humanisten Leblanc, dem französischen Botschafter in Washington, einberufen, sollten die Weltmächte zu einem letzten verzweifelten Versuch, die Menschheit zu retten, zusammenkommen. Leblanc war einer jener schlichten Männer, deren Schicksal in Friedenszeiten die Bedeutungslosigkeit gewesen wäre. Als sich jedoch plötzlich durch eine tragische Katastrophe die menschlichen Probleme auf eine entscheidende Frage zuspitzten, fiel ihm gerade durch diese Vereinfachung eine geschichtlich bedeutende Rolle zu. Männer ähnlicher Art waren Abraham Lincoln und auch Garibaldi gewesen.

Und Leblanc mit seiner unverkennbar kindlichen Naivität, seiner vollkommenen Selbstlosigkeit, appellierte in dieser Wirrnis von Mißtrauen und drohenden Katastrophen zwingend für Vernunft und Besinnung. Und wenn er sprach, schwang in seiner Stimme eine ernste Mahnung. Er war ein kleiner, kahlköpfiger, bebrillter Mann, beseelt von einem intellektuellen Idealismus, jenem besonderen Geschenk Frankreichs an die Menschheit. Er war durchdrungen von der bestimmten Überzeugung, daß es keine Kriege mehr geben dürfe und daß der einzige Weg dazu eine einheitliche Regierung für die gesamte Menschheit war. In diesem Punkt ließ er «einerlei Einwände gelten. Gleich nach Beginn des Krieges, nach der Vernichtung der beiden Hauptstädte der kriegsführenden Mächte, legte er seinen Vorschlag dem Präsidenten im Weißen Haus vor. Er erörterte die Sache, als handle es sich um eine Selbstverständlichkeit. Zu seinem Glück war er in Washington und kam damit in Berührung mit jener unendlichen Kindlichkeit, die für die amerikanische Vorstellungskraft charakteristisch war. Denn die Amerikaner gehörten auch zu jenen unkompliziert denkenden Völkern, durch die die Welt gerettet wurde. Er gewann die Zustimmung des amerikanischen Präsidenten und des Kongresses für seine grundlegenden Ideen, jedenfalls erhielt er von dieser Seite genügend Unterstützung gegenüber den skeptischeren europäischen Regierungen, und mit dieser Rückendeckung machte er sich ans Werk — das zunächst vollkommen realitätsfern erschien —, alle Weltmächte zu einem gemeinsamen Vorgehen zusammenzubringen. Er schrieb zahllose Briefe, sandte Botschaften, unternahm hoffnungslos scheinende Reisen und bediente sich aller Mittel, die er finden konnte; niemand war ihm zu unbedeutend als Verbündeter oder zu halsstarrig für seine Argumente. Während der schrecklichen Augusttage des letzten Krieges muß dieser beharrliche, kleine, bebrillte Visionär eher wie ein Kanarienvogel gewirkt haben, der während eines wilden Unwetters hoffnungsfroh zwitschert. Und keine Häufung von Katastrophen konnte ihn in seiner Überzeugung erschüttern, daß ihnen ein Ende gesetzt werden konnte.

Denn die ganze Welt brannte damals in ungeheurer Vernichtung. Auf dem hochgerüsteten Erdball suchte eine Macht nach der anderen dem gegnerischen Angriff durch Erstattacke zuvorzukommen. Sie stürzten sich in irrer Panik in Kriege, ihre Bomben als erste einzusetzen. China und Japan waren in Rußland eingefallen und hatten Moskau zerstört,

die Vereinigten Staaten hatten Japan angegriffen, in Indien war eine anarchistische Revolution ausgebrochen und hatte Delhi zu einer Tod und Feuer speienden Hölle gemacht. Der gefürchtete Balkanherrscher mobilisierte seine Truppen. Es mußte schließlich für jedermann vollkommen klar sein, daß die Welt kopfüber in Anarchie schlitterte. Im Frühjahr 1959 stiegen von fast zweihundert Städten — und ihre Zahl wuchs von Woche zu Woche — die unlöschbaren, grell leuchtenden Feuersäulen der Atombomben auf. Das schwache Band gegenseitigen Vertrauens hatte sich gelöst, die Industrie war völlig desorganisiert, und in jeder dichter besiedelten Gegend starben die Menschen oder vegetierten am Rande des Hungertodes dahin. Die meisten Weltstädte brannten, Millionen von Menschen waren bereits umgekommen, und in weiten Gebieten gab es keine Regierung mehr. Ein zeitgenössischer Journalist verglich die Menschheit mit einem Schläfer, der im Traum mit Zündhölzern spielt und sich beim Erwachen inmitten einer Feuersbrunst findet.

Viele Monate lang stand die Frage offen, ob die menschliche Rasse den Willen und die Vernunft aufbringen würde, der neuen Situation zu begegnen und wenigstens den Versuch zu machen, den Zusammenbruch der Gesellschaft aufzuhalten. Zunächst vereitelte die Kriegslüsternheit jeden Versuch, die Kräfte der Bewahrung und des Aufbaues zu sammeln. Leblanc schien gegen Erdbeben zu protestieren und Vernunft eher im Krater des Ätna zu finden als sonstwo. Selbst als jetzt die angeschlagenen offiziellen Regierungen nach Frieden verlangten, gab es überall Banden unversöhnlicher und unbelehrbarer Patrioten, Usurpatoren, Abenteurer und politischer Desperados, die im Besitz der einfachen Geräte waren, um Atomenergie zu entfesseln und neue Zentren der Zerstörung zu schaffen. Das Material übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Leute einer gewissen Denkungsart aus. Warum sollte man klein begeben, solange man den Feind noch vernichten konnte? Sich unterwerfen, solange noch die Möglichkeit bestand, ihn aufzureiben? Die Vernichtungskraft, einst der letzte Ausweg für rechtmäßige Regierungen, war nun zur einzigen, allesbeherrschenden Kraft geworden. Während dieser Phase flammender Zerstörung gab es nur wenige besonnene Männer, die nicht in ähnliche Hoffnungslosigkeit verfielen, wie sie Barnet beschreibt, und gleich ihm erklärten: „Das ist das Ende ...“

Und während all dieser Zeit reiste Leblanc mit funkelnder Brille und

unerschöpflichen Argumenten hin und her und predigte die offenkundige Vernünftigkeit seiner Anschauung vor Ohren, die sich plötzlich nicht mehr verschlossen. Nicht ein einziges Mal hegte er den geringsten Zweifel, daß diese chaotische Situation ein Ende finden würde. Keine Kindergärtnerin konnte während eines Aufstandes ihrer Schützlinge überzeugt sein, daß ein Friede letztlich unausbleiblich war. Erst als liebenswerter Träumer belächelt, wurde er unmerklich immer mehr als Verkünder einer fernliegenden Möglichkeit betrachtet. Schließlich erschienen seine Ideen sogar durchführbar. Die Leute, die ihm 1958 mit ungeduldigem Lächeln gelauscht hatten, brannten, noch ehe das Jahr 1959 vier Monate alt war, darauf zu hören, was seiner Ansicht nach getan werden könnte. Er antwortete mit der Geduld eines Philosophen und der Klarheit eines Franzosen. Allmählich erhielt er immer hoffnungsvollere Reaktionen. Er überquerte den Atlantik und fuhr nach Italien, und hier begann er die Zusagen für seinen Kongreß zu sammeln. Aus den bereits erwähnten Gründen wählte er dieses grasbewachsene Hochplateau über Brissago. „Wir müssen uns“, sagte er, „von alten Schlußfolgerungen trennen.“ Mit Zuversicht, die durch die positiven Antworten gerechtfertigt war, machte er sich daran, die organisatorischen Voraussetzungen für seine Konferenz zu schaffen, die der Beginn einer neuen Ära sein sollte. Mit leichter Skepsis sahen die Teilnehmer der Konferenz entgegen. Leblanc empfing sie ohne Dünkel und überwachte alles mit unendlicher Bescheidenheit. Männer erschienen auf diesem Hochplateau mit Apparaten für drahtlose Telegraphie, andere folgten mit Zelten und Verpflegung. Eine kleine Seilbahn wurde von einer passenden Stelle aus an der Uferstraße errichtet. Leblanc kümmerte sich unermüdlich um jede Einzelheit, die die Stimmung bei diesem Treffen beeinträchtigen könnte. Man hatte ihn eher für einen Weltverbesserer gehalten, als für den Initiator zu dieser Versammlung. Und dann trafen sie ein, manche mit der Seilbahn, die meisten per Flugzeug, ein paar mit anderen Verkehrsmitteln, jene Männer, die zusammengerufen worden waren um über die Weltlage zu beraten. Die Konferenz erhielt keinen Namen. Neun Monarchen, die Präsidenten von vier Republiken, etliche Minister und Gesandte, bedeutende Journalisten und andere prominente und einflußreiche Männer nahmen an ihr teil, sogar Wissenschaftler. Und auch der weltberühmte alte Holsten kam, um mit der Staatskunst des

Individuums zur Lösung der ungeheuren Zeitprobleme beizutragen. Nur ein Leblanc hatte es wagen können, die führenden Köpfe aus Politik und Wissenschaft zusammenzurufen und die so kühne Hoffnung zu hegen, ihre Zustimmung zu erlangen...

## 2

Und einer von den zu dieser Konferenz der Staatenlenker Geladener kam schließlich zu Fuß, König Egbert, der junge Herrscher des verehrendswürdigsten Königreichs in Europa. Er war ein Rebell und hatte sich allezeit bewußt gegen den Prunk seines Amtes aufgelehnt. Er liebte lange Fußwanderungen und Übernachtungen in freier Natur. Er kam über den Santa Maria Maggiore-Paß nach Locarno und von dort mit dem Boot über den See nach Brissago. Von hier begann er den Aufstieg über einen hübschen Steig zwischen Eichen und Edelkastanien. Da er gemächlich gehen wollte, hatte er als Proviant ein wenig Brot und Käse mitgenommen. Das kleine Gefolge, das er zu seiner Bequemlichkeit und für Staatshandlungen brauchte, hatte er mit der Seilbahn vorausgeschickt. Ihn begleitete sein Privatsekretär Firmin, ein Mann, der seine Professur für Weltpolitik an der Londoner Wirtschaftsakademie aufgegeben hatte, um diesen Posten anzunehmen. Firmin besaß eher einen gründlichen als einen raschen Verstand. Er hatte sich von seiner neuen Stellung einen großen Einfluß erwartet und begann erst nach einigen Jahren zu begreifen, daß seine Aufgabe weitgehend im Zuhören bestand. Früher hatte er einen Ruf als Koryphäe auf dem Gebiet internationaler Beziehungen, Zollpolitik und Strategie gehabt und galt bei verschiedenen - anspruchsvolleren Trägern der öffentlichen Meinung als wertvoller Mitarbeiter. Aber die Atombombe hatte ihn vollkommen unvorbereitet getroffen, und er mußte seine früheren Anschauungen und die dämpfende Wirkung dieser Langzeitexplosivstoffe erst noch überwinden.

Des Königs Freiheit von den Fesseln der Etikette war uneingeschränkt. In der Theorie — und diese erfüllte ihn ganz — war sein Verhalten rein demokratisch. Nur aus Gewohnheit und Unachtsamkeit gestattete er Firmin, der in einem kleinen Laden der Stadt einen Rucksack entdeckt hatte, die beiden Bierflaschen zu

tragen. Tatsächlich jedoch hatte der König nie in seinem Leben etwas selbst getragen und nicht einmal gemerkt, daß er es nie getan hatte. „Wir brauchen keinerlei Begleitung“, sagte er „wir wollen niemanden bemühen.“

So trug Firmin das Bier.

Als sie aufstiegen — das Tempo gab eher der König als Firmin an — sprachen sie von der bevorstehenden Konferenz, und Firmin versuchte mit einem gewissen Mangel an Sicherheit, der ihn in den Tagen seiner Professur überrascht hätte, die politischen Aussichten seines Gefährten zu umreißen. „In einer erweiterten Form, Majestät“, sagte er, „gestehe ich dem Projekt Leblancs eine gewisse Annehmbarkeit zu. Aber ich meine, obwohl es empfehlenswert sein mag, eine Art allgemeiner Kontrolle der internationalen Angelegenheit — ähnlich dem Schiedsgericht in Den Haag mit größeren Vollmachten — einzurichten, sehe ich keinerlei Grund, die Prinzipien einer nationalen und imperialen Autonomie aus den Augen zu verlieren.“

„Firmin“, sagte der König, „ich werde meinesgleichen ein Beispiel geben.“

Firmin verbarg seine Befürchtungen hinter gespielterm Interesse.

„Indem ich diesen ganzen Mist hinschmeiße“, erklärte der König.

Als Firmin, der bereits ein wenig außer Atem war, zum Sprechen ansetzte, beschleunigte der König den Schritt und fuhr fort: „Ich habe die Absicht, diesen ganzen Mist hinzuschmeißen, meine Königswürde und Herrschermacht auf den Tisch zu legen — und dabei zu erklären, daß ich nicht schachern will. Denn Schachern — um Rechte — war seit jeher das Übel in den menschlichen Beziehungen. Ich werde mit diesem Quatsch Schluß machen.“ Firmin blieb unvermittelt stehen.

„Aber Majestät!“ rief er.

Sechs Schritte vor ihm wandte sich der König um und blickte zu dem schweißbedeckten Gesicht seines Ratgebers zurück.

Glauben Sie wirklich, Firmin, daß ich mich als — als diabolischer Politiker an diesen Ort begeben, um mit meiner Krone und meiner Fahne und meinen Bindungen usw. den Weg zum Frieden zu versperren? Dieser kleine Franzose hat recht. Sie wissen ebensogut wie ich, daß er recht hat. Das alles ist vorbei. Wir — wir Könige, Herrscher und Volksvertreter haben dieses ganze Unheil zu verantworten. Natürlich waren wir für Absonderung, und natürlich bringt Absonderung die Gefahr eines Krieges mit sich, und natürlich führt

diese Gefahr zur Hortung von immer neuen Atombomben. Das alte Spiel ist vorbei. Aber wir sollten nicht hier stehenbleiben, die Welt wartet. Glauben Sie nicht, Firmin, daß das alte Spiel vorüber ist?"

Firmin zog einen Riemen zurecht, wischte sich mit der Hand über die feuchte Stirn und folgte bedachtsam. „Ich gebe zu, Majestät", sagte er zu dem Voranschreitenden, „daß es eine Art übergeordneter Herrschaft geben sollte, ähnlich dem altgriechischen Staatenbund — " „Es muß zu einer einfachen Regierung für die ganze Welt kommen", sagte der König über die Schulter zurück.

„Aber was einen voreiligen uneingeschränkten Verzicht betrifft, Majestät -"

„Päng", rief der König.

Auf diese Unterbrechung hin schwieg Firmin aber ein leichter Schatten des Unwillens huschte über seine schweißnasse Stirn.

„Gestern", sagte der König, gewissermaßen zur Erklärung, „hätten die Japaner beinahe San Francisco zerstört."

„Davon habe ich noch nichts gehört, Majestät."

„Die Amerikaner schossen das japanische Flugzeug noch auf hoher See ab, und dort gingen die Bomben hoch."

„Im Meer, Majestät?"

„Ja, als Unterwasservulkane. Der Dampf ist von der kalifornischen Küste aus zu sehen. So nahe waren sie herangekommen. Und solange derartige Dinge geschehen, wollen Sie, daß ich da hinaufsteige und zu schachern anfangen. Bedenken Sie doch die Wirkung, die das auf meinen königlichen Vetter haben würde — und auf alle die anderen!"

„Aber er wird schachern, Majestät."

„Nicht die Spur", sagte der König.

„Aber, Majestät..."

„Leblanc wird ihn daran hindern."

Firmin blieb unvermittelt stehen und zog heftig an einem engen Riemen. „Majestät, er wird auf seine Ratgeber hören", sagte er in einem Ton, der seinem Herrn irgendwie die Plagerei mit dem Rucksack vorzuwerfen schien.

Der König sah ihn an.

„Wir wollen noch ein wenig höher steigen", sagte er. „Ich möchte diese unbewohnten Hütten finden, von denen sie uns erzählt haben, und dort wollen wir das Bier trinken. Es kann nicht mehr weit sein. Wir wollen das Bier austrinken und die Flaschen wegwerfen."

Und dann, Firmin, werde ich Sie bitten, die Dinge etwas großzügiger zu betrachten... Das müssen Sie nämlich..."

Er wandte sich um, und eine Weile war nur das Geräusch ihrer Tritte auf den losen Steinen des Pfades und der unregelmäßige Atem Firmins zu hören.

Nach langer Zeit, so meinte Firmin, oder bald, wie es dem König erschien, wurde der Weg flacher und breiter, und sie kamen auf eine anmutige Lichtung, auf der eine Gruppe von Almhütten und Ställen stand, wie man sie immer noch in den Nordalpen Italiens antrifft, wo sie nur im Hochsommer benutzt werden und den ganzen Winter und Frühling hindurch bis Mitte Juni gewohnheitsmäßig versperrt und verlassen sind. Die Hütten waren aus mattgrauem Stein und standen inmitten üppiger grüner Wiesen, beschattet von Kastanienbäumen. Gelber Ginster stand in voller Blüte. Er schien mehr Sonnenlicht auszustrahlen als zu empfangen. Nie hatte ihn der König so leuchtend gesehen. Mit einem bewundernden Ausruf setzte er sich auf einen bemoosten Stein, zog Brot und Käse heraus und gebot Firmin, das Bier zur Kühlung auf eine schattige Stelle im Gras zu legen.

„Das hier versäumen die Leute, Firmin“, sagte er, „die mit Flugzeugen in die Lüfte steigen!“

Firmin schaute sich mürrisch um. „Ihr seht es im besten Augenblick, Majestät“, sagte er, „bevor die Bauern heraufkommen und alles versauen.“

„Auch dann bleibt es schön“, erwiderte der König.

„Oberflächlich betrachtet, gewiß, Majestät“, warf Firmin ein. „Aber es symbolisiert eine Gesellschaftsordnung, die sich rasch auflöst. Angesichts des Grases, das zwischen den Steinen und in den Hütten wächst, bin ich fast geneigt anzunehmen, daß sie bereits nicht mehr benützt werden.“

„Vermutlich kommen sie herauf, sagte der König, „sobald das Heu von dieser Blumenwiese eingebracht ist. Ich nehme an, es werden diese trägen cremefarbenen Kühe sein, die man unten auf den Straßen sieht, und dazu gebräunte Mädchen mit roten Kopftüchern über ihren schwarzen Haaren... Es ist ein höchst tröstlicher Gedanke, wie lange diese schöne alte Lebensform Bestand hat. Zur Zeit der Römer und sogar schon lange, bevor man hier etwas von den Römern wußte, trieben die Leute ihr Vieh zu Sommerbeginn auf diese Almen. Wie voller Vergangenheit ist doch dieser Ort! Hier gab es Streit und



Hoffnungen, Kinder haben hier gespielt, sind zu alten Weibern und Männern geworden und schließlich gestorben. Und so ist es Tausende von Generationen weitergegangen. Liebespaare, zahllose Paare haben sich in diesem goldenen Ginster liebkost. .."

Nachdenklich nahm er einen großen Bissen Brot und Käse.

„Wir hätten einen Bierkrug mitbringen sollen“, sagte er.

Firmin zog einen zusammenschiebbaren Aluminiumbecher aus der Tasche, und der König geruhte zu trinken.

„Majestät, ich wünsche“, begann Firmin plötzlich „ich könnte Euch dazu bewegen, Eure Entscheidung wenigstens aufzuschieben — "

Das hat keinen Sinn, Firmin“, erwiderte der König. „Ich habe einen klaren Entschluß gefaßt.“

Majestät“, protestierte Firmin mit dem Mund voll Brot und Käse und echter Besorgnis in der Stimme, „haben Sie keine Achtung vor Ihrer Königs würde?“

Der König zögerte, bevor er mit unangemessener Wichtigkeit antwortete: „Gerade weil ich sie habe, Firmin, will ich keine Schachfigur in diesem Spiel der internationalen Politik sein.“ Er sah seinen Begleiter für einen Augenblick an und fuhr fort: „Königswürde! — Was wissen denn Sie von Königswürde, Firmin?“ Es kam keine Antwort. „Ja“, rief der König seinem erstaunten Ratgeber zu. „Zum ersten Mal in meinem Leben werde ich wirklich König sein. Ich werde führen, und das durch meine persönliche Autorität. Dutzende von Generationen hindurch waren die Mitglieder meiner Familie ein Spielball in den Händen ihrer Berater. Ja, Berater! Nun will ich wirklich König sein — und ich werde — ich werde diese Krone, deren Sklave ich gewesen bin, abschaffen, preisgeben, endgültig zur Seite legen. Was für eine Welt lähmender Täuschung ist doch in diesem feuerspeienden Stoff untergegangen! Die erstarrte alte Welt ist wieder im Schmelztiegel, und ich, der ich anscheinend nur zur Ausstopfung des Herrschergewandes diente, ich bin nun ein König unter Königen. Ich habe meine Rolle in der vordersten Reihe wahrzunehmen und dieses Blutvergießen und wahnsinnige Chaos zu beenden.“

„Aber Majestät“, protestierte Firmin.

„Dieser Leblanc hat recht. Die ganze Welt muß eine einzige geeinte Republik werden. Sie wissen das, und meine Pflicht ist es, das zu fördern. Ein König sollte sein Volk führen; Sie wollen, daß ich es wie

einst die alten Seekapitäne mit dem Stock beherrsche. Das Vertrauen, das uns die Menschen entgegengebracht haben, ist ein für allemal geschwunden. Wir müssen unsere Kleider, unsere Königswürde unter das Volk verteilen und ihm sagen, nun muß der König in jedem einzelnen die Welt regieren... Haben Sie keine Empfindung für die Erhabenheit dieses Augenblicks? Sie wollen, Firmin, Sie wollen von mir, daß ich da hinaufgehe und wie ein verdammter kleiner Anwalt um Bezahlung, Entschädigung oder Posten schachere..."

Firmin zuckte die Achseln und machte ein eher verzweifelteres Gesicht. Zunächst müsse man essen, meinte er.

Eine Weile lang schwiegen sie, und der König aß und überlegte die Einzelheiten der Rede, die er vor der Konferenz zu halten gedachte. Dank des Alters seiner Familie sollte er den Vorsitz übernehmen, und er wollte ein denkwürdiger Vorsitzender sein. Nachdem er sich über das, was er sagen wollte, klar geworden war, wandte er sich wieder eine Weile dem verzweifelten und schmollenden Firmin zu.

„Finnin“, sagte er, „Sie haben die Königswürde idealisiert.“

„Ich habe immer davon geträumt“, erwiderte Firmin sorgenvoll, „ihr zu dienen.“

„An den Schalthebeln“, ergänzte der König.

„Ihr beliebt mir Unrecht zu tun“, sagte Firmin zutiefst gekränkt.

„Gerade das will ich nicht mehr“, stellte der König fest.

„O Firmin“, fuhr er fort, „können Sie sich nicht in meine Lage versetzen? Werden Sie nie begreifen, daß ich nicht nur einen Leib habe, sondern auch Geist — und ein Recht, ihn zu gebrauchen. Ich bin ein König, der gegen die Fesseln revoltiert, in die euresgleichen mich gezwängt hat. Ich bin ein erwachter König. Meine verehrten Vorfahren hatten nie in ihrer erlauchten Laufbahn einen wachen Augenblick. Sie liebten die Rolle, die ihr, die Ratgeber, ihnen zumaßen; sie zweifelten nie im geringsten an ihr. Es war, als hätte man einer Frau, die ein Kind gebären sollte, eine Puppe gegeben. Sie erfreuten sich an Aufmärschen, an Eröffnungszeremonien und Ansprachen, sie liebten es, Drillingen Besuche abzustatten und Neunzigjährigen und dergleichen mehr. Es ist kaum zu glauben. Sie pflegten Alben anzulegen mit Illustriertenausschnitten, die ihr Bild zeigten, und wenn deren Zahl spärlicher wurde, waren sie besorgt. Das war das einzige, worum sie sich sorgten. Aber es ist etwas Atavistisches an mir. Ich denke an die Monarchen zurück, die noch

nicht konstitutionell waren. Man hat mich vielleicht auf einen zu altertümlichen "Tarnen getauft. Ich wollte Taten sehen. Ich war gelangweilt. Ich hätte mich der Lasterhaftigkeit ergeben können wie die meisten der klugen und tatkräftigen Prinzen, aber im Palast war man ungewöhnlich streng. Ich wuchs am sittenstrengsten Hof auf, den die Welt je gesehen hat... unter äußerst wachsamer Obhut... So las ich Bücher, Firmin und begann Fragen zu stellen. Früher oder später mußte es einen aus unserem Geschlecht treffen. Vielleicht, sogar ziemlich sicher, bin ich nicht lasterhaft veranlagt. Ich glaube nicht, daß ich es bin."

Er dachte nach. „Nein, das bin ich nicht“, bekräftigte er seine Worte.

Firmin räusperte sich. „Meiner Meinung nach sicher nicht, Majestät“, sagte er. „Euch verlangt es eher nach — “

Er stockte. Er hatte „Gesprächen“ sagen wollen, setzte jedoch dafür „Ideen“.

„Diese Königswürde!“ fuhr der König fort. „Binnen kurzem wird niemand sie mehr begreifen. Sie wird zu einem Rätsel werden... Unter anderem bedeutete sie ständigen Prunk. Jeder zog für uns seine besten Kleider an und trug meist ein Fähnchen. Und die Wochenschau sah darauf, daß wir es geziemend zur Kenntnis nahmen. Wenn man ein König ist, Firmin, und man besucht ein Regiment, lassen die Männer sofort alles, was sie gerade tun, liegen und stehen, werfen sich in volle Uniform und präsentieren ihre Waffen. Wenn meine erlauchten Vorfahren einen Dampfzug benutzten, wurde die Kohle im Tender weiß gefärbt. Und wäre sie von Natur aus weiß gewesen, Firmin, hätten die maßgebenden Stellen sie zweifellos geschwärzt. Das war der Geist, dem wir allorts begegneten. Die Menschen wandten uns beim Gehen immer ihr Gesicht zu. Nie sah man etwas im Profil. Man bekam von der Welt den verrückten Eindruck, sie drehe sich nur um uns. Und als ich begann, den Lordkanzler und den Erzbischof und alle übrigen mit meinen kleinen Fragen zu bedrängen und wissen wollte, was ich sehen würde, wenn sich die Leute umdrehten, erreichte ich damit meist nur, daß man mir vorhielt, ich ließe es an dem königlichen Anstand mangeln, der von mir erwartet wurde...”

Nachdenklich schwieg er eine Weile.

„Und doch, müssen Sie wissen, Firmin, hat die Königswürde eine Bedeutung. Sie stärkte meinem erlauchten kleinen Großvater den Rücken. Sie verlieh meiner Großmutter eine Art unbeholfener Würde,

sogar wenn sie verärgert war — und das war sie oft. Beide hatten ein starkes Verantwortungsgefühl. Meines armen Vaters Gesundheit wurde während seiner kurzen Regierungszeit zugrunde gerichtet. Niemand außerhalb seiner engsten Umgebung wußte, was ihn jede kleinste Handlung kostete. „Mein Volk erwartet das“, pflegte er von diesen langweiligen Pflichten zu sagen. Meist waren die Dinge, die man ihm auferlegte, albern — Teil einer sinnlosen Tradition, aber in der Art, wie er sich dieser Aufgabe widmete, lag nichts Albernese... Es ist etwas Edles an der Königswürde, Firmin, das fühle ich instinktiv; ich weiß nicht, was ich sein möchte, wenn ich kein König wäre. Ich könnte für mein Volk sterben, Firmin, Sie nicht. Nein, sagen Sie nicht, Sie könnten für mich sterben, denn ich weiß es besser. Glauben Sie nur ja nicht, Firmin, ich würde je auf meine Würde vergessen. Ich bin ein König, eine königliche Majestät von Gottes Gnaden. Die Tatsache, daß ich auch ein schwatzender junger Mann bin, ändert daran nichts. Aber das eigentliche Handbuch für Könige, Firmin, findet sich nicht unter den Hofberichten oder den Schriften zur Weltpolitik, die ich Ihrer Ansicht nach studieren sollte, sondern es ist Fräsers *Golden Bough*. Haben Sie es gelesen, Firmin?"

Firmin hatte.

„Das waren wirkliche Könige. Man zerriß sie am Ende in Stücke und verteilte sie an die Untertanen. Sie befruchteten die Völker — mit Königswürde.“

Firmin wandte sich um und sah seinen königlichen Gebieter an.

„Was gedenkt Ihr zu tun, Majestät?“ fragte er. „Wenn Ihr nicht auf mich hören wollt, was ist Eure Absicht für heute nachmittag?“

Der König fegte einige Brotkrümel von seinem Jackett.

„Natürlich muß mit Kriegen für immer Schluß gemacht werden, Firmin. Natürlich kann das nur gelingen, wenn die ganze Welt einer einheitlichen Regierung unterstellt wird. Unsere Kronen und Fahnen sind dabei hinderlich. Natürlich müssen sie verschwinden.“

„Gewiß, Majestät“, unterbrach ihn Firmin, „aber was für eine Regierung? Ich sehe nicht ein, wie es durch eine allgemeine Abdankung zu einer Regierung kommen soll!“

„Nun ja“, sagte der König mit den Händen auf den Knien, „wir werden die Regierung sein.“

„Die Konferenz?“ rief Firmin erstaunt.

„Wer sonst?“ fragte der König nüchtern.

„Es ist ganz einfach“, fügte er angesichts von Firmins entsetztem Schweigen hinzu.

„Aber dies bedarf einer Sanktionierung!“ rief Firmin. „Wird es zum Beispiel keine Wahl geben?“

Wozu?“ fragte der König mit einsichtsvoller Neugier.

„Als Ausdruck der Zustimmung der Regierten.“ „Firmin, wir werden einfach alle unsere Differenzen begraben und die Regierung übernehmen. Ohne eine Wahl irgendwelcher Art. Ohne eine Sanktion. Die Regierten werden ihr Einverständnis durch Schweigen erkennen lassen. Wenn es zu einer ernsthaften Opposition kommt, werden wir sie einladen, sich uns anzuschließen und mitzuhelfen. Die wahre Sanktion der Königswürde ist das Zepter in seiner Hand. Wir werden die Völker nicht mit Wahlen belästigen. Ich bin sicher, daß die Mehrzahl der Leute mit solchen Dingen nichts zu tun haben will... Wir werden einen Weg finden, daß jeder, der möchte, mitarbeiten kann. Das tut den demokratischen Prinzipien Genüge. Vielleicht später — wenn es nicht mehr so wichtig ist... Wir werden schon richtig regieren, Firmin. Das Regieren wird nur kompliziert, wenn sich Anwälte einmischen; und seit diese Probleme aufgetaucht sind, sind die Anwälte kleinlauter geworden. Dabei fällt mir ein, wo sind eigentlich jetzt alle diese Anwälte wirklich?... Wo nur? Eine Reihe von ihnen wurde natürlich eingelocht, einige der Schlimmsten, als sie sich meiner gesetzgebenden Gewalt in den Weg stellten. Firmin, Sie haben den letzten Lordkanzler nicht gekannt...

Not bricht Gebot. Und schafft gleich ein neues Anwälte leben davon, daß sie alte Rechte ausgraben... Mit dieser Art Leben haben wir Schluß gemacht. Wir wollen nicht mehr Gesetze haben, als ein Kodex fassen kann, und darüber hinaus wird die Regierung frei sein...

Bevor die Sonne sinkt, Firmin, glauben Sie mir, werden wir alle abgedankt und die Weltrepublik ausgerufen haben, als oberste, unteilbare Regierungsgewalt. Ich frage mich, was mein erlauchter Großvater dazu gesagt hätte! Alle meine Rechte! . . Und dann wollen wir zu regieren beginnen. Was sonst wäre zu tun? Der ganzen Welt werden wir erklären, daß es nicht länger mein und dein gibt, sondern nur noch unser. China, die Vereinigten Staaten und zwei Drittel von Europa werden sich anschließen und gehorchen. Sie werden es müssen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Ihre Oberhäupter gehören zu uns. Sie werden gar nicht erst auf den Gedanken kommen,

uns nicht zu gehorchen... Dann werden wir erklären, daß alles Eigentum nur treuhändisch für die Republik verwaltet wird..."

„Aber Majestät", rief Firmin, plötzlich begreifend. „Ist das alles schon beschlossen?"

„Mein lieber Firmin, glauben Sie etwa, wir alle würden herkommen, um lange zu verhandeln? Es wurde schon ein halbes Jahrhundert darüber gesprochen und geschrieben. Wir sind hier, um das Neue, das offensichtlich Notwendige, in Gang zu setzen.

Er stand auf.

Firmin vergaß die jahrelang befolgte Etikette und blieb sitzen.

Schließlich sagte er: „Und ich habe nichts davon gewußt!" Der König lächelte höchst fröhlich. Er liebte diese Gespräche mit Firmin.

### 3

Die Konferenz auf der Wiese über Brissago war eine der heterogensten Zusammenkünfte prominenter Leute, die es je gegeben hat. Fürsten und Machthaber, all ihres Stolzes und ihrer geheimnisvollen Aura ledig, trafen sich hier in wunderbarer neuer Bescheidenheit — Könige und Herrscher, deren Hauptstädte Krater flammender Zerstörung waren, Präsidenten, deren Länder in Chaos versunken waren, besorgte Politiker und Finanzmänner, dazu Geistesgrößen und gelehrte Forscher, die sich nur widerwillig zur Mitwirkung bereit gefunden hatten. Insgesamt waren es ihrer dreiundneunzig, nach Leblancs Auffassung die führenden Köpfe der Welt. Alle waren zur Verwirklichung der simplen Idee gekommen, die Leblanc ihnen eingehämmert hatte. Dank der Unterstützung durch den König von Italien hatte er seine Konferenz mit großzügiger Unkompliziertheit aufgezogen, ganz im Einklang mit ihrem allgemeinen Charakter, und konnte nun endlich seinen erstaunlichen und vollkommen vernünftigen Appell vorbringen. Er hatte König Egbert zum Präsidenten berufen, er glaubte so sehr an diesen jungen Mann, daß er ihn völlig beherrschte, und er sprach selbst, wie ein Sekretär im Schatten eines Vorsitzenden sprechen mochte, und merkte offenbar gar nicht, daß er seinen Zuhörern genau erklärte, was sie zu tun hätten. Er glaubte nur die offenkundige Situation für sie zu rekapitulieren. Sein weißer Seidenanzug war schlecht geschnitten, und

das kleine Bündel Notizen, in dem er beim Sprechen blätterte, verwirrte ihn. Er erklärte, er habe noch nie Notizen verwendet, außer bei dieser besonderen Gelegenheit.

Und dann sprach wie erwartet König Egbert, und Leblancs Brillengläser beschlugen sich bei diesem höchst liebenswürdig und verständlich vorgebrachten Strom großherziger Gefühle. „Wir sind hier, nicht nur um förmlich zu sein“, sagte der König, „sondern um die Welt zu regieren, nun haben wir die Gelegenheit dazu.“

„Natürlich“, flüsterte Leblanc und nickte heftig, „natürlich.“

„Die Welt ist schwer erschüttert worden, und wir müssen sie wieder ins rechte Lot bringen“, sagte König Egbert. „Und für uns alle gilt es angesichts dieser Krisis, einfach zu helfen, ohne Vorteile zu suchen. Habe ich Ihre Zustimmung, oder nicht?“

Die Anwesenden waren zu alt, zu erfahren und verschiedenartig, um große Begeisterung zu zeigen, aber er hatte ihre Zustimmung, und mit erstaunlicher Bereitschaft, die irgendwie ansteckend wirkte, wurden Verzichte, Einwände und Erklärungen vorgebracht. Firmin, der, hinter seinem Herrn sitzend, Protokoll führte, erlebte, daß alles, was dieser ihm im gelben Ginster angekündigt hatte, Wirklichkeit wurde. Mit dem seltsamen Gefühl zu träumen, nahm er teil an der Proklamation des Weltstaates und sah, wie diese Botschaft zu den Funkern gebracht wurde, damit diese es allen Ländern des Erdballs eindringlich kundtun sollten. „Und als Nächstes“, sagte König Egbert mit liebenswürdiger Eindringlichkeit, „müssen wir jedes Atom Carolinum und alle Werksanlagen, in denen es hergestellt wird, unter unsere Kontrolle bringen...“

Firmin war nicht der einzige Skeptiker. Alle Anwesenden waren im Grunde sehr liebenswürdige, vernünftige und wohlwollende Männer; manche waren zur Macht geboren, andere dazu berufen worden, auch gab es welche, die danach gestrebt hatten, ohne klar zu wissen, was sie ihrem Wesen nach bedeutete, aber keiner beharrte unnachgiebig darauf, an seiner Macht festzuhalten und damit eine kosmische Katastrophe heraufzubeschwören. Die Umstände hatten ihre Einstellung beeinflußt und Leblanc hatte sie beharrlich gefördert; und nun folgten sie König Egbert mit einer Mischung aus Verwunderung und Einsicht in die Notwendigkeit auf dem breiten Pfad der Vernunft, auf den er sie führte. Eines ergab sich aus dem anderen. Der König von Italien wies auf die Vorkehrungen hin, die er zum Schütze der

Konferenz vor einem Luftangriff getroffen hatte. Ein Geschwader von tausend Flugzeugen, jedes mit einem Scharfschützen besetzt, bewachte sie, es gab ein vorzüglich organisiertes Meldesystem und nachts wurde der Himmel ständig mit Scheinwerfern abgesucht. Leblanc seinerseits nannte einleuchtende Gründe, warum sie sich gerade hier versammelt hatten und ihrer Verwaltungspflicht von hier aus nachkommen sollten. Er kannte den Platz weil er hier vor mehr als zwanzig Jahren mit Madame Leblanc Urlaub gemacht hatte.

„Angesichts der Katastrophenlage in den angrenzenden Staaten ist die Verpflegung gegenwärtig sehr bescheiden“, erklärte er, „aber wir haben ausgezeichnete frische Milch, guten roten Wein, Fleisch, Brot, Salat und Zitronen... In einigen Tagen hoffe ich die Versorgung fähigeren Leuten übergeben zu können ...“

Die Mitglieder der neuen Weltregierung speisten an drei langen, auf Böcke gelegte Platten, und trotz der Dürftigkeit des Mahles hatte Leblanc es fertiggebracht, die Tische mit einer großen Zahl wundervoller Rosen *zu* schmücken. Ähnliche Vorkehrungen waren für die Sekretäre und die niedrigeren Begleitpersonen etwas weiter unten am Berghang getroffen worden. Die Versammelten dinierten, wie sie debattiert hatten, unter freiem Himmel, in den rötlichen Strahlen der abendlichen Junisonne, die sich anschickte, hinter den dunklen Felszacken im Westen unterzugehen. Es gab keine Vorrechte unter den dreiundneunzig, und König Egbert fand sich zwischen einem netten, bebrillten, kleinen Japaner, den er nicht kannte, und seinem Vetter aus Mitteleuropa. Ihm gegenüber saßen ein mächtiger Fürst aus Bengalen und der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Auf der anderen Seite des Japaners hatte der alte Chemiker Holsten Platz genommen, und etwas weiter entfernt Leblanc.

Der König war weiterhin voll lebenswürdiger Gesprächigkeit und sprühte von Ideen. Mit dem Amerikaner, dem das Ganze zuwenig eindrucksvoll erschien, kam es zu einem freundschaftlichen Disput.

Es ging um die im transatlantischen Raum übliche Neigung zu übertreiben und zu überbetonen, die zweifellos durch die Notwendigkeit entstanden war, öffentliche Fragen in umständlicher und überzeugender Weise zu erörtern. Der Präsident war betroffen von dieser nationalen Schwäche und schlug nun vor, daß eine neue Zeitzählung eingeführt werden solle, mit diesem Tag als dem ersten des ersten Jahres.



Der König erhob Einwände.

„Von diesem Tag an, Sir, tritt die Menschheit ihr Erbe an“, sagte der Amerikaner.

„Die Menschheit tritt zu allen Zeiten ihr Erbe an“, erwiderte der König. „Ihr Amerikaner habt eine besondere Schwäche für Gedenktage — wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten. Ja — ich bezichtige Sie der Sucht nach dramatischen Effekten. Alles geschieht doch jederzeit, aber Sie neigen zu der Behauptung, daß dieser oder jener Augenblick im Verlauf der Zeit entscheidender sei als andere.“

Der Amerikaner sagte etwas über die epochale Bedeutung dieses Tages.

„Aber sicherlich“, erwiderte der König, „wollen Sie nicht, daß wir die ganze Menschheit für immer und ewig zu einer weltweiten Feier des vierten Juni verdammen, bloß wegen der notwendigen Deklaration, die zufällig auf diesen unschuldigen Tag fiel. Kein Tag wäre das wert. Ach, Sie kennen nicht wie ich die verheerenden Folgen solcher Gedenktage. Meine armen Großeltern waren — darin wie befangen, Das Schlimmste an diesen großen Feiern ist, daß sie die erhabene Aufeinanderfolge zeitgenössischer Gefühle sprengen. Es sind Unterbrechungen. Es sind Behinderungen. Plötzlich sind da Fahnen und Feuerwerke und die alte Begeisterung wird neu aufpoliert — und das ist nur eine Störung dessen, was eigentlich getan werden sollte. Es genügt, wenn man ein Ereignis am Tag seines Stattfindens feiert. Lassen Sie die Vergangenheit ruhen. Sehen sie, in bezug auf den Kalender bin ich für Demokratie, Sie für Aristokratie. Alles, womit ich mich befasse, hat seinen Wert und verdient, seiner Bedeutung gemäß erlebt zu werden. Kein Tag sollte am Grabe vergangener Ereignisse geopfert werden. Wie denkt Ihr darüber, Wilhelm?“

„Dem Edlen sollten alle Tage edel sein.“ „Genau meine Meinung“, bestätigte der König und war mit dem, was er gesagt hatte, zufrieden.

Und als der Amerikaner immer noch auf seiner Idee beharrte, verstand es der König, das Gespräch von der Frage der Feier auf die Frage der in nächster Zeit möglichen Maßnahmen zu bringen. Nun wurde ein jeder verlegen. Sie konnten sich die Welt vereint und befriedet vorstellen, aber wie es mit dieser Vereinigung im einzelnen weitergehen sollte, waren sie nicht fähig zu diskutieren. Diese Schüchternheit erschien dem König bemerkenswert. Er kam auf die Möglichkeiten der Wissenschaft zu sprechen. Der ganze ungeheure

Aufwand, der bisher an unproduktive Rüstung zu Wasser und zu Land vergeudet worden war, müsse jetzt, erklärte er, Forschungen über neue wechselseitige Beziehungen weichen. Wo ein Mann gearbeitet hat", wandte sich der König an Holsten, „werden tausend stehen. Wir haben bisher nicht einmal eine Ahnung von den Möglichkeiten", sagte er. „Sie haben jedenfalls die Gewölbe des Schatzhauses ausgelotet."

„Sie sind unermesslich", lächelte Holsten.

„Die Menschheit", erklärte der Amerikaner mit dem offenkundigen Bestreben, sich nach dem kurz aufflackernden Widerspruch des Königs wieder zur Geltung zu bringen, „die Menschheit, sage ich, beginnt eben erst ihr Erbe anzutreten."

„Sprechen Sie uns von dem, was wir nach Ihrer Meinung zunächst lernen sollten", sagte der König zu Holsten, „geben Sie uns eine Anregung, was wir als erstes tun könnten."

Dieser legte seine Gedankengänge dar...

„Die Wissenschaft", rief der König daraufhin, „ist der neue Herrscher der Welt."

„Wir sind der Ansicht", widersprach der Präsident, „daß die Herrschaft vom Volk ausgeht."

„Nein!" sagte der König. „Herrschaft ist etwas viel Subtileres, und weniger arithmetisch. Weder von meiner Familie, noch von Ihrem emanzipierten Volk getragen. Sie ist etwas, das um uns, über uns und durch uns gegenwärtig ist, jener kollektive Wille und Sinn für das Nötige, der in der Wissenschaft seine verständlichste und absolut typische Ausprägung findet. Herrschaft ist der Geist unserer Rasse. Sie ist es, die uns alle zusammengeführt und ihren Anforderungen gebeugt hat ..."

Der König machte eine Pause, sah zu Leblanc hinüber und fuhr dann, an seinen früheren Antagonisten gewandt, fort.

„Man neigt hier dazu", sagte er, „anzunehmen, diese Versammlung tue wirklich das, was sie zu tun scheint, als würden wir neunzig Mann mit unserem freien Willen und unserer Weisheit die Welt einigen. Wir sind versucht, uns als außergewöhnlich tüchtige und mächtige Männer zu fühlen. Das sind wir nicht. Ich bezweifle, ob wir uns irgendwie besser bewähren werden als andere zufällig gewählte neunzig Mann. Wir sind keine Schöpfer, wir sind Folgen, wir sind Bergungshelfer - oder Geborgene. Das Wesentliche hier sind nicht wir, sondern der Sturm der Überzeugung, der uns hergeweht hat..."

Der Amerikaner mußte bekennen, daß er schwerlich der Meinung zustimmen konnte, die der König von der Bedeutung der Versammlung hatte.

„Holsten und vielleicht noch ein bis zwei andere mögen unsere Wichtigkeit etwas erhöhen“, gab der König zu. „Aber wir übrigen?“

Sein Blick wanderte nochmals zu Leblanc.

„Sehen Sie sich Leblanc an“, sagte er, „ein einfaches Gemüt wie Hunderte, Tausende Seinesgleichen. Ich gebe zu, mit einem gewissen Geschick, einer gewissen Einsicht, aber in Frankreich gibt es keine Stadt, in der man nicht den einen oder anderen Leblanc um zwei Uhr in seinem Stammkaffee antrifft. Gerade daß er nicht kompliziert oder übermenschlich oder dergleichen ist, hat das möglich gemacht, was er getan hat. Aber in einer glücklicheren Zeit, meint Ihr nicht auch, Wilhelm, wäre er geblieben, was sein Vater war, ein erfolgreicher Händler, sehr anständig, sehr gewissenhaft, sehr ehrenwert. Und an Feiertagen wäre er mit Madame Leblanc und ihrem Strickzeug auf einem Boot losgezogen, hätte unter einem großen Schirm mit hübschen grünen Streifen den mitgebrachten Landwein getrunken und eifrig und erfolgreich Gründlinge gefischt...“

Der Präsident und der bebrillte Japaner protestierten gleichzeitig.

„Wenn ich ihm Unrecht tue“, sagte der König, „so nur, um meine Ansichten zu verdeutlichen. Ich möchte klarstellen, wie unbedeutend der einzelne Mensch oder der einzelne Tag ist, und wie groß im Vergleich dazu die Menschheit...“

So sprach König Egbert in Brissago, nachdem man die Einheit der Welt proklamiert hatte. Jeden Abend nach dem gemeinsamen Essen unterhielt man sich zwanglos, lernte einander besser kennen und übte seinen Verstand im scharfen Disput. Und jeden Tag arbeitete man gemeinsam und glaubte eine Weile wirklich, daß man eine neue Regierungsform für die Welt schaffen würde. Die Verfassung wurde diskutiert. Aber es gab andere Probleme, die zu dringend einer Lösung harren, um auf eine Verfassung warten zu können. Zwangsläufig wandte man sich ihnen zu, die Verfassung mußte warten Und schließlich fand man es zweckdienlich, die Verfassung auf die lange

Bank zu schieben, wie König Egbert es vorausgesagt hatte, und mit einem mittlerweile gewachsenen Selbstvertrauen begann die Versammlung zu regieren...

Am Abend nach dem ersten Zusammentritt nachdem König Egbert lange gesprochen und den einfachen roten Landwein, den Leblanc für sie beschafft hatte, getrunken und hoch gepriesen hatte, versammelte er um sich eine Gruppe Gleichgesinnter und kam auf die Einfachheit zu sprechen, pries sie über alles und erklärte, daß das letzte Ziel von Kunst, Religion, Philosophie, Wissenschaft und Ähnlichem die Einfachheit sei. Er bekannte sich selbst als ihr glühender Anhänger. Und Leblanc sei das schlagende Beispiel für ihre Erhabenheit. Dem stimmten alle zu.

Als sich die Gesellschaft schließlich vom Tisch erhob, war der König so erfüllt von einer besonderen Zuneigung und Bewunderung für Leblanc, daß er zu ihm hinging, ihn beiseite zog und auf etwas zu sprechen kam, das, wie er erklärte, keine große Bedeutung habe. Er könnte, sagte er, einen Orden verleihen, der im Gegensatz zu allen anderen Orden und Ehrenzeichen der Welt nie entehrt worden sei. Er wäre Männern eines gewissen Alters von höchster Verdienstlichkeit vorbehalten, deren Geistesgaben in voller Entfaltung stünden, und nur die Größten von ihnen in jedem Jahrhundert hätten ihn erhalten, soweit die Berater seiner Familie sich darüber Gewißheit hätten verschaffen können. Im Augenblick, gab der König zu, seien derartige Dekorierungen angesichts dringenderer Aufgaben in den Hintergrund getreten, und persönlich hätte er ihnen nie besondere Bedeutung beigemessen, aber es könnte eine Zeit kommen, in der sie wieder von einem gewissen Interesse wären, kurz gesagt, er wollte Leblanc das große Verdienstkreuz verleihen. Der einzige Grund hierfür, fügte er hinzu, sei der dringende Wunsch, seine persönliche Hochachtung zum Ausdruck zu bringen. Er sagte das alles, die Hand auf die Schulter des Franzosen gelegt, mit fast brüderlicher Zuneigung. Leblanc nahm diese Ankündigung mit verwirrter Bescheidenheit entgegen, die des Königs Achtung für seine bewundernswerte Schlichtheit noch wesentlich steigerte. Aber er gab zu bedenken, daß er zwar die angebotene Ehrung durchaus zu schätzen wisse, diese jedoch im Augenblick Neid erregen könnte, und er regte daher an, daß die Verleihung gewissermaßen als Anerkennung für die geleisteten Dienste erfolgen sollte, wenn man einmal seiner nicht mehr bedürfte.

Dem König gelang es nicht, ihn von dieser Haltung abzubringen, und die beiden Männer schieden mit dem besten Ausdruck gegenseitiger Hochachtung voneinander.

Dann beorderte der König Firmin zu sich, daß er sich Notizen darüber machte, was er im Verlauf des Tages gesagt hatte. Aber nach zwanzig Minuten überkam ihn in der frischen Bergluft eine süße Schläfrigkeit. Er entließ Firmin, ging zu Bett und schlummerte sofort und außerordentlich zufrieden ein. Er hatte einen guten und aktiven Tag hinter sich.

## 5

Die Errichtung der neuen Ordnung, die damit auf so menschliche Weise begann, ging, gemessen an vergangenen Epochen, sehr rasch vor sich. Der kriegerische Geist der Welt war erschöpft. Nur da und dort flammten noch örtliche Kämpfe auf. Lange Dekaden hindurch war die Kampflust des Menschen durch zufällige Trennung in Nationen maßlos gesteigert worden. Das wurde nun hinreichend klar. In ungeheurem Maß hatte die Kraft, die in die Aufrüstung floß, die Aggressivität ebenso gefördert wie die Furcht vor Angriffen und kriegslüsternen Nachbarn. Es erscheint zweifelhaft, daß wirklich ein Großteil der Soldaten je nach Blutvergießen und Gefahr gelehzt hat. Ein solches Verlangen war vermutlich nie ausgesprochen stark gewesen, seit der Mensch sich über das primitivste Stadium hinausentwickelt hatte. Soldat sein war ein Beruf, in dem Töten eher eine unangenehme Möglichkeit als eine unvermeidliche Gewißheit war. Wenn man die Zeitungen und Zeitschriften jener Epoche durchblättert, die den Militarismus so sehr gefördert hat, findet man kaum etwas über Ehre und Abenteuer, und es wird immer wieder betont, wie verachtenswert Invasion und Unterwerfung sind. Kurz gesagt, Militarismus beruhte auf Furcht. Der Entschluß, einen Krieg zu führen, den das waffenstarrende Europa des 20. Jahrhunderts faßte, glich dem eines zu Tode geängstigten Schafes, das nicht mehr weiß, was es tut. Und nun, da diesem Europa die Waffen unter den Händen explodiert waren, fand es sich nur gerne bereit, sie fallenzulassen und den Gedanken, Krieg könnte Probleme lösen, abzuschütteln.

Für eine Weile war die Welt durch den Schock zu rückhaltloser

Offenheit gezwungen worden; fast alle intelligenten Leute, die bisher die alten kriegsfördernden Grenzen verteidigt hatten, waren nun zur Erkenntnis gekommen, daß Einfachheit im Verhalten und Aufgeschlossenheit im Denken nötig waren. Und in dieser Atmosphäre moralischer Wiedergeburt gab es kaum Versuche, aus dem Widerstand *gegen* die neue Ordnung persönliche Vorteile zu ziehen. Zweifellos sind die Menschen oft ziemlich töricht, aber wenige noch haben auf der Feuerleiter innegehalten, um zu schachern. Mit solchen wußte die Versammlung umzugehen. Die Bande von „Patrioten“, die sich der Laboratorien und des Arsenal in der Nähe von Osaka bemächtigt hatte und die Angliederung Japans an die Weltrepublik verhindern wollte, erkannte, daß sie den Nationalstolz ihres Volkes falsch eingeschätzt hatte, und es traf sie die rasche Vergeltung der eigenen Landsleute. Der Kampf im Arsenal war ein bezeichnender Zwischenfall in diesem letzten Kapitel der Kriegsgeschichte. Bis zum bitteren Ende wußten die „Patrioten“ nicht, sollten sie im Falle ihrer Niederlage ihr Potential an Atombomben zünden oder nicht. Sie kämpften vor den Iridiumtoren mit Schwertern, und die Gemäßigten unter ihnen standen bereit und waren schon am Rand des Unheils; nur noch zehn von ihnen waren unverwundet, als die Republikaner hereinstürzten und die Explosion verhindern konnten .

## 6

Ein einziger Monarch sträubte sich gegen die allgemeine Einsetzung der neuen Regierung, und das war der „Slawische Fuchs“, der König des Balkans, der noch in hohem Maß mittelalterlichem Denken verhaftet war. Er debattierte, schob seine Unterwerfung immer wieder hinaus und wich mit ungewöhnlich verwegendem Geschick den wiederholten Aufforderungen aus Brissago zur Übergabe aus. Er verschanzte sich hinter angeblicher Unpäßlichkeit und starker Inanspruchnahme durch seine neue offizielle Mätresse, denn sein halbbarbarischer Hof war noch nach bestem romantischem Klischee organisiert. Bei dieser Taktik wurde er von seinem Premierminister Dr. Pestovitch klug unterstützt. Da es König Ferdinand Karl nicht gelang, seine Forderung nach völliger Unabhängigkeit durchzusetzen, erregte er in der Versammlung Ärgernis mit dem Vorschlag, sein Staat

sollte als Protektorat behandelt werden. Schließlich täuschte er eine wenig überzeugende Unterwerfung vor und legte der Übergabe seines nationalen Beamtenstabes an die neue Regierung eine Unzahl von Hindernissen in den Weg. Bei alledem fand er begeisterte Unterstützung durch seine Untertanen, größtenteils ungebildete Bauern, die leidenschaftliche, wenn auch eher blinde Patrioten waren und bisher keinerlei Erfahrung mit der Wirkung von Atombomben hatten. Insbesondere behielt er sich die Kontrolle über die balkanischen Flugzeuge vor.

Dieses eine Mal wurde offenbar Leblancs übergroße Naivität durch Falschheit abgeschwächt. Er fuhr mit dem Rüstungsabbau in der ganzen Welt fort, als hätte sich der Balkan in voller Überzeugung unterworfen, und kündigte die Auflösung des Flugzeuggeschwaders, das bisher die Versammlung in Brissago geschützt hatte, für den bevorstehenden 15. Juli an. In Wirklichkeit verdoppelte er jedoch an diesem entscheidenden Tag die überwachenden Apparate und traf verschiedene Vorkehrungen zu ihrer Unterstützung. Er beriet sich mit Experten, und als er König Egbert ins Vertrauen zog, fühlte sich dieser durch Leblancs bemerkenswerte und klare Voraussicht an ein halb vergessenes Bild erinnert.

Am 17. Juli gegen fünf Uhr morgens sichtete einer der vorgeschobenen Überwachungsflieger der Brissago-Luftflotte, der in großer Höhe unauffällig über dem Südufer des Gardasees kreiste, eine fremde, westwärts fliegende Maschine. Er rief sie über Mikrophon an, und als er keine befriedigende Antwort erhielt, machte er durch Funk Meldung und nahm die Verfolgung auf. Ein Schwarm verbündeter Flugzeuge kam sogleich über die westlichen Berge herangebraust, und ehe die unbekannte Maschine Como sichtete, fand sie sich umgeben von einem Dutzend hartnäckiger Begleiter. Der Pilot scheint zunächst gezögert zu haben, dann ging er jedoch weiter, und als er südwärts fliehen wollte, fand er in dieser Richtung einen der verfolgenden Doppeldecker vor sich. Er schwenkte auf die aufgehende Sonne zu und kreuzte dabei in hundert Meter Entfernung die Bahn seines ersten Verfolgers.

Der Scharfschütze in diesem Flugzeug eröffnete sogleich das Feuer und bewies hohe Geistesgegenwart, indem er zuerst den zweiten Mann außer Gefecht setzte. Der Pilot mußte den Aufschrei seines Begleiters gehört haben, aber er konzentrierte sich so sehr auf einen

Fluchtweg, daß er keinen einzigen Blick nach hinten verschwendete. Auch die zwei weiteren Schüsse konnten ihm nicht entgangen sein. Zusammengeduckt floh er mit höchster Geschwindigkeit zwanzig Minuten lang in ständiger Erwartung weiterer Kugeln. Sie kamen nicht, und als er sich schließlich umblickte, sah er drei große Flugzeuge dicht hinter sich und seinen Gefährten, von drei Kugeln getroffen, tot im Heck liegen. Seine Verfolger wollten ihn offenbar nicht abschießen, aber sie drückten ihn unerbittlich immer tiefer. Schließlich kurvte er kaum hundert Meter über den Maisfeldern. Vor sich sah er, dunkel gegen die Morgensonne, ein Dorf mit sehr hohem, schlankem Kirchturm und eine elektrische Leitung auf Stahlmasten, der er nicht ausweichen konnte. Er stoppte rasch den Motor und sackte zu Boden, wohl in der Hoffnung, noch zu den Bomben zu gelangen. Doch seine unerbittlichen Verfolger waren dicht hinter ihm und erschossen ihn im Augenblick der Landung.

Drei weitere Flugzeuge kurvten herab und setzten unmittelbar neben der abgestürzten Maschine auf dem Gras auf. Die Kopiloten sprangen heraus und liefen, mit ihren leichten Gewehren in den Händen, auf das Wrack und die beiden toten Männer zu. Das sargähnliche Gehäuse, das in der Mitte des Flugzeuges gestanden hatte, war aufgebrochen, und drei schwarze Kugeln, jede mit zwei Handgriffen wie die Henkel eines Kruges, lagen friedlich inmitten der Trümmer.

Diese Objekte zogen die Blicke der Verfolger so unwiderstehlich auf sich, daß sie den beiden toten Männern, die blutig und zerschmettert dalagen, nicht mehr Beachtung schenkten als toten Fröschen auf einer Landstraße.

„Mein Gott“, rief der erste, „das sind welche.“

„Und unversehrt“, ergänzte der zweite.

„Ich habe diese Dinger noch nie gesehen“, sagte der erste.

„Größer als ich dachte“, stellte der zweite fest.

Der dritte kam näher, starrte einen Augenblick auf die Bomben und wandte sich dann dem toten Mann zu, der mit eingedrückter Brust auf einer schlammigen Stelle zwischen den grünen Maisstengeln unter seiner Maschine lag.

„Man darf nichts riskieren“, sagte er, gewissermaßen zur Entschuldigung.

Die beiden anderen wandten sich nun den Opfern zu. „Wir müssen Meldung machen“, sagte der erste. Als ein Schatten über sie



hinweghuschte, blickten sie auf und sahen das Flugzeug, von dem aus der letzte Schuß abgefeuert worden war. „Was sollen wir melden?“ wurden sie durch das Megaphon gefragt.

„Drei Bomben“, riefen sie zugleich.

„Woher kommen sie?“ kam durch das Megaphon.

Die drei Scharfschützen sahen einander an und wandten sich dann den beiden Toten zu. „Meldet zunächst das“, rief einer der drei, „wir sehen inzwischen nach.“ Ihre drei Piloten schlossen sich der Inspektion an, und die sechs Männer suchten brutal in ihrer Hast, nach irgendwelchen Erkennungszeichen. Sie durchforsteten die Taschen der Männer, ihre blutgetränkten Kleider, das Flugzeug und die Ladung. Sie drehten die Leichen um und entkleideten sie. Sie trugen nicht einmal eine Tätowierung. .. Alles, was auf ihre Identität hätte hinweisen können, war sorgfältig entfernt worden.

„Es ist nichts zu finden“, riefen sie schließlich hinauf.

„Nicht ein einziger Hinweis?“

„Nicht der geringste.“

„Ich lande“, sagte der Mann oben in der Luft...

Der Slawische Fuchs stand auf dem eisernen Balkon seines malerischen Art Nouveau-Palastes, von dem aus er auf seine in heller Sonne liegende kleine Hauptstadt hinabblicken konnte. Neben ihm wartete der ergraute und listige Pestovitch voll schlecht verhehlter Erregung. Die Glastüre hinter ihnen führte in einen großen, mit Aluminium und rotem Email reich verzierten Saal mit einem kleinen, blau tapezierten Vorzimmer, dessen Türen offenstanden, so daß der König, wenn er immer wieder mit fragendem Ausdruck über die Schulter zurückblickte, den Funker im Anbau unermüdlich bei der Arbeit sehen konnte. Zwei Melder in prunkvoller Livree warteten träge im Vorraum. Der Saal war mit imponierendem Prunk möbliert. In seiner Mitte stand ein riesiger, mit grünem Tuch bespannter Tisch und auf ihm, sehr bezeichnend für einen neuzeitlichen, aber romantischen Monarchen, eine schwere silberne Garnitur, bestehend aus Tintenfaß und altmodischer Streusandbüchse. Es war des Königs

Audienzraum, und in ihm wartete in verhaltener Ungeduld das halbe Dutzend Minister seines Kabinetts. Sie waren für zwölf Uhr beordert worden, aber noch um halb eins wandte sich der König ihnen nicht zu und schien auf dem Balkon eine Nachricht zu erwarten, die nicht kam. Der König hatte sich anfänglich noch leise mit seinem Minister unterhalten, aber nun gab es nichts mehr zu sagen, nur ihre Gesichter drückten eine schlecht verhehlte Angst aus. In geringer Entfernung unterhalb des Berghanges erstreckte sich das langgezogene helle Blechdach des Bauernhofs, in dem die Bombenproduktion und die fertigen Bomben versteckt waren. (Der Chemiker, der dies alles für seinen König gebaut hatte, war nach der Erklärung aus Brissago plötzlich gestorben.). Niemand wußte von dieser Stätte des Unheils außer dem König, seinen Beratern und drei treuergebenen Gefolgsleuten. Die Piloten und die Bombenschützen, die sie begleiten sollten, warteten nun in der glühenden Mittagshitze bei ihren Maschinen auf dem Exerzierplatz der motorisierten Brigaden nebenan und wußten noch nichts von der Aufgabe, die sie in Kürze übernehmen sollten. Der Zeitpunkt ihres Startes stand unmittelbar bevor, wenn der von Pestovitch ausgeheckte Plan gelang. Es war ein großartiger Plan, der kein geringeres Ziel hatte als die Beherrschung der ganzen Welt. Die Regierung der Idealisten und Professoren im fernen Brissago sollte hinweggefegt werden, und dann würden diese Maschinen nach Osten, Westen, Norden und Süden über den ganzen Erdball, der sich selbst entwaffnet hatte, ausschwärmen und Ferdinand Karl, den neuen Cäsar, den Herrn, als Herrscher der Welt proklamieren.

Es war wirklich ein prächtiger Plan. Aber dieses Warten auf eine Nachricht über den Erfolg des ersten Schlages zerrte beträchtlich an den Nerven.

Das Gesicht des Slawischen Fuchses mit der bemerkenswert langen Nase und dem dichten schwarzen Schnurrbart war von fahler Blässe. Seine kleinen blauen Augen standen ein wenig zu nahe beieinander, um anziehend zu wirken. Er hatte die Gewohnheit, seinen Schnurrbart mit kurzen nervösen Bewegungen zu zwirbeln, wann immer sein rastloser Geist erregt war, und das tat er jetzt mit solcher Beharrlichkeit, daß es Pestovitch schließlich unerträglich fand.

„Ich werde nachsehen“, sagte der Minister, „was in der Funkstelle los ist. Sie lassen uns ohne jede Nachricht, sei sie gut oder schlecht.“

Allein geblieben, konnte der König seinen Schnurrbart ungestört bearbeiten; er stützte die Ellbogen auf die Balkonbrüstung und machte sich mit seinen beiden weißen langfingrigen Händen ans Werk, so daß er wie ein bleicher, an einem Knochen nagender Hund aussah. Gesetzt den Fall, sie hätten seine Männer gefangengenommen, was sollte er dann tun? Die Möglichkeit war ja nicht auszuschließen.

Die Uhr des Glockenturms mit der goldenen Haube unten in der Stadt schlug gerade die halbe Stunde nach Mittag.

Natürlich hatten er und Pestovitch darüber nachgedacht. Selbst wenn diese Männer geschnappt worden waren, sie waren zur Geheimhaltung verpflichtet

Vermutlich hatten sie dabei den Tod gefunden ... Man konnte jedenfalls dementieren und alles bestreiten.

Und dann bemerkte er ein halbes Dutzend leuchtender Punkte im Blau des Himmels ...

Da kam Pestovitch zurück. „Die Nachrichten der Regierung sind neuerdings alle chiffriert“, sagte er. „Ich habe einen Mann beauftragt ...“

„Schauen Sie!“ unterbrach ihn der König und zeigte mit seinem langen dünnen Finger nach oben.

Pestovitch gehorchte und warf dann einen kurzen fragenden Blick auf das blasse Gesicht des Königs.

„Wir müssen ihnen die Stirn bieten“, sagte er.

Einige Augenblicke lang verfolgten sie die steilen Spiralen, mit denen die Kuriere herabstießen, dann begann eine hastige Beratung ...

Sie beschlossen, daß der König durchaus eine Besprechung über die Einzelheiten einer endgültigen Unterwerfung unter Brissago abhalten könnte, denn das würde unverfänglich wirken. Und so fand der von der Versammlung als Unterhändler entsandte Ex-König Egbert bei seinem Eintreffen den Slawischen Fuchs umgeben von seinen Ratgebern in theatralischer Würde im Kreis seines Hofstaates. Die Tür zum Funkraum war geschlossen.

Der Ex-König aus Brissago bahnte sich gemächlich einen Weg durch die Höflinge und Diener deren Anwesenheit König Ferdinands erhabenen Rang noch übersteigern sollte, und die vertrauliche Zuversicht in seinem Auftreten strafte eine gewisse Härte in seinen Augen Lügen. Firmin, sein einziger Begleiter, trottete hinter ihm her. Als Ferdinand Karl sich erhob, um ihn zu begrüßen, beschlich den

Slawischen Fuchs dasselbe eisige Gefühl, das er schon auf dem Balkon empfunden hatte — und schwand wieder angesichts des sorglosen Verhaltens seines Gastes. Denn sicherlich konnte ein jeder diesen albernem Schwätzer übertölpeln, der einer reinen Idee zuliebe und auf Befehl eines kleinen bebrillten Rationalisten aus Frankreich der ältesten Krone der Welt entsagt hatte.

Man mußte nur dementieren, alles dementieren...

Und dann stellte er allmählich und eher verärgert fest, daß es nichts zu dementieren gab. Sein Besucher begann mit liebenswürdiger Ungezwungenheit über alles zu sprechen, was noch zwischen Brissago und dem Balkan zur Debatte stand, außer —

Waren sie vielleicht aufgehalten worden? Vielleicht wegen einer Reparatur gezwungen gewesen, zu landen, und noch in Freiheit? War es möglich, daß sie gerade jetzt, während dieser Narr herumschwätzte, dort zwischen den Bergen ihre tödliche Last über die Bordwand ihres Flugzeuges warfen?

Eine vage Hoffnung hob die Stimmung des Slawischen Fuchses.

Was sagte der Mann? Man mußte jedenfalls mit ihm sprechen, bis man Gewißheit hatte. Jeden Augenblick konnte sich die schmale Doppeltüre hinter ihm mit der Nachricht öffnen, daß Brissago in Atome zerstäubt war. Dann würde herrliche Erleichterung die gegenwärtige Spannung lösen, und man würde diesen Kauz unverzüglich verhaften. Vielleicht würde man ihn töten, warum nicht? Der Ex-König wiederholte, was er gesagt hatte. Es besteht der lächerliche Verdacht, Ihre Zuversicht stützte sich auf den Besitz von Atombomben."

König Ferdinand Karl nahm sich zusammen und protestierte.

„Oh, gewiß", sagte der Ex-König, „gewiß."

„Mit welcher Begründung?"

Der Ex-König begleitete seine abwehrende Handbewegung mit der Spur eines Lächelns — warum zum Teufel lächelte er? „Tatsächlich gibt es keine", sagte er. „Aber man muß sehr vorsichtig sein."

Und dann glimmte abermals für eine Sekunde etwas wie leichter Spott in den Augen des Unterhändlers auf, und König Ferdinand lief es dabei erneut kalt über den Rücken.

Pestovitch, der die gespannte Erwartung in Firmins Gesicht beobachtet hatte, befiel ähnliche Beklommenheit. Er kam seinem Herrn zu Hilfe, da er fürchtete, dieser würde zu offensichtlich

protestieren.

„Eine Durchsuchung!" rief der König. „Ein Startverbot für unsere Flugzeuge!"

„Nur als vorübergehende Vorsichtsmaßnahme", erwiderte Ex-König Egbert, „solange die Durchsuchung in Gang ist."

Der König wandte sich an seine Minister.

„Das Volk wird das niemals zulassen, Majestät" erklärte ein kleiner Mann in einer prunkvollen Uniform eilfertig.

„Sie werden es umzustimmen haben", gab der Ex-König allen anwesenden Kabinettsmitgliedern freundlich zu verstehen.

König Ferdinand starrte auf die Bronzetüre, durch die noch immer keine Nachricht kam.

„Wann würden Sie diese Durchsuchung vornehmen wollen?"

Der Ex-König strahlte. „Unmöglich vor übermorgen", sagte er.

„Nur in der Hauptstadt?"

„Wo sonst?" fragte der Ex-König noch lebenswürdiger.

„Ich persönlich", erwiderte der König zuversichtlich, „halte das Ganze für lächerlich. Wer würde so ein Narr sein, Atombomben zu verstecken? Niemand. Der Galgen ist ihm sicher, wenn er ertappt wird — und wenn nicht, würde er fast sicher in die Luft gehen. Aber gegenwärtig muß ich mich wie alle Welt Befehlen beugen. Und so bin ich dazu bereit."

Der König glaubte, noch nie eine so widerwärtige Lebenswürdigkeit beobachtet zu haben. Er sah zu Pestovitch hinüber, der fast unmerklich nickte. Es war jedenfalls gut, daß man es mit einem Narren zu tun hatte. Sie hätten auch einen Diplomaten schicken können. „Natürlich anerkenne ich", sagte der König, „die überwältigende Macht — und eine gewisse Logik — in diesen Anordnungen aus Brissago." „Ich wußte, daß Sie das würden", erwiderte der Ex-König mit einem Anflug von Erleichterung, „und so lassen Sie uns vereinbaren -"

Sie trafen mit einer gewissen Formlosigkeit ein Abkommen. Kein balkanisches Flugzeug sollte sich in die Luft erheben, bevor die Durchsuchung abgeschlossen war, und solange würden die Flugzeugstaffeln der Weltregierung am Himmel kreisen. In den Städten würden Plakate angeschlagen, die allen jenen eine Belohnung versprachen, die der Entdeckung von Atombomben Beihilfe leisteten ...

„Dies werden Sie unterzeichnen", sagte der Ex-König.

„Warum?“

„Um zu zeigen, daß wir in keiner Weise feindselig eingestellt sind.“

Pestovitch gab seinem Herrn durch ein Nicken zu verstehen, er möge zustimmen.

„Und jetzt“, erklärte der Ex-König in seiner gewohnten Ungezwungenheit, „werden wir natürlich mit etlichen Leuten herkommen, ihre Polizei um Unterstützung bitten und eine gründliche Durchsuchung vornehmen. Und dann wird alles überstanden sein. Wenn ich solange ihr Gast sein darf ...“

Als Pestovitch nachher mit dem König wieder allein war, fand er ihn von widerstrebenden Gefühlen hin und her gerissen. Sein Gemüt wogte wie eine windgepeitschte See. Eben noch war er überschwenglich und voll Verachtung für „diesen Narren“ und seine Durchsuchung gewesen, der nächste Augenblick stürzte ihn wieder in abgrundtiefe Angst. „Sie werden sie finden, Pestovitch, und dann werden sie uns hängen.“

„Uns hängen?“

Des Königs lange Nase richtete sich auf seinen Ratgeber. „Dieser grinsende Rohling will uns hängen sehen“, sagte er, „und er wird uns hängen, wenn wir ihm auch nur den geringsten Anlaß geben.“

„Bei all ihren Ansichten über einen modernen Staat!“

„Glauben Sie etwa, diese Bande gottloser vivisezierender Tugendbolde würde ein Mitgefühl aufbringen?“ rief dieser letzte romantische König. „Glauben Sie, Pestovitch, sie hätten Verständnis für eine erhabene Idee oder einen glorreichen Traum? Glauben Sie, unser kühnes und grandioses Wagnis würde sie beeindrucken? Da bin ich, der letzte und größte und romantischste aller Cäsaren, und da glauben Sie, sie werden sich die Chance entgehen lassen, mich wie einen Strolch zu hängen, wenn sie können, mich wie eine Ratte in ihrem Loch umzubringen? Auch dieser Abtrünnige, der einst ein Herrscher von Gottes Gnaden war!“ ...

„Ich hasse solche Augen, die lächeln und dabei hart bleiben“, sagte der König schließlich. „Ich will nicht hier stillsitzen und mich wie ein hypnotisiertes Kaninchen einfangen lassen. Wir müssen diese Bomben woanders hinbringen.“

„Nehmen Sie das Risiko auf sich“, warnte ihn Pestovitch.

„Lassen Sie sie, wo sie sind.“

„Nein“, widersprach der König. „Wir bringen sie zur Grenze. Und

dann, während sie uns überwachen — und das werden sie jetzt ständig tun — können wir aus dem Ausland ein Flugzeug kaufen, die Bomben einladen ..."

Der König war den ganzen Abend in einer fieberhaft gereizten Stimmung, nichtsdestotrotz heckte er seinen Plan mit ungeheurer List aus. Sie mußten die Bomben fortschaffen. Dazu brauchte man zwei Lastkraftwagen mit Heu. Die Bomben konnten darin verborgen werden ... Pestovitch machte sich auf den Weg, unterrichtete vertrauenswürdige Diener, plante und gab Anweisungen ... Der König und der Ex-König unterhielten sich unterdessen sehr freundschaftlich über eine Reihe von Themen. Die ganze Zeit über quälte König Ferdinand Karl der Gedanke an das rätselhafte Verschwinden seines Flugzeugs. Es kam weder eine Nachricht, daß es abgefangen worden war, noch daß es seine Mission erfolgreich durchgeführt hatte. Jeden Augenblick konnte also auch die ganze Macht, die seinem Besucher den Rücken stärkte, zunichte werden ...

Mitternacht war bereits vorbei, als der König in Umhang und Schlapphut, der Kleidung eines kleinen Bauern oder ehrbaren Angestellten, durch einen unauffälligen Dienstboteneingang an der Westseite des Palastes in den dicht bewaldeten Park trat, der sich in mehreren Terrassen bis zur Stadt hinunter erstreckte. Pestovitch und sein Leibwächter Peter, beide in gleicher Weise verkleidet, kamen aus den Lorbeerbüschen, die den Pfad säumten, und schlossen sich ihm an. Die Nacht war klar und warm, aber die Sterne erschienen ungewöhnlich klein und ferne, da in der Luft Flugzeuge hin und her kreuzten und immer wieder ihre Suchscheinwerfer über die Landschaft wandern ließen. Ein heller Strahl schien für einen Augenblick auf dem König zu verweilen, als er aus dem Palast trat, wanderte aber zu seiner Erleichterung sogleich weiter. Doch während sie noch im Palastgarten waren, richtete sich auch schon ein anderer auf sie und verharrte eine Weile.

„Sie haben uns entdeckt“, rief der König.

„Sie erkennen uns nicht“, sagte Pestovitch.

Der König blickte hinauf in die ruhige runde Lichtquelle, die ihm zuzublinzeln schien, ihn blendete und wieder erlosch...

Die drei Männer setzten ihren Weg fort. In der Nähe des kleinen Tores, das auf Pestovitchs Anweisung unversperrt war, blieb der König im Schatten einer Steineiche stehen und blickte zum Palast

zurück. Er war sehr hoch und schmal, eine neuzeitliche Reminiszenz an das Mittelalter in Stahl und Bronze, mit imitiertem Mauerwerk und Milchglas. Eine Unzahl von Zinnen hoben sich gegen den Himmel ab. Hoch oben im Ostflügel lagen die Fenster der Suite, in der Ex-König Egbert untergebracht war. Eines davon war hell erleuchtet, und in diesem Licht stand ruhig eine dunkle Gestalt und schaute in die Nacht hinaus.

Der König knurrte wütend.

„Er hat keine Ahnung, daß wir ihm entwischen“, sagte Pestovitch.

Und noch während er sprach, sahen sie den Ex-König seine Arme strecken wie jemand, der gähnt, sich die Augen reiben und ins Zimmer zurücktreten — zweifellos ging er zu Bett.

Durch die alten winkeligen Straßen seiner Hauptstadt hastete der König zu dem vereinbarten Treffpunkt, an dem ein schäbiges Atomauto auf die drei wartete. Es war eine entsetzlich verlotterte Mietdroschke mit verbeulter Karosserie und durchgesessenen Sitzen. Ein Taxichauffeur aus der Stadt lenkte sie, aber neben ihm saß Pestovitchs junger Sekretär, der den Weg zur Scheune kannte, in der die Bomben versteckt waren.

Der Wagen nahm seinen Weg durch die engen Straßen der alten Stadt, die noch hell erleuchtet und belebt waren — wegen der vielen Flugzeuge, die in der Luft kreisten, waren die Cafes noch offen und die Leute auf der Straße — und weiter über die große neue Brücke und durch die dünnbesiedelten Außenbezirke. Und während der ganzen Fahrt saß der König, der Cäsar zu übertreffen hoffte, schweigend im Fond, und auch von den anderen sprach keiner. Als sie dann auf das dunkle Land hinaus kamen, stellten sie fest, daß die Suchscheinwerfer wie die ruhelosen Geister von Riesen durch die Landschaft wanderten. Der König beugte sich vor, folgte mit seinem Blick den umherhuschenden hellen Flecken und schaute immer wieder zu den Flugzeugen hinauf.

„Das gefällt mir gar nicht“, sagte er.

Und dann erfaßte sie einer der Lichtkegel und schien ihrem Automobil zu folgen. Der König zuckte zurück.

»Diese Dinger sind verdammt geräuschlos“, sagte er, „man fühlt sich wie von mageren weißen Katzen verfolgt.“ Er spähte wieder nach oben. „Dieser Bursche beobachtet uns.“

Und dann überkam ihn plötzlich Panik. „Pestovitch“, sagte er und



umklammerte den Arm seines Ministers, „sie beobachten uns. Ich mach da nicht mehr weiter. Sie beobachten uns. Ich kehre um.“

„Aber sie werden uns hängen“, wandte Pestovitch ein.

„Nicht wenn wir jetzt aufgeben. Nicht, wenn wir die Bomben ausliefern. Sie haben mich in diese Sache hineingezogen...“

Schließlich gab Pestovitch teilweise nach. Etwa einen Kilometer vor der Scheune stand ein Gasthaus. Sie würden dort aussteigen, und der König konnte einen Kognak trinken und sich entspannen. Wenn er es dann immer noch für zweckmäßig hielt, umzukehren, würden sie es tun.

„Sehen Sie“, sagte Pestovitch, „der Scheinwerfer ist wieder erloschen.“

Der König schaute hinauf. „Ich glaube, sie verfolgen uns ohne Licht“, erwiderte er.

In dem alten, kleinen, schmutzigen Gasthaus zauderte der König noch eine Weile und wollte umkehren, um sich auf Gnade oder Ungnade der Versammlung in Brissago zu ergeben. „Wenn sie noch existiert“, sagte Pestovitch. „Inzwischen haben unsere Bomben sie vielleicht erledigt.“

„Aber wenn dem so wäre, würden diese höllischen Flugzeuge abziehen.“

„Vielleicht wissen sie es noch nicht.“

„Aber warum können Sie das alles nicht ohne mich erledigen, Pestovitch?“

Pestovitch antwortete nicht gleich. „Ich war dafür, daß man die Bomben an ihrem Ort beließ“, sagte er schließlich. Ihr Fahrzeug wurde von einem hellen Lichtkegel erfaßt. Da hatte Pestovitch einen glänzenden Einfall. „Ich werde meinen Sekretär hinausschicken, er soll mit dem Fahrer einen Streit anfangen, so daß die da oben die beiden weiter beobachten müssen. Unterdessen schleichen Sie und ich und Peter zur Hintertüre hinaus und durch die Hecken zur Scheune...“

Der Einfall war seinem scharfen Verstand würdig und erwies sich als zweckentsprechend.

Zehn Minuten später kletterten sie über die Mauer des Hofes, verschwitzt, schmutzig und atemlos, aber unbeobachtet. Als sie jedoch zur Scheune liefen, entfuhr dem König ein Mittelding zwischen einem Stöhnen und einem Fluch. Rings um sie leuchtete ein Licht auf — und wanderte weiter.

Aber war es sogleich weitergewandert oder hatte es für eine Sekunde auf ihnen verweilt?

„Sie haben uns nicht gesehen“, sagte Peter.

„Ich glaube nicht, daß sie uns entdeckt haben“, bekräftigte der König und folgte mit dem Blick dem Licht, das über den Hügelhang hinaufglitt, kurze Zeit auf einem Heuschober hängenblieb und dann zurückschwenkte.

„In die Scheune“, rief der König.

Er stieß mit dem Schienbein gegen irgendein Hindernis, und dann waren die drei Männer in der großen mit Blech überdachten Scheune, in der die zwei motorisierten Heuwagen standen, die die Bomben fortbringen sollten. Kurt und Abel, Peters Brüder, hatten die Fahrzeuge bei Tag hergebracht und bereits die obere Hälfte des Heus abgeladen. Sobald der König das Versteck bekanntgab, konnten die Bomben auf den Wagen geschafft werden. „Hier ist eine Art Grube“, sagte der König. „Zündet keine zweite Laterne an. Mit diesem Schlüssel löse ich einen Ring...“

Eine Weile lang wurde in der Dunkelheit der Scheune kaum ein Wort gesprochen. Die Falltüre knarrte, als sie geöffnet wurde, und Füße tappten die Leiter hinunter in die Grube. Dann hörte man Flüstern und schweres Keuchen, als Kurt die erste der versteckten Bomben heraufwuchtete.

„Wir schaffen es noch“, sagte der König. Und dann fluchte er: „Verdammtes Licht, warum in Teufels Namen haben wir das Tor des Schuppens nicht geschlossen?“ Denn dieses stand weit offen, und der ganze menschenleere Hof und noch zwei Meter des Schuppenbodens standen im blendenden Licht eines forschenden Suchscheinwerfers.

„Mach das Tor zu, Peter“, sagte Pestovitch.

„Nein“, rief der König, zu spät, denn Peter war schon ins Licht getreten. „Zeigen Sie sich nicht!“ Kurt war seinem Bruder gefolgt und zerrte ihn zurück. Eine Weile lang rührte sich keiner der fünf Männer. Es schien, als würde das Licht nie erlöschen, und dann ging es plötzlich aus und ließ sie geblendet zurück. „Jetzt“, sagte der König beunruhigt, „jetzt schließt das Tor.“

„Nicht ganz“, rief Pestovitch. „Laßt einen Spalt offen, durch den wir dann hinausgehen...“

Es war eine harte Arbeit, die Bomben zu verladen, und der König arbeitete eine Weile mit. Kurt und Abel trugen die schweren Dinger

herauf. Peter brachte sie zu den Wagen, und der König und Pestovitch halfen ihm, sie im Heu zu verstauen. Sie verursachten so wenig Lärm wie möglich... Seht!" rief der König. „Was war das?"

Aber Kurt und Abel hörten es nicht und tappten mit ihrer schweren Last die Leiter hoch.

„Seht!" Peter lief auf sie zu und ermahnte sie flüsternd. Nun waren alle still.

Das Scheunentor öffnete sich ein wenig weiter und gegen das schwache nächtliche Licht sahen sie die dunkle Silhouette eines Mannes.

„Ist da jemand", fragte er mit einem italienischen Akzent.

Dem König trat kalter Schweiß auf die Stirn. Dann antwortete Pestovitch: „Nur ein Bauer, der Heu auflädt", sagte er, griff nach einer großen Heugabel und schlich sich näher.

„Ihr ladet das Heu zu einer sehr unpassenden Zeit und bei sehr schlechtem Licht auf, sagte der Mann Tor und spähte hinein. „Habt ihr keine elektrische Beleuchtung?"

Dann schaltete er plötzlich eine Taschenlampe an, und in diesem Augenblick sprang Pestovitch hervor. „Verschwinden Sie aus meinem Schuppen!" schrie er und stieß die Gabel dem Eindringling in die Brust. Er hatte wohl geglaubt, den Mann damit zum Schweigen zu bringen. Aber als die Zinken in seine Brust drangen, schrie der Mann laut auf und taumelte zurück. Sogleich hallten im Hof eilige Schritte wider.

„Bomben", rief der am Boden liegende Mann und zerrte an der Gabel. Pestovitch stolperte durch die Wucht des Stoßes vor das Tor und wurde von einem der beiden Neuankömmlingen erschossen.

Der Mann am Boden war schwer verletzt, aber klar bei Besinnung. „Bomben", wiederholte er raffte sich zu einer knienden Stellung auf und traf mit dem Strahl seiner Taschenlampe das Gesicht des Königs. „Erschießt sie", schrie er, keuchend und Blut spuckend, und das Licht seiner Lampe tanzte um den Kopf des Königs.

Einen Augenblick lang sahen die beiden Männer den König auf dem Wagen knien und Peter auf dem Scheunenboden daneben. Der alte Fuchs wandte ihnen sein bleiches Gesicht zu — und knurrte unheilverkündend. Und als er sich zögernd mit selbstmörderischem Heroismus über die Bomben beugte, schossen die beiden Fremden gleichzeitig und trafen ihn in den Kopf.

Die obere Hälfte seines Gesichtes schien sich aufzulösen.

„Erschießt sie“, schrie der verletzte Mann. „Erschießt sie alle!“

Und dann erlosch seine Lampe, und er brach zu Füßen seiner Kameraden zusammen.

Aber diese hatten selbst Lampen, und im nächsten Augenblick war wieder alles in der Scheune deutlich erkennbar. Sie erschossen Peter, gerade als er zum Zeichen der Ergebung die Hände hob.

Kurt und Abel zögerten kurz und sprangen dann von der Leiter in die Grube hinunter. „Wenn wir sie nicht töten“, sagte einer der Scharfschützen, „werden sie uns in die Luft jagen. Sie sind da unten in der Grube. Komm!... Da sind sie. Hände hoch, sage ich. Leuchte mir, während ich schieße...“

## 8

Es war noch dunkel, als Firmin und der Kammerdiener ins Zimmer des Ex-Königs Egbert traten und ihm berichteten, daß nun alles erledigt war.

Er richtete sich auf und fragte: „Ist er entkommen?“

„Er ist tot“, antwortete Firmin. „Er wurde erschossen.“

Der Ex-König dachte nach. „Das ist vielleicht die beste Lösung“, sagte er. „Wo sind die Bomben? In diesem Bauernhof auf dem gegenüberliegenden Hügelhang! Was soll's, er ist von hier aus zu sehen. Wir fahren hin. Ich ziehe mich rasch an. Ist jemand im Palast, Firmin, der uns einen Kaffee machen kann?“

Durch das erste schwache Dämmerlicht brachte der Wagen den Ex-König zu dem Bauernhof, in dem der letzte rebellierende König zwischen den Bomben lag. Der Horizont rötete sich, und dann ging im Osten die Sonne strahlend über den Bergen auf, gerade als König Egbert in den Bauernhof einfuhr. Man hatte die beiden Heuwagen mit ihrer bedrohlichen Bombenlast aus der Scheune gezogen. An die zwanzig Flieger bewachten den Hof, und draußen standen ein paar Bauern in einer kleinen Gruppe beisammen und starrten hinein, ohne noch zu wissen, was geschehen war. Vor der Steinmauer des Hofes lagen säuberlich nebeneinander fünf Leichen. Pestovitchs Gesicht zeigte Überraschung, und der König war hauptsächlich an seinen langfingrigen weißen Händen und dem blonden Schnurrbart zu

erkennen. Den verletzten Flieger hatte man in den Gasthof getragen. Und nachdem der Ex-König Anweisung gegeben hatte, wie die Bomben in das neue Laboratorium oberhalb von Zürich gebracht werden sollten, wo sie durch Chlorgas entschärft werden konnten, wandte er sich den fünf reglosen Gestalten zu.

Fünf Paar Beine lagen in seltsam steifer Einmütigkeit da ausgestreckt. „Was hätten wir sonst tun sollen?“ beschwichtigte er einen inneren Protest.

„Ich frage mich, Firmin, ob es noch mehr davon gibt?“

„Bomben, Majestät?“ wollte Firmin wissen.

„Nein, solche Könige... eine beklagenswerte Torheit“, sinnierte der König laut. Und dann: „Firmin, als Ex-Professor für internationale Politik obliegt es wohl Ihnen, sie zu begraben. Hier?... Nein, nicht so dicht neben dem Brunnen. Daraus werden die Leute trinken müssen. Begraben Sie sie weiter draußen auf dem Feld.“

## Die neue Phase

### 1

Die Aufgabe, die vor der Versammlung von Brissago lag, bestand, wie wir heute rückblickend erkennen können, im Grunde aus der Lösung einer einfachen Frage. Es war von entscheidender Bedeutung, die durch die sprunghafte Entwicklung der Wissenschaft überholte soziale Organisation auf eine neue Basis zu stellen. Die Versammlung war wie eine Rettungsexpedition hastig zusammengerufen worden und sah sich vor einem Trümmerhaufen; aber dieser Trümmerhaufen war ein für allemal ein Trümmerhaufen, und die einzigen Möglichkeiten eines Neubeginns lagen entweder in einem Rückfall auf das Stadium eines primitiven Ackerbaus, das die Menschheit so mühevoll überwunden hatte, oder darin, daß man den erreichten Wissensstand als Basis einer neuen sozialen Ordnung akzeptierte. Die alten Neigungen der menschlichen Natur zu Mißtrauen, Eifersucht, Absonderung und Kriegslüsternheit waren mit der ungeheuren Zerstörungskraft der neuen Kampfmittel, die die herzlose Logik der Wissenschaft bereitgestellt hatte, unvereinbar. Das Gleichgewicht konnte nur wiederhergestellt werden, wenn sich die Zivilisation selbst so weit vernichtete, bis moderne Produktionen undurchführbar wurden, oder eben wenn sich der Mensch selbst in seinen Institutionen den neuen Bedingungen anpaßte.

Früher oder später wäre die Menschheit ohnehin vor diese Wahl gestellt worden. Die rapide Entwicklung der Atomwissenschaft führte nur schneller zu einem dramatischen Höhepunkt in diesem Konflikt zwischen dem Neuen und dem Althergebrachten vieler Jahrtausende, seit der erste Faustkeil behauen und die erste Feuerstelle gebaut worden war. Von dem Tag an, als der Mensch ein Werkzeug ersann und ein Mann einen anderen neben sich duldete, war er nicht länger ein ausschließlich den Trieben und Urinstinkten gehorchendes Wesen. Seit damals läßt sich ein immer größer werdender Zwiespalt zwischen seinen egoistischen Wünschen und den sozialen Erfordernissen

beobachten. Allmählich paßte er sich dem Leben in der Gemeinschaft an und ordnete seine wilden Triebe den Bedürfnissen der Sippe und des Stammes unter. Aber ungeachtet dessen lebte in seinem Bewußtsein der ursprüngliche Jäger und Wanderer und Forscher fort. Er fügte sich nie gänzlich dem Ackerbau und dem häuslichen Leben ein. Allenthalben bedurfte es der Unterweisung und des Priesters, um ihn in den Schranken von Ackerbau und Viehzucht zu halten. Allmählich überlagerte ein weitgespanntes System traditioneller Gebote seine Instinkte, Gebote, die vortrefflich geeignet waren, ihn zu jenem Ackermann und Hirten zu machen, der für zweimal zehntausend Jahre die Norm war.

Unvorhergesehen und ungewollt, entwickelte sich aus dieser Lebensweise die Zivilisation als ein Überbau. Sie begann mit Handel und Pfaden und Straßen, sie trieb Boote auf die Flüsse und dann aufs Meer hinaus, und in den primitiven Höfen und den Tempeln nahmen Reichtum und Muße zu. Und im Völkergemisch, das in den Hafenstädten zusammenströmte, regten sich Erkenntnisstreben, Philosophie, Wissenschaft und die Anfänge einer neuen Ordnung, die schließlich das Leben der Menschen bestimmte. Nur allmählich macht sie sich bemerkbar, und dann wurden mit zunehmender Raschheit neue Naturkräfte entdeckt. Die Menschheit suchte weder danach, noch verlangte sie danach; sie wurden ihr in die Hand gegeben. Eine Weile lang griff sie sorglos nach diesen neuen Errungenschaften und Kräften, ohne an die Folgen zu denken. Zahllose Generationen hindurch ging der Wandel fast unmerklich vor sich. Aber als er weit genug fortgeschritten war, beschleunigte er plötzlich seinen Gang. Und in einer Folge von Schocks kam dem Menschen schließlich zu Bewußtsein, daß er sich immer weiter von seinem ursprünglichen Leben entfernt und neuen Verhältnissen angepaßt hatte.

Bereits vor der Entfesselung der Atomenergie war der Zwiespalt zwischen der althergebrachten und der neuen Lebensweise ungeheuer. Er war weit stärker als selbst beim Zusammenbruch des römischen Herrschaftssystems. Auf der einen Seite gab es noch das alte Familienleben, die kleine Gemeinschaft und den Handwerksbetrieb, auf der anderen die neue Ordnung in einem größeren Rahmen, mit weiterem Horizont und einem merkwürdigen Zweckdenken. Allmählich wurde deutlich, daß der Mensch sich für die eine oder andere Lebensform entscheiden mußte. Man konnte nicht kleine

Händler und Kartellverbände auf dem gleichen Markt haben, nicht schlafende Fuhrmänner und Kraftwagen auf der gleichen Straße, nicht Bogenschützen und Bordschützen in der gleichen Armee, nicht primitive Landwirtschaft und automatisierte Fabriken in der gleichen Welt. Und noch weniger war es möglich, daß Menschen mit dem Denken, dem Ehrgeiz, der Habgier und dem Argwohn von Ackerbauern über die unbegrenzten technischen Mittel des neuen Zeitalters verfügten. Selbst wenn es keine Atombomben gegeben hätte, die einen Großteil der führenden Geister aus aller Welt zu einer eiligen Konferenz in Brissago veranlaßt hätten, wäre es, vielleicht über weite Strecken und Zeiträume verteilt, zu weniger offiziellen Beratungen verantwortlicher und einsichtiger Leute über die Schwierigkeiten dieses weltweiten Zwiespalts gekommen. Wäre Holstens Entdeckung Schritt für Schritt im Laufe von Jahrhunderten zustande gekommen und der Welt nur allmählich zur Kenntnis gelangt, hätte sie nichtsdestotrotz die Menschheit genötigt, darüber zu beraten und einen Plan für die Zukunft zu entwerfen. Tatsächlich hatten sich bereits hundert Jahre vor dieser Krise literarische Veröffentlichungen gehäuft, die zukünftige Entwicklungen vorwegnahmen; der Versammlung in Brissago lag bereits das ganze umfangreiche Schrifttum der „Moderner Staat“-Bewegung vor, auf dem sie aufbauen konnte. Diese Bomben verschärften und dramatisierten nur ein bereits keimendes Problem.

## 2

Zu dieser Versammlung hatten sich nicht hastig überragende Köpfe und Superintelligenzen zusammengefunden, um die Probleme zu meistern. Die Teilnehmer machten einen Lernprozeß durch. Sie hatten Ideen mitgebracht, aber diese waren die Ergebnisse des „moralischen Schocks“, den die Bomben der Menschheit versetzt hatten, und es besteht kein Grund zur Annahme, daß die einzelnen Persönlichkeiten den Durchschnittsmenschen weit überragten. Man könnte zahllose Beispiele von Irrtümern und Fehlentscheidungen in der Vorgangsweise der Mitglieder anführen. Viele Maßnahmen waren bloße Versuche, und man scheiterte oft. Holsten mit seiner außergewöhnlich entfalteten Begabung ausgenommen, ist es fraglich, ob ein einziger



überragender Mann an der Versammlung teilnahm. Aber sie waren sich in aller Bescheidenheit ihrer Schranken bewußt, und die daraus resultierende Aufgeschlossenheit zeichnete die Versammlung ungewöhnlich aus. Natürlich besaß etwa Leblanc eine edle Schlichtheit, aber auch bei ihm muß man sich fragen, ob er nicht eher ein guter und ehrlicher als ein wirklich großer Mann war.

Der Ex-König war klug und etwas romantisch, einer unter Tausenden, wenn nicht unter Millionen. Aber seine Memoiren und gerade sein Entschluß Memoiren zu schreiben, geben Aufschluß über die Eignung seiner Person und seiner Mitarbeiter. Dieses bemerkenswerte Buch ist in mancher Hinsicht erstaunlich. Darin betrachtet er das große Werk, das die Versammlung vollbrachte, als etwas Selbstverständliches, so etwa wie ein Kind die Existenz Gottes. Man hat den Eindruck, ihm fehlte dafür jedes Verständnis. Er erzählt amüsante Belanglosigkeiten von seinem Vetter Wilhelm und seinem Sekretär Firmin, er macht sich über den amerikanischen Präsidenten lustig, der wirklich eher ein kleiner Unglücksfall für die politische Maschinerie als ein repräsentativer Amerikaner war, und schildert ausführlich, wie er, nur von dem japanischen Vertreter begleitet, drei Tage in den Bergen herumirrte. Seine Abwesenheit von der Versammlung scheint jedoch zu keiner ernsthaften Arbeitsunterbrechung geführt zu haben...

Über die Versammlung in Brissago wurde damals und auch später geschrieben, als habe sich dort die Blüte der Menschheit versammelt. Zusammengerufen durch die Beharrlichkeit oder Weisheit Leblancs, ähnelte sie in mancher Hinsicht dem alten Olymp, und das den Menschen angeborene Bedürfnis, solche Vergleiche breitzutreten, könnte uns verleiten, ihre Mitglieder Göttern gleichzustellen. Mit ebensolchem Recht könnte man sie mit einem jener Zusammentreffen auf Berggipfeln vergleichen, die zu Beginn der Sintflut stattgefunden haben mußten. Die Stärke der Versammlung lag nicht in ihr als solcher, sondern in den Umständen, die das Denken ihrer Mitglieder schärften, ihre Anmaßung dämpften und sie vor überkommenen Ambitionen und Zwistigkeiten bewahrten. Sie hatte das Gewand der Jahrhunderte und war als Regierung nackt, mit all jener Handlungsfreiheit, die Nacktheit gewährt. Und ihre Probleme lagen mit einer Eindeutigkeit vor ihr, die jeden Vergleich mit den komplexen und verwickelten Fragestellungen früherer Zeiten absurd erscheinen ließ.

Die Welt, auf die die Versammlung herabblickte, stellte auch wirklich eine so ungeheure und außerdem so dringende Aufgabe dar, daß es nicht anging, sich in interne Meinungsverschiedenheiten zu verlieren. Vielleicht wäre es interessant, kurz die Situation der Menschheit am Ende der durch Kriege gekennzeichneten Perioden im kritischen Jahr nach der Erschließung der Atomenergie zu schildern. Im Vergleich zu späteren Zeiten verfügte die Welt nur über beschränkte Möglichkeiten, und in jenem Augenblick befand sie sich in einem Zustand fürchterlichster Verwirrung und Not.

Es muß daran erinnert werden, daß zu dieser Zeit den Menschen noch riesige ungenützte Landstriche auf der Erde offen standen. Es gab wilde Gebirge, dichte Urwälder, sandige Wüsten und vom ewigen Eis bedeckte Gebiete. Die Menschen blieben weiterhin an Wasserläufen und auf den fruchtbaren Böden in gemäßigten oder subtropischen Klimaten. Sie siedelten im wesentlichen nur in Flußtälern und alle ihre großen Städte waren an großen schiffbaren Strömen und Meereshäfen entstanden. Über weite Flächen selbst dieses nutzbaren Landes hatten Fliegen und verseuchte Mücken eine Besiedlung verhindert und auch dafür gesorgt, daß jungfräuliche Wälder unberührt blieben. Tatsächlich wimmelte die ganze Welt selbst in ihren dichtest besiedelten Teilen von Schwärmen unerwünschter Insekten in einem Ausmaß, das man sich heute kaum noch vorstellen kann. Eine Karte mit Angabe der Bevölkerungsdichte im Jahr 1950 hatte ihre Spitzenwerte so nahe an Küsten und Fluß laufen, daß man den Eindruck gewinnen könnte, der Homo sapiens wäre eine Amphibie. Auch seine Straßen und Bahnschienen liefen durch die Niederungen und drangen nur da und dort durch hemmende Bergketten oder in tausend Meter Höhe, um einen Kurort zu erreichen. Und der Verkehr auf dem Ozean hielt sich an genau festgesetzte Routen. Es gab Hunderttausende Quadratmeilen, die nie ein Schiff durchquerte, außer wenn es durch ein Unwetter dorthin verschlagen wurde.

In die Geheimnisse der festen Erdkruste unter seinen Füßen war der Mensch kaum erst acht Kilometer weit eingedrungen, und es war noch keine vierzig Jahre her, daß er sich mit tragischer Hartnäckigkeit zu den Polen durchgekämpft hatte. Die unbegrenzten Erzvorkommen in der Arktis und Antarktis lagen noch unter dicken Schichten ewigen

Eises, und die in den tieferen Erdschichten verborgenen Reichtümer waren unberührt und wurden dort nicht einmal vermutet. Die höheren Bergregionen waren nur einer kleinen Zahl Bergführer und Kletterer und den Gästen von ein paar wenigen abgelesenen Hotels bekannt. Und der breite niederschlagsfreie Landgürtel, der sich über die Kontinente von der Wüste Gobi bis zur Sahara hinzog und am Rückgrat Amerikas fortsetzte, dieses Gebiet mit seiner reinen Luft und den strahlenden Sonnentagen, mit seinen klaren kühlen Nächten und flimmernden Sternen, mit seinen tiefliegenden Wasserreservoirs, war damals nach allgemeiner Auffassung noch eine Einöde voller Schrecken und Todesgefahren.

Und nun, unter dem Schock der Atombomben waren große Teile der Bevölkerung, die sich bisher in ungeheuren schmutzigen Städten zusammengedrängt hatten, entwurzelt und strömten mit katastrophalen Auswirkungen in die ländliche Umgebung. Es war, als hätte eine grausame Macht schließlich die Geduld mit der menschlichen Unvernunft verloren und mit Bedacht die Welt erschüttert, um die Bevölkerung zweckmäßiger zu verteilen. Die ausgedehnten Industriezonen und großen Städte, die von Bomben verschont geblieben waren, hatten durch den völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch mit ähnlichen großen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die zerstörten Gebiete, und die ländlichen Gegenden wurden durch Horden umherziehender zügelloser Fremder in Unruhe versetzt. In manchen Teilen der Welt herrschten Hungersnöte, und vielerorts wüteten Seuchen... Ebenen Nordindiens, wo gewalttätige Patrioten die Eisenbahnen und großen Bewässerungssysteme zerstört hatten, von denen das Wohl des Landes in immer stärkerem Maß abhängig geworden war litten besonders große Not. Ganze Ortschaften waren wie ausgestorben, niemand kümmerte sich darum, und selbst die Tiger und Panther, die die wenigen Überlebenden anfielen, schleppten sich von Krankheit geschwächt, in den Dschungel zurück, um dort zu sterben. Große Gebiete Chinas wurden von räuberischen Banden terrorisiert...

Es ist bezeichnend, daß es keinen erschöpfenden zeitgenössischen Bericht über jene gibt, die die Explosion der Atombomben überlebten. Man findet natürlich zahllose Andeutungen und Teildarstellungen, und aus diesen muß sich die Nachwelt ein Bild der Verwüstungen machen.

Man muß hier daran erinnern, daß sich die Situation von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde änderte, als die explodierenden Bomben sich verlagerten, Bruchstücke ausspien oder mit Wasser oder frisch entstandenen Sümpfen in Berührung kamen. Barnet, der sich in den ersten Oktobertagen sechzig Kilometer von Paris aufhielt, schreibt in seinen Aufzeichnungen hauptsächlich über das soziale Chaos auf dem Lande und die Probleme seines Kommandos, erwähnt allerdings auch dichte Dampf Wolken, „die sich über den ganzen Himmel nach Südwesten hinzogen“ und über den roten Feuerschein, der nachts durch sie hindurchleuchtete. Etliche Viertel von Paris brannten immer noch, und viele Leute kampierten sogar in dieser Entfernung auf den Feldern und bewachten die kostbaren Haufen geretteten Guts. Er spricht auch von dem fernen Donnern der Explosionen „Wie wenn Eisenbahnzüge über Stahlbrücken fahren“.

Andere Berichte stimmen damit überein. Alle gebrauchen Wendungen wie „ständiges Dröhnen“ oder „Dampfes Hämmern“ und ähnliche. Und alle berichten von großen Dampfschwaden, aus denen plötzlich unter zuckenden Blitzen wilde Wassermassen niederprasselten. Ein Beobachter, der sich Paris genähert hätte, wäre auf immer zahlreichere Auffanglager rund um die Dörfer und auf zahllose Menschen gestoßen, die hungrig und oft krank in behelfsmäßigen Zelten hausten, weil sie nicht wußten, wohin sie gehen sollten. Der Himmel überzog sich immer dichter mit Wolken, bis schließlich das Tageslicht völlig verdunkelt war und nur noch ein matter rötlicher Schein herrschte, „der sehr drückend auf das Gemüt wirkte“. In diesem Dämmerlicht lebten noch eine Vielzahl von Menschen, die ihre Häuser nicht verlassen wollten und ihr Leben vielfach kümmerlich vom Ertrag ihrer Gärten und den Vorräten in den Lebensmittelläden fristeten.

Noch näher an Paris herangekommen, wäre der Beobachter auf einen Polizeikordon gestoßen, der jene zurückhalten mußte, die verzweifelt versuchten, in ihre Häuser zurückzukehren oder wertvollen Besitz aus der „unmittelbaren Gefahrenzone“ zu retten.

Diese Zone war eher willkürlich festgelegt worden. Hätte unser Beobachter die Erlaubnis erhalten, sie zu betreten, wäre er in ein tumultuarisches, von ständigem Donner erfülltes und von eigenartig pupurrotem Licht erhelltes Gebiet gekommen, das unter den unaufhörlichen Explosionen der radioaktiven Substanz bebte und

schwankte. Ganze Häuserblocks brannten lichterloh, doch die über ihnen tanzenden Flammenzungen wirkten neben dem tiefroten Feuerschein der Bomben geisterhaft blaß. Die leeren Mauern anderer, bereits ausgebrannter Gebäude, durch die der Wind pfiff, hoben sich schattenhaft von dem rötlichen Dunst ab.

Jeder Schritt weiter wäre ebenso gefährlich gewesen wie der Abstieg in den Krater eines aktiven Vulkans. Brodelnde Zentren des Atomzerfalls brachen unerwartet an neuen Stellen auf. Große Brocken Erde oder Mauerwerk konnten, durch die Gewalt der Explosionen hochgeschleudert, dem Beobachter um die Ohren fliegen, oder ein feuriger Schlund konnte sich zu seinen Füßen öffnen und ihn verschlingen. Kaum einer, der sich in diese Hölle der Verwüstung gewagt hatte und heil davongekommen war, versuchte diese Erfahrung ein zweites Mal zu machen. Es gibt Berichte über Schwaden leuchtenden radioaktiven Dampfes, die manchmal kilometerweit dahinzogen und alles, was mit ihnen in Berührung kam, töteten und verbrannten. Und die anfangs auf das Zentrum von Paris beschränkte Feuersbrunst weitete sich westwärts halb bis zum Meer aus.

Darüber hinaus war die Luft in diesem höllischen Zentrum von rötlichem Feuerschein und Ruinen besonders trocken und verursachte Entzündungen der Haut und der Lungen, die sehr schwer zu heilen waren...

So sah es in Paris aus, und noch wesentlich schlimmer in Chikago. Und das gleiche Schicksal hatte Berlin ereilt, Moskau, Tokio, die östliche Hälfte von London, Toulon, Kiel und zweihundertachtzehn weitere Zentren der Besiedelung oder Rüstung. Alle waren flammende Herde der Verwüstung, und nur die Zeit konnte sie zum Erlöschen bringen. An manchen Stellen sind sie bis heute noch nicht ausgebrannt, und die Explosionen dauern an, wenn auch mit immer geringerer Heftigkeit und Zerstörungskraft. Auf den Landkarten fast aller Länder bezeichnen drei, vier oder mehr rote Kreise mit einem Durchmesser von einigen Kilometern die Todeszonen rings um die ersterbenden Atombomben, aus denen die Menschen hatten flüchten müssen. Im Bereich dieser Zonen wurde alles vernichtet, Museen, Kathedralen, Paläste, Büchereien, Kunstwerke und zahllose andere Errungenschaften des Menschen. Die verkohlten Überreste liegen als seltsames Vermächtnis begraben, das erst künftige Generationen zu

erforschen hoffen können...

4

Blanke Verzweiflung herrschte allgemein unter der vertriebenen Stadtbevölkerung, die in den düsteren Herbstmonaten nach dem letzten Krieg in so großer Zahl aufs freie Land hinausströmte und zugrunde ging. Barnet erzählt immer wieder von Gruppen dieser Leute, die er während seines Dienstes bei der Befriedungsarmee in den Weingärten der Champagne kampierend antraf.

Da gab es zum Beispiel jenen Modewarenhändler der aus einem Acker neben der von Epernay nach Osten führenden Straße kam und nach der Situation in Paris fragte. Er war rundlich und sehr sauber in Schwarz gekleidet — so sauber, daß Barnet, wie er erklärte, nicht wenig staunte, als er entdeckte, daß der Mann in einem nahen, aus Teppichen erbauten Zelt lebte. Sein Schnurrbart und Bart waren sorgfältig gestutzt, seine eindrucksvollen Augenbrauen und sein Kopfhaar glattgebürstet, und er erwies sich als „höflich, aber hartnäckig“.

„Niemand geht nach Paris hinein“, sagte Barnet.

„Aber, Monsieur, da mangelt es an Unternehmungsgeist“, meinte der Mann am Straßenrand.

„Die Gefahr ist zu groß. Die Strahlung frißt sich durch die Haut.“

Der Mann zog protestierend die Augenbrauen hoch. „Aber kann man nichts dagegen tun?“

„Nichts.“

„Aber, Monsieur, es ist außerordentlich unbequem, so in der Fremde zu leben und zu warten. Meine Frau und mein kleiner Junge leiden sehr. Sie entbehren die Annehmlichkeiten. Und den Ausverkauf. Nun einmal abgesehen von den Kosten und Schwierigkeiten der Nahrungsbeschaffung... Wann glauben Sie, Monsieur, daß etwas geschieht, um Paris wieder bewohnbar zu machen?“

Barnet musterte den Fragesteller. „Ich habe gehört“ sagte er, „daß Paris vermutlich mehrere Generationen lang unbewohnbar bleiben wird.“

Oh! Aber das ist doch absurd! Denken Sie nur, Monsieur, was sollen Leute wie wir bis dahin tun? Ich bin Modeschneider. Alle meine

Verbindungen und Interessen, vor allem der Stil meiner Modelle, sind von Paris untrennbar..." Barnet sah sich um.

Es begann leicht zu regnen, die Felder waren bereits abgeerntet und entlang der Straße lief eine sauber gestutzte Pappelallee.

„Es ist verständlich", gab er zu, „daß Sie nach Paris zurückkehren möchten. Aber mit Paris ist es vorbei."

„Vorbei?"

„Aus und vorbei."

„Aber, Monsieur — was soll dann aus mir werden?"

Barnet blickte nach Westen, wohin die helle Straße führte.

„Wo sonst könnte jemand wie ich hoffen, die entsprechenden Voraussetzungen zu finden?"

Barnet antwortete nicht.

„Vielleicht an der Riviera. Oder in einer Stadt wie Homburg. Oder vielleicht an einem Badestrand."

„Das alles", erwiderte Barnet und fand sich zum ersten Mal mit den Tatsachen ab, die ihm seit Wochen klar vor Augen gestanden hatten, „das alles ist auch nicht mehr."

Eine Pause entstand. Dann brach es aus dem Mann neben ihm heraus:

„Aber, Monsieur, das ist unmöglich! Da bleibt - gar nichts."

»Nicht sehr viel."

„Man kann nicht plötzlich anfangen, Kartoffeln anzubauen!"

„Es wäre gut, wenn Sie sich dazu aufraffen könnten — "

„Als Bauer zu leben! Und meine Frau — Sie kennen die vornehme Zartheit meiner Frau nicht, ihre kultivierte Hilflosigkeit, ihren eigentümlichen fragilen Charme, wie eine schlanke tropische Ranke — mit großen weißen Blüten... Aber all das ist unsinniges Geschwätz. Es ist unmöglich, daß Paris, das so viele Schläge überdauert hat, diesmal nicht wieder auferstehen sollte."

„Ich glaube nicht, daß es jemals wieder aufersteht. Mit Paris ist es vorbei. Mit London auch, wie mir gesagt wurde — und mit Berlin. Alle großen Hauptstädte hat es getroffen..."

„Aber —! Monsieur, gestatten Sie mir, anderer Meinung zu sein."

„Absolut aus."

„Das ist unmöglich. Die Zivilisation endet nicht auf diese Weise. Die Menschheit wird darauf beharren."

„Auf Paris?"

„Auf Paris."

„Monsieur, Sie können ebensogut hoffen, am Grunde des Maelstromes Geschäfte zu machen."

„Mir genügt mein Glaube."

„Der Winter steht vor der Türe. Wäre es nicht gescheiter, Monsieur, sich ein Haus zu suchen?"

„Fern von Paris? Nein, Monsieur. Was Sie sagen, Monsieur, ist undenkbar. Sie unterliegen einem schrecklichen Mißverständnis... Sie irren sich bestimmt... Ich hatte nur um Informationen gebeten..."

Bevor ich ihn aus den Augen verlor", schreibt

Barnet, „sah ich ihn bei einem Wegweiser auf der Kuppe des Hügels stehen und sehnsüchtig und, wie mir schien, doch ein wenig zweifelnd in Richtung Paris blicken, ohne im geringsten auf den Nieselregen zu achten, der ihn vollkommen durchnäßte..."

## 5

Dieser Eindruck eisiger Bestürzung angesichts eines erst teilweise begriffenen Verhängnisses verstärkte sich, als Barnet vom Nahen des Winters zu berichten beginnt. Es war zuviel für die große Masse dieser unfreiwilligen, ein anderes Leben gewohnten Nomaden begreifen zu müssen, daß ein Zeitalter zu Ende gegangen war, daß die alte Hilfe und Führung nicht mehr existierte, daß die Zeiten sich nicht wieder bessern würden, wie geduldig sie auch ausharren mochten. Viele von Ihnen blickten noch nach Paris, als in diesem eisigen Januar schon die ersten Schneeflocken auf sie herabwirbelten. Die Schilderung wird immer grausamer...

Zwar klingt sie nach Barnets Rückkehr nach England nicht mehr so ungeheuer tragisch, aber dafür unerfreulicher. Denn hier in England horteten von Furcht verbitterte Hausbesitzer Nahrungsmittel, wehrten Räuber ab und verjagten todkranke Wanderer von jedem Ruheplatz neben der Straße, damit sie nicht ungelegen und vorwurfsvoll an der Schwelle jener starben, die verabsäumt hatten, sie weiterzutreiben...

Die Reste der britischen Truppen verließen Frankreich endlich im März, nach dringenden Vorhaltungen der provisorischen Regierung in Orleans, daß sie sie nicht länger verpflegen könne Sie scheinen ziemlich diszipliniert, aber höchst parasitenhaft gewesen zu sein,



obgleich Barnet offenbar der Meinung ist, daß sie viel zur Unterdrückung gelegentlicher Plünderungen und zur Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung beitrugen. Er kam in ein von Hungersnot heimgesuchtes Land, und in einem Bild Englands in diesem Frühjahr, das er entwirft, spricht er von großen Entbehrungen und verzweifelten Hilfsmaßnahmen. Die Insel litt mehr als Frankreich, da sie von den überseeischen Verbindungen abgeschnitten war, von denen sie bisher gelebt hatte. Die Truppen erhielten bei der Ankunft in Dover Brot, Dörrfisch und gekochte Brennesseln, marschierten landeinwärts nach Ashford und wurden dort abgemustert. Auf ihrem weiteren Weg sahen die Entlassenen an den Telegraphenmasten vier Männer hängen, die man wegen Diebstahls von Steckrüben aufgeknüpft hatte. Die Auffanglager in Kent verköstigten, wie er entdeckte, die Ströme heimatloser Wanderer mit Brot, dem Lehm und Sägespäne beigemischt waren. In Surrey war selbst derartiges knapp. Aus Furcht vermied er das von Bomben verheerte Gebiet um London und schlug sich nach Winchester durch. Dort hatte er das Glück, einen Posten als Funker in der Nachrichtenzentrale und damit regelmäßige Verpflegung zu erhalten. Die Station stand beherrschend auf den Kalksteinhügeln östlich der Stadt...

Dort muß er an der Übertragung der zahllosen Codetelegramme mitgearbeitet haben, die der Zusammenkunft in Brissago vorausgingen. Und hier kam ihm auch die Proklamation des Endes des Krieges und der Etablierung einer Weltregierung in die Finger.

Er fühlte sich an diesem Tag matt und apathisch und begriff gar nicht, was er da entschlüsselte. Er tat es mechanisch, als Teil seiner lästigen Pflicht.

Die Proklamation zog eine Flut Botschaften nach sich, so daß er sehr beansprucht war. Nach Büroschluß verzehrte er sein kärgliches Mahl und trat dann auf den Balkon des Gebäudes hinaus, um zu rauchen und sich nach dieser plötzlichen, ihm unverständlichen Flut von Arbeit zu entspannen. Es war ein wunderschöner stiller Abend. Er unterhielt sich mit einem Kollegen, und zum ersten Mal erklärt er: „Allmählich begriff ich, um was es gegangen war. Ich begann die ungeheure Bedeutung der Nachrichten zu erkennen, die in den letzten vier Stunden durch meine Hände gegangen waren. Aber nach dem ersten Überschwang stiegen Zweifel in mir hoch. ‚Das ist alles Humbug‘, sagte ich sehr klug.

Mein Kollege war hoffnungsvoller. ‚Es bedeutet, daß Schluß ist mit dem Bombenwerfen und der Zerstörung‘, sagte er. ‚Es bedeutet, daß bald Getreide aus Amerika kommen wird.‘

‚Wer sollte uns Getreide schicken, wenn das Geld nichts mehr wert ist?‘ fragte ich.

Dann hörten wir, wie plötzlich aus der Stadt die Glocken der Kathedrale, die seit meiner Ankunft geschwiegen hatten, anschlugen und nach anfänglichen Schwierigkeiten rhythmisch ertönten. Als sie in Schwung gekommen waren, begriffen wir, daß ein Glockenspiel geläutet wurde. Wir lauschten mit ungläubigem Erstaunen und sahen einander an.

‚Es ist ihnen ernst damit‘, sagte mein Kollege.

‚Aber was können sie jetzt noch tun?‘ fragte ich. ‚Alles ist zerstört...‘

Und mit diesem Satz beendet Barnet unvermittelt und mit unerwartet künstlerischem Geschick seine Schilderung.

## 6

Anfänglich ging die neue Regierung mit einer gewissen Großzügigkeit ans Werk, die tatsächlich auch notwendig war. Zunächst war es unumgänglich, den ganzen Erdball als einheitliches Problem zu sehen. Man konnte sich nicht länger mit jedem einzelnen Land getrennt befassen. Es mußte weltweit jeder neue Ausbruch atomarer Zerstörung verhindert und ein dauernder und allgemeiner Frieden gesichert werden. Von der Fähigkeit, die ganze Welt in diesem Sinne zu leiten, hing ihre Existenz ab.

Sobald sie die vorhandenen Lager an Atombomben und die Fabriken zur Herstellung von Carolinum unter Kontrolle hatte, mußte für die Auflösung oder den zivilen Einsatz der verschiedenen noch unter Waffen stehenden Heere, für die Sicherung der Jahresernte sowie für Ernährung, Unterbringung und Arbeitsmöglichkeit der Millionen umherirrender Heimatloser gesorgt werden. In Kanada, Südamerika und dem asiatischen Rußland lagerten große Mengen von Nahrungsmitteln, die wegen des Zusammenbruchs des Geldwesens und Kreditsystems nicht genutzt werden konnten. Sie mußten so rasch wie möglich in die Hungergebiete gebracht werden, um deren gänzliche Entvölkerung zu vermeiden, und für ihren Transport und die

allgemeine Wiederaufnahme des Verkehrs wurde eine gewisse Zahl von Soldaten und geeigneten Arbeitslosen eingesetzt. Das Problem der Obdachbeschaffung weitete sich ungeheuer aus, und das Baukomitee der Regierung ging von der Errichtung von Lagern zu der von stabileren Siedlungen über. Die Massen heimatloser Menschen ließen sich zu diesen Zwecken viel leichter einsetzen, als man erwartet hätte. Dieses Katastrophenjahr hatte die Leute außerordentlich willig gemacht. Sie waren enttäuscht von der Tradition und frei von einst hartnäckigen Vorurteilen, sie fühlten sich als Fremde in einer fremden Welt und folgten bereitwillig jeder selbstsicheren Führung. Die Anweisungen der neuen Regierung kamen mit der besten Beglaubigung, jener der Vernunft. Die Menschen waren überall so leicht zu lenken, bezeugt ein alter Gewerkschaftsführer, der die neue Zeit noch erlebte, „wie eine Gruppe emigrierter Arbeiter in einem neuen Land“.

Und nun zeigten sich allmählich die sozialen Möglichkeiten der Atomenergie. Die neuen Maschinen, die es schon vor den letzten Kampfhandlungen gegeben hatte, wurden in ungeahntem Rahmen weiterentwickelt, und die Regierung hatte nicht nur Millionen von Händen zur Verfügung, sondern Kraftquellen und Geräte, die die ersten Bauentwürfe recht zaghaft erscheinen ließen. Die in Eisen und Holz geplanten Lager wurden in Stein und Bronze erbaut. Die nur einspurig vorgesehenen Verbindungswege wurden zu breiten Prachtstraßen. Die Nahrungsmittelerzeugung, die zunächst nur den Mindestbedarf gedeckt hatte, versorgte später mit Hilfe von Gewächshäusern, Kunstdünger, künstlichem Licht unter wissenschaftlicher Leitung alle Menschen überreichlich.

Die Regierung hatte zunächst beabsichtigt, vorläufig das soziale und ökonomische System, wie es vor der Entdeckung der Atomenergie bestanden hatte, wiederzubeleben, da seine Prinzipien und Institutionen der großen Masse entwurzelter Menschen auf der ganzen Welt vertraut war. Spätere Umgestaltungen hoffte man den Nachfolgern überlassen zu können — wer immer das sein mochte. Aber das war, wie es sich bald nur allzu deutlich zeigte, vollkommen unmöglich. Ebensogut hätte die Regierung eine Wiedereinführung der Sklaverei vorschlagen können. Das kapitalistische System hatte bereits durch die Sturzflut unbegrenzter Gold- und Energiemengen irreparable Schäden erlitten und brach bei dem ersten Versuch, es

wieder einzuführen, völlig zusammen. Bereits vor dem Krieg war die halbe Arbeiterschaft beschäftigungslos gewesen. Die Bemühungen, ihnen auf die bisher übliche Weise bezahlte Arbeitsplätze zu verschaffen, waren von Anbeginn aussichtslos — allein der völlige Zusammenbruch des Geldwesens hätte genügt, dies unmöglich zu machen. Es war daher nötig, die Kosten für Unterbringung, Ernährung und Kleidung zu leisten, ohne eine wie immer geartete Wiederaufnahme der Arbeit zu fordern. Binnen kurzem erwies sich jedoch die Beschäftigungslosigkeit so vieler Menschen als augenfällige soziale Gefahr, und die Regierung sah sich genötigt, Tätigkeiten wie Verzierungen in Holz und Stein, Fertigung handgewebter Stoffe, Blumenzucht oder Parkpflege in großem Umfang wieder einzuführen, um die weniger Anpassungswilligen von Unruhestiftung abzuhalten, und außerdem den jugendlichen Arbeitern Löhne für die Teilnahme an Kursen zu bezahlen, die sie zur Betätigung der neuen Atommaschinen befähigten... So gelangte die Regierung unmerklich zu einer völligen Reorganisation des städtischen und industriellen Lebens und damit des ganzen sozialen Systems.

Ideen, die nicht von politischen Intrigen und finanziellen Erwägungen belastet sind, haben eine mitreißende Kraft, und vor Ablauf eines Jahres zeigen die Berichte der Regierung deutlich, daß sie die äußerst günstige Gelegenheit entsprechend genutzt hatte. Teils durch direkte Kontrolle, teils durch eine Reihe von Sonderkomitees, schuf sie eine neue soziale Ordnung für die gesamte Weltbevölkerung. „Wirkliche soziale Stabilität oder allgemeines Glück kann es nicht geben, solange große Gebiete der Welt und breite Bevölkerungsschichten in Verhältnissen leben, die sich vom herrschenden Durchschnitt erheblich unterscheiden. Es erscheint heute unmöglich, daß sich große Gruppen auf Kosten der Mitbürger über die allgemein anerkannten sozialen Ziele hinwegsetzen.“ So stellte sich die Regierung zu dem Problem, das sie zu lösen hatte. Der Bauer, der Feldarbeiter und alle primitiven Landwirte waren „ökonomisch benachteiligt“ im Vergleich zu den mobileren und gebildeteren Klassen, und die Konsequenz aus dieser Situation war, daß die Regierung diese Schicht systematisch durch einen effizienteren Produktionsmechanismus ersetzte. Sie entwickelte einen fortschrittlichen Plan für die weltweite Einführung „moderner Methoden“ in der Landwirtschaft, einen Plan, der jedem landwirtschaftlich Tätigen die vollen Annehmlichkeiten der

Zivilisation sichern sollte. Diese Umstellung ist bis zum heutigen Tag in Gang. Die Hauptidee des modernen Systems ist der Ersatz des Bauern, vom Einzelhof bis zur Dorfgemeinschaft, durch landwirtschaftliche Genossenschaften. Das sind Gruppen von Männern und Frauen, die Gebiete mit Feldern oder Wiesen übernehmen und sich zur Erzeugung bestimmter Produkte verpflichten. Sie sind im allgemeinen klein genug, um nach streng demokratischem Muster zu arbeiten, andererseits groß genug, um alle Arbeit zu bewältigen, außer daß vielleicht in Getreidegebieten während der Ernte eine gewisse Hilfe durch die Stadtbevölkerung benötigt wird. Sie haben ihre Arbeitsstätten oder Unterkünfte auf dem bewirtschafteten Land, aber die Bequemlichkeit und Kostenlosigkeit moderner Verkehrsmittel ermöglicht es ihnen, auch in der nächstliegenden Stadt Wohnblocks mit gemeinsamen Speise- und Klubräumen zu unterhalten, und außerdem ein Genossenschaftshaus in der Landes- oder Provinzhauptstadt. Dieses System hat bereits in weiten Gebieten der Welt jene ausgesprochen „bäuerliche“ Bevölkerung, die dort seit Urzeiten vorgeherrscht hatte, zum Verschwinden gebracht. Dieses ärmliche reizlose Leben in einsamen Hütten, die engstirnigen Klatschereien, kleinlichen Gehässigkeiten und Hetzen, diese abstumpfende Existenz fern von Büchern, Ideen und sozialen Kontakten und in ständiger Berührung mit Rindern, Schweinen, Hühnern und ihren Exkrementen wird allmählich aus dem menschlichen Erfahrungsraum verdrängt. In nicht allzulanger Zeit wird sie völlig verschwunden sein. Bereits im 19- Jahrhundert war diese Existenzform schon nicht mehr unabänderliches menschliches Schicksal, und nur das Fehlen eines Kollektivbewußtseins, der eingebildete Bedarf an rauen ungebildeten Soldaten und an einer niederen Produktionsklasse verhinderte damals die systematische Umschichtung...

Und während diese Neustrukturierung des Landes in Gang war, entwickelten sich die ersten von der Regierung geschaffenen ländlichen Auffanglager, teils unter dem Zwang der Verhältnisse, teils durch die Regierung gesteuert, rasch zu Städten modernen Typs...

Charakteristisch für die Art, wie sich große Unternehmungen der Versammlung in Brissago aufdrängten, ist die Tatsache, daß sie erst gegen Ende des ersten Jahres und auch dann nur mit äußerstem Widerstreben die offensichtliche Notwendigkeit einer Einheitssprache für die ganze Welt berücksichtigte. Sie scheint den verschiedenen universalen Kunstsprachen, die ihr vorgeschlagen wurden, wenig Beachtung geschenkt zu haben. Sie wollten den ungestümen und einfachen Leuten so wenig Mühe wie möglich machen, und die weltweite Verbreitung des Englischen unterstützte diese Haltung von Anfang an, ebenso wie die äußerst einfache Grammatik dieser Sprache.

Nicht ohne gewisse Opferleistungen wurde den englischsprachigen Völkern die Genugtuung zuteil, ihr Idiom überall verwendet zu sehen. Man schaffte eine Reihe grammatikalischer Eigenheiten ab, so etwa die charakteristischen Formen des Konjunktivs und die meisten unregelmäßigen Pluralbildungen; die Orthographie wurde vereinfacht und der Aussprache der Vokale auf dem europäischen Festland angepaßt, und in zunehmendem, sehr bald beachtlichem Ausmaß, wurden fremde Substantive und Verben integriert. Innerhalb von zehn Jahren nach Errichtung der Weltrepublik war das neue englische Lexikon auf 250.000 Wörter angewachsen, und einem Mann von 1900 hätte das Lesen einer gewöhnlichen Zeitung beträchtliche Schwierigkeiten bereitet. Andererseits waren die Menschen der neuen Zeit immer noch imstande, die ältere englische Literatur zu würdigen... Neben diesem groß angelegten Vereinheitlichungsprozeß erfolgten auch noch etliche kleinere. Die Idee allgemeiner Verständlichkeit und Vereinfachung des Geschäftsverkehrs führte nach ihrer Annahme ganz selbstverständlich zur Einführung des metrischen Systems für Maße und Gewichte und zum Verschwinden der verschiedenen provisorischen Kalender, die bisher die Zeitzählung erschwert hatten. Das Jahr wurde in dreizehn Monate zu je vier Wochen eingeteilt, und der Neujahrstag sowie der Schalttag wurden zu Feiertagen erklärt und nicht als Wochentage gerechnet. So schuf man eine Korrespondenz von Monaten und Wochen. Und außerdem wurde beschlossen, „Ostern zu vernageln“, wie der König zu Firmin sagte... In allen diesen, wie in vielen anderen Belangen brachte die

neue Zivilisation eine Vereinfachung uralter Verwicklungen; die Geschichte der Kalendergestaltung in der ganzen Welt war seit den Uranfängen menschlicher Gemeinschaften von unzulänglichen Versuchen bestimmt gewesen, Saatzeiten und Wintersonnenwende festzulegen; und diese endgültige Ausrichtung hatte über ihre praktische Bedeutung hinaus symbolischen Wert. Aber die Regierung wünschte keine überstürzten oder grundlegenden Neuerungen, keine ungewohnten Monatsnamen und keine Änderung der Jahreszählung.

Eine Universalwährung hatte man bereits eingeführt. In den ersten Monaten nach dem Zusammentreten der Versammlung waren überall Geschäfte ohne gültige Zahlungsmittel abgeschlossen worden. Das Geld, das zwar noch in weiten Gebieten im Umlauf war, schwankte beträchtlich im Wert, was zu ebensolchen beunruhigenden Schwankungen des öffentlichen Vertrauens führte. Das Gold, auf dessen Kostbarkeit früher das ganze Währungssystem beruht hatte, war nun ein Abfallprodukt der atomaren Energiegewinnung geworden, und es war klar daß auch kein anderes Metall seine Funktion übernehmen konnte. Künftig mußten alle Münzen einen Scheinwert darstellen. Immer noch war man in aller Welt an Münzgeld gewohnt. Die menschlichen Beziehungen hatten sich weitestgehend auf der Basis der Barzahlung entwickelt und schienen fast undenkbar ohne dieses bequeme Mittel. Für das Funktionieren einer sozialen Ordnung war offenbar ein Geldumlauf irgendwelcher Art unumgänglich nötig; und die Regierung mußte daher eine monetäre Basis von effektivem Wert finden. Da sie nun im Besitz des meisten, der Energieerzeugung dienenden Materials war, setzte sie den Wert eines Gold-Sovereign mit einer bestimmten Zahl von Energie-Einheiten fest und erklärte ihn gleichwertig mit zwanzig Mark, fünfundzwanzig Francs, fünf Dollar und mit den entsprechenden Beträgen der anderen in der Welt gebräuchlichen Währungen. Gleichzeitig verpflichtete sie sich, unter entsprechenden Voraussetzungen und Bedingungen, auf Verlangen Energie in entsprechendem Umfang für jeden Sovereign zu liefern. Im großen und ganzen funktionierte diese Regelung zufriedenstellend. Sie rettete das Ansehen des Pfund Sterling. Das Münzgeld war dadurch rehabilitiert, und nach vorübergehenden Schwankungen gewann es einen stabilen Wert und kam mit der jeweils üblichen Bezeichnung und Kaufkraft überall wieder in Umlauf..

Als die Versammlung in Brissago feststellte, daß sich die als vorübergehende Maßnahme geplanten Auffanglager für die Flüchtlinge rasch zu großen Städten neuen Typs entwickelten und das Bild der Welt zu prägen begannen, beschloß sie, die Aufgabe einer Redistribution jener nicht in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung einem kleineren und besser qualifizierten Spezialkomitee anzuvertrauen. Dieses Komitee stellt heute in weit stärkerem Maß als die Versammlung oder ein anderer ihrer Unterausschüsse die eigentliche Weltregierung dar. Es hatte sich aus fast unbedeutenden Anfängen als „Städteplanung“ in Europa oder Amerika (darüber wird noch diskutiert) irgendwann in den letzten Jahrzehnten des 19-Jahrhunderts entwickelt, und seine Arbeit, die ständige Planung und Umgestaltung der Welt als Heimstätte der Menschheit ist jetzt sozusagen das wichtige gemeinsame Bestreben der Allgemeinheit. Die natürliche regellose Ausbreitung und Fluktuation der Menschen, ein durch endlose Jahrhunderte die Geschichte bestimmender Vorgang, der ebenso planlos und mechanisch war wie das Rieseln überlaufenden Wassers, der teils zu Übervölkerung, teils zu ständigen verheerenden Kriegen und überall zu Schwierigkeiten und zu einer bestenfalls pittoresken Unordnung geführt hatte, fand ein Ende. Die Menschheit drang nun mit vereinter Kraft in jedes zugängliche Gebiet der Erde ein. Die Städte wurden nicht mehr nur in der Nähe von Flußläufen oder kultiviertem Land erbaut und ihre Planung nicht mehr von strategischen Erwägungen oder sozialen Sicherheitsmaßnahmen bestimmt. Das Flugzeug und der beinahe kostenlose Kraftwagen hatten Entfernungen schrumpfen lassen, die einheitliche Sprache und allgemeine Gesetzgebung hatten tausenderlei Hindernisse beseitigt, und so kam es zu einer erstaunlichen Ausbreitung der Besiedlungsgebiete. Man konnte sich überall niederlassen. Und so sind unsere Städte jetzt wirkliche soziale Gruppen verbände, jede mit typischem Charakter, besonderen Interessen und meist gemeinsamer Zielsetzung. Sie liegen in ehemaligen Wüsten, jenen lang gemiedenen Sonnenbädern, erheben sich inmitten ewigen Eises, verbergen sich auf einsamen Inseln und sonnen sich an breiten Lagunen. Eine Weile ging das Streben der Menschheit dahin, die Flußtäler zu verlassen, in denen eine halbe Million Jahre lang ihre Wiege gestanden hatte; doch jetzt,



nachdem der Kampf gegen die Fliegen so erfolgreich verlaufen und uns von dieser Plage nahezu völlig befreit hat, kehrt man wieder mit neuerwachtem Verlangen nach blühenden Ufern, nach dem Wohlleben zwischen Inseln, Hausbooten und Laufstegen und nächtlings sich im Wasser spiegelnden Laternen dorthin zurück.

Der Mensch, nun nicht mehr hauptsächlich ein Ackersmann, entwickelt sich immer mehr zu einem Baumeister, Reisenden und Fabrikanten. Wie sehr er aufgehört hat, den Boden zu bestellen, zeigen die Berichte des Redistributionskomitees. Jedes Jahr steigern unsere wissenschaftlichen Laboratorien die Produktivität jener, die in der Landwirtschaft tätig sind, und vereinfachen ihre Arbeit, so daß nunmehr die Nahrungsmittel für die ganze Welt von weniger als einem Prozent der Bevölkerung erzeugt werden, ein Prozentsatz, der noch im Abnehmen begriffen ist. Es werden hierfür viel weniger Leute benötigt, als Ausbildung und Neigung dazu befähigen würden, und als Folge dieses hohen Interesses geht man immer mehr dazu über, Parks mit Wäldchen und Rasenflächen und ausgedehnten Blumenbeeten anzulegen. Denn nachdem sich die landwirtschaftlichen Methoden verbessert und zu höherer Produktion geführt hatten, ging eine Genossenschaft nach der anderen unter Berufung auf die Statuten von 1975 dazu über, anstelle von Feldern öffentliche Parks und Lustgärten zu errichten und so jene Gebiete, die der Freiheit und Schönheit gewidmet sind, auszuweiten. Und der Triumph der chemischen Industrie, die heute in der Lage wäre, uns reichlich mit künstlichen Nahrungsmitteln zu versorgen, bleibt weitgehend unberücksichtigt, weil es so viel angenehmer und verlockender ist, Naturprodukte zu essen und diese anzubauen. Jedes Jahr vermehrt sich die Auswahl an Früchten und die Pracht unserer Blumen.

In den ersten Jahren der Weltrepublik kam es zu gewissen Rückfällen in politisches Abenteuerium. Seltsamerweise gab es kein Wiederaufleben des Separatismus, nachdem König Ferdinand Karl aus dem Gesichtskreis der Menschen verschwunden war, aber in etlichen Ländern trat, nachdem die dringendsten physischen Bedürfnisse gestillt waren, eine Vielzahl von Persönlichkeiten auf, die das eine

gemeinsam hatten, daß sie politische Probleme wiederzubeleben versuchten und sich mit ihrer Hilfe zu bedeutenden und befriedigenden Positionen aufschwingen wollten. Nie sprachen sie im Namen eines Königs — und es ist klar, daß die Monarchie schon lange vor Beginn des 20. Jahrhunderts überholt gewesen sein muß —, sondern appellierten stets an die beträchtlichen Überreste nationaler und rassischer Gesinnung, die überall noch zu finden waren, und erklärten mit gewissem Recht, daß die Versammlung sich über nationale und rassische Gewohnheiten rücksichtslos hinwegsetzte und religiöse Grundsätze mißachtete. In den großen Ebenen Indiens gab es besonders viele solcher Agitatoren. Die wiedererscheinenden Zeitungen, die während des schrecklichen Jahres der Geldentwertung weitgehend eingestellt worden waren, dienten solchen Anklagen als Verbreitungsmittel und Organisationshilfe. Die Versammlung schenkte dieser Opposition, als sie sich zuerst bildete, keine große Beachtung, und dann erkannte sie sie mit vollkommen vernichtender Offenheit.

Natürlich hatte es noch nie eine Regierung gegeben, die auf einer so vorläufigen Übereinkunft beruhte. Sie war illegal in höchstem Maß, eigentlich kaum mehr als ein annähernd hundert Personen zählender Klub. Anfänglich waren es ihrer dreiundneunzig, und diese Zahl vergrößerte sich später durch Neuaufnahmen, die die Abgänge aus Gründen des Todes eines Mitglieds überstiegen, und erreichte einmal einen Stand von hundertneunzehn. Die Zusammensetzung war stets sehr mannigfaltig. Diese Aufnahmen erfolgten nie in einer Weise, daß damit ein Recht anerkannt worden wäre. Die alte Monarchie erwies sich im Licht des neuen Regimes als unerwartet effektiv. Neun Mitglieder der ersten Regierung waren gekrönte Häupter, die auf ihre persönliche Souveränität verzichtet hatten, und auch später sank die Zahl der königlichen Mitglieder nie unter sechs. In ihrem Fall bestand vielleicht ein gewisses, wenn auch vermindertes Anrecht auf Herrschaft, aber außer diesen und den noch wesentlich geringeren Ansprüchen ein oder zweier Ex-Präsidenten von Republiken hatte kein Mitglied der Versammlung auch nur den leisesten Anspruch auf Machthabung. Es war daher durchaus natürlich, daß sich die Opponenten in der gemeinsamen Forderung nach einer repräsentativen Regierung zusammenfanden und große Hoffnung auf die Rückkehr zu parlamentarischen Einrichtungen setzten.

Die Versammlung beschloß, ihnen alles zu gewähren, was sie wünschten, jedoch in einer Form, die diesen oppositionellen Bestrebungen sehr zuwiderlief. Sie wurde mit einem Schlag eine repräsentative Körperschaft, sie wurde geradezu wundervoll repräsentativ. Sie wurde so repräsentativ, daß die Politiker von einer Flut von Wahlen überschwemmt wurden. Alle männlichen und weiblichen Erwachsenen von einem Pol zum ändern erhielten das Stimmrecht, und die Welt wurde in zehn Bezirke eingeteilt, die mit Hilfe einer einfachen Modifikation des weltweiten Postwesens am selben Tag wählten. Die Mitgliedschaft in der Regierung sollte, wie beschlossen wurde, auf Lebenszeit gelten, außer im seltenen Fall einer Abberufung. Aber durch die Wahlen, die alle fünf Jahre abgehalten wurden, sollten jedesmal fünfzig neue Mitglieder für die Versammlung bestimmt werden. Es wurde die Methode des Verhältniswahlrechtes mit einer übertragbaren Stimme eingeführt, und auf eine dafür vorgesehene Stelle des Stimmzettels konnte der Wähler auch den Namen eines Vertreters schreiben, den er abzurufen wünschte. Ein Regierungsmitglied war durch ebenso viele Stimmen abberufbar, wie es seinerzeit gewählt worden war, und die Erstteilnehmer mit der Stimmenanzahl, die der Wahlquote bei der ersten Wahl entsprach.

Mit diesen Bedingungen unterwarf sich die Versammlung freudigen Mutes dem Stimmrecht der Welt. Keines ihrer Mitglieder wurde abberufen, und die fünfzig neuen Teilnehmer, von denen siebenundzwanzig ohnehin auf der Vorschlagsliste gestanden hatten, waren insgesamt zu verschieden geartet, um den deutlichen Trend ihrer Politik zu beeinträchtigen. Das Fehlen von Regeln und Formalitäten vermied jede hemmende Verzögerungstaktik, und als einer der beiden neuen Vertreter für Indien sich erkundigte, wie man einen Gesetzesantrag einbringen könnte, erfuhr er nur, daß es so etwas nicht gab. Sie fragten nach dem Präsidenten, und durften viele höchst weise Worte von Ex-König Egbert hören, der sich nun durchaus als Senior der Versammlung fühlte. Hinterher waren sie recht verwirrt...

Aber bereits zu dieser Zeit näherte sich die Arbeit der Versammlung ihrem Ende. Sie befaßte sich nicht mehr so sehr mit der eigenen Organisation, als vielmehr mit der Sicherung des vollbrachten Werkes vor den dramatischen Instinkten des Politikers.

Das Leben der Menschheit gestaltete sich in der Tat immer

unabhängiger von einer formellen Regierung. In der Anfangsphase war die Versammlung von einer heroischen Gesinnung, einem Drachentötergeist beseelt gewesen. Sie rottete unerbittlich ein Flechtwerk überholter Ideen und plumper eigensüchtiger Besitzrechte aus. Sie sicherte durch großzügige institutionalisierte Maßnahmen die Freiheit von Forschung, Kritik und Kommunikation, eine einheitliche Basis von Erziehung, und wechselseitigem Einvernehmen und Unabhängigkeit von wirtschaftlichem Druck. Damit war ihre Aufbauarbeit getan. Sie wurde in immer stärkerem Maß zu einem Sicherheitsorgan und befaßte sich immer weniger mit aktiven Interventionen. Nichts in unserer Zeit ähnelt dem ständigen kleinlichen Feilschen um komplizierte Gesetze in jener Atmosphäre von Zwist und Hader, die vielleicht das Verwirrendste an der Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist. Damals scheint man andauernd Gesetze herausgebracht zu haben, statt wie wir neue Anordnungen zu treffen. Die Arbeit an der Neuorganisation, die wir an jene wissenschaftlichen Sonderkomitees mit entsprechender Eignung delegieren, die selbst von dem breiten geistigen Entwicklungsprozeß der Gemeinschaft kontrolliert werden, war seinerzeit unentwirrbar mit gesetzgebenden Körperschaften verquickt. Sie stritten über Detailfragen; man könnte ebenso gut über die Anordnung der Teile einer Maschine streiten. Wir wissen heute, daß derartige Fragen am besten im Rahmen von Fachkreisen erörtert werden so wie sich das Leben zwischen Himmel und Erde gestaltet. Und daher tritt die Regierung jetzt jedes Jahr für einen oder mehrere Tage in Brissago zusammen, wenn die Narzissen in Blüte stehen, und tut kaum mehr, als die Arbeit ihrer Komitees abzusegnen. Und selbst diese Komitees sind weniger schöpferisch als am Anfang und werden immer mehr zum Sprachrohr der allgemeinen Denkweise. Es wird immer schwieriger, einzelne Persönlichkeiten in der Welt als richtungsweisend anzusehen. Wir huldigen immer weniger dem Persönlichkeitskult. Jeder gute Gedanke ist nun hilfreich und jeder kluge Verstand hat nun Anteil an jenem informellen und allgemeinen Königtum, das die Energie der gesamten Menschheit auf ein gemeinsames Ziel richtet.

Es erscheint zweifelhaft, ob wir jemals wieder eine Phase der menschlichen Geschichte erleben werden, in der „Politik“, das heißt der eigensüchtige Widerstand gegen die herrschenden verständigen Anschauungen, ernsthafte Männer entscheidend beschäftigen wird. Wir sind offenbar in eine gänzlich neue Epoche eingetreten, in der Streitigkeiten, wie sie durch Rivalitätsgeist entstehen, plötzlich nicht mehr üblich, sondern weitgehend überwunden, ausgerottet und in Mißkredit geraten sind. Streitigkeiten auszutragen ist nicht mehr ein geachteter Beruf für Männer. Der Friede zwischen den Nationen schließt auch den Frieden zwischen Einzelpersonen ein. Wir leben in einer Welt, die zur Vernunft gekommen ist. Der Mann als Krieger, der Mann als Anwalt und alle mißlichen Aspekte des Lebens geraten in Vergessenheit; der tiefe Denker, der wißbegierige Mann, der schaffende Künstler treten in den Vordergrund und ersetzen die barbarischen Kräfte durch würdigere Abenteuer.

Es gibt kein naturgemäßes Leben für den Menschen. Er muß und mußte immer zwischen verschiedenen und sogar unvereinbaren Möglichkeiten wählen, er war immer beeinflusst von ererbten Dispositionen. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts pflegten viele Schriftsteller von Wettbewerb zu sprechen und davon, wie beengt das private Leben durch Beruf und finanzielle Erfordernisse und mißtrauische Absonderung war, als gehörten diese Dinge ganz besonders zur menschlichen Natur, und als wären Aufgeschlossenheit und Anerkennung von Leistung statt Besitzstreben abnormale und eher unangebrachte Eigenschaften. Wie falsch diese Auffassung war, bezeugt die Geschichte der Jahrzehnte, die auf die Ausrufung der Weltrepublik folgte. Sobald die Welt von den Härten eines unsinnigen Lebenskampfes befreit war, der im großen Rahmen planlos war und den einzelnen voll beanspruchte, wurde offenkundig, in welchem großen Maß in den Menschen der langunterdrückte Hang geschlummert hatte, etwas zu gestalten. Nun drängte es die Welt zur Gestaltung, zunächst hauptsächlich im ästhetischen Sinn. Diese Periode, die man nun mit dem unangemessenen Ausdruck „Blütezeit“ bezeichnet, dauert weitgehend noch an. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Künstlern, und die meisten Aktivitäten erstrecken sich nicht auf die Herstellung von Bedarfsartikeln, sondern auf ihre Formung, Ver-

schönerung und Vervollkommnung. In den letzten Jahren hat sich ein bemerkenswerter Wandel in der Art der Gestaltung gezeigt. Sie wurde zweckmäßiger als früher, verlor ein wenig von der anfänglichen Eleganz und Zierlichkeit und gewann an Ausdruckskraft; aber das ist eher ein Wandel der Form als der Beschaffenheit. Er beruht auf vertiefter philosophischer Bildung und besserer Erziehung. Nach der ersten freudigen Erprobung der Phantasie erfahren wir jetzt die Bedachtsamkeit einer konstruktiven Vorstellungskraft. Es gibt eine natürliche Ordnung in diesen Dingen, und Kunst kommt vor Wissenschaft, so wie die Befriedigung der elementaren Bedürfnisse vor der Kunst und Spiel und Spaß im menschlichen Leben vor dem zielorientierten Handeln kommen ...

Für Tausende von Jahren muß dieser stets wachsende Impuls nach Gestaltung gegen die Schranken angekämpft haben, die dem Menschen durch seine sozialen Fehler auferlegt worden waren. Dieser Impuls war wie ein glimmendes Feuer, das endlich hell lodernd zu brennen begann. Das Vorhandensein leidenschaftlichen und stets eingedämmten Schaffensdranges spricht aufs höchste berührend aus den Überlieferungen unserer unmittelbaren Vorfahren. In der Todeszone von London, dort wo die Bomben fielen, existiert immer noch ein Gebiet mit verlassenen kleinen Häusern, die ein äußerst aufschlußreiches Beispiel für die früheren Verhältnisse darstellen. Diese Häuser sind durchwegs schrecklich einfallslos, rechtwinklig, geduckt, unproportioniert, unbequem, schäbig und in gewisser Hinsicht recht unsauber, und nur Leute ohne jede Hoffnung auf etwas Besseres konnten darin gewohnt haben. Aber an ein jedes schloß sich ein lächerlich kleiner rechtwinkliger Flecken Erde an, der sogenannte Garten, der üblicherweise einen Wäscheständer und eine widerliche Mülltonne voller Eierschalen, Asche und ähnlichem Kehrlicht enthielt. Da man jetzt diesen Bereich relativ ungefährdet betreten kann — denn die radioaktive Strahlung ist in London nicht mehr nennenswert — ist es möglich, in fast jedem dieser Gärten ein Zeichen zu finden für die Bemühung, etwas zu gestalten. Da ist es ein schäbiges kleines Sommerhäuschen aus Brettern, dort ein „Springbrunnen“ aus Ziegeln und Muschelschalen, ein „Steingarten“ oder eine „Werkstatt“. Und in den Häusern selbst entdeckt man klägliche kleine Verschönerungsversuche, dilettantische Nachbildungen, schlechte Zeichnungen. Diese Bemühungen sind fast unglaublich unbeholfen,

wie wenn ein Mensch mit verbundenen Augen zu zeichnen versucht hätte, sie sind für einen verständnisvollen Betrachter nur um ein geringes weniger quälend als Kritzeleien, die man an den Wänden alter Gefängnisse findet, aber sie sind Zeugnisse für die armen unterdrückten Impulse, die mühselig ans Licht strebten. Diesen Genius froher Schaffenskraft, den unsere bedauernswerten Vorfahren unbewußt suchten, hat uns die Freiheit enthüllt...

In den alten Zeiten war es der allgemeine Wunsch jedes einfachen Gemüts gewesen, ein kleines Eigenheim zu besitzen, ein Stück Land, frei von der Beobachtung Fremder, „unabhängig“ wie die Engländer es nannten. Und was dieses Verlangen nach Freiheit und Wohlergehen so stark machte, war ganz offensichtlich jener Traum von Selbstverwirklichung, von Schöpfung, von der Freude an der Ausgestaltung einer persönlichen, besonderen Köstlichkeit. Eigentum war nie mehr als ein Mittel zu diesem Zweck, Geiz nie mehr als eine Entartung. Der Mensch besaß etwas, um frei handeln zu können. Jetzt, da jeder sein eigenes Heim und seine eigene Privatsphäre gesichert weiß, ist dieser Hang nach Besitz durch neue Interessen ersetzt worden. Die Menschen lernen und sparen und mühen sich ab, um Tafelungen in einer öffentlichen Arkade, eine Reihe von geschnitzten Figuren längs einer Terrasse, eine Baumgruppe, einen Pavillon zu hinterlassen. Oder sie widmen sich der Erforschung eines noch ungelösten Phänomens, so wie sie sich einst der Anhäufung von Reichtümern gewidmet hatten. Die Arbeit, die früher das Wesen einer sozialen Existenz ausmachte — denn die meisten Menschen verbrachten ihr ganzes Leben mit Unterhaltssicherung — ist jetzt nicht mehr als damals für die alten Bergsteiger jener Rucksack war, in dem sie ihre Verpflegung auf dem Rücken trugen. Für die leichten Wohltaten unserer emanzipierten Zeit macht es keinen Unterschied, ob die meisten Menschen, die ihren Beitrag zur Arbeit geleistet haben, nun neue Erkenntnisse hervorbringen und neue Schönheiten schaffen, oder sich einfach angenehmen Tätigkeiten und Vergnügungen widmen, die ihnen bestätigen, daß sie leben. Sie sind möglicherweise durch ihre Aufnahmefähigkeit und Anerkennungsleistungen nützlich und behindern niemanden...

Wir leben jetzt in einer Zeit ungeheuren Wandels in den Richtlinien und Erscheinungen des menschlichen Lebens, und dieser Wandel, der sich so rasch und auf so wunderbare Weise vollzog, wie das Reifen eines ungelenken Jungen zum Mann, ist begleitet von noch nie dagewesenen moralischen und geistigen Veränderungen. Es ist nicht so, als schwinde das Alter aus unserem Leben und Neues trete ein, eher so, daß die veränderten Verhältnisse elementare Veranlagungen in der menschlichen Natur ansprechen, die bisher unterdrückt waren, und Tendenzen hemmen, die bisher übermäßig angeregt und entwickelt waren. Es ist nicht so, daß der Mensch nur gewachsen und in seinem Wesen anders geworden wäre, es sind vielmehr neue Aspekte zutage getreten. Solche grundlegenden Wandlungen hat es in geringerem Ausmaß immer schon gegeben. Die Bewohner des schottischen Hochlandes waren beispielsweise im 17. Jahrhundert grausame und blutdürstige Räuber, im 19. Jahrhundert waren ihre Nachfahren bemerkenswert vertrauenswürdige und ehrenwerte Männer. Es gab zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Westeuropa kein Volk, das zu scheußlichen Massakern fähig schien, es gibt keines, daß sich nicht in den letzten beiden Jahrhunderten dessen schuldig gemacht hatte. Das frisch-fromm-fröhlich-freie Leben der begüterten Klasse in allen europäischen Staaten in den Jahren vor den letzten Kriegen unterschied sich in Ideen und Gefühlen wesentlich von der schmutzigen, mißtrauischen, verschlossenen und lieblosen Existenz der Armen, die beherrscht war von roher Gewalt, von der Verwahrlosung und den primitiven Leidenschaften der untersten Schicht. Aber es gab keine wirkliche Diskrepanz in der Anlage und den ererbten Fähigkeiten zwischen den Menschen aus diesen Welten, der Unterschied beruhte lediglich auf den äußeren Umständen, den Umwelteinflüssen und Denkgewohnheiten. Und wenn man Einzelfälle betrachtet, war der oft beobachtete Wechsel von einer Lebensart zur anderen vergleichbar dem Übertritt zu einer anderen Religion, ein ständiger Beweis für die Wandlungsfähigkeiten der menschlichen Natur.

Die Atomkatastrophe, die die Menschen aus den Städten, aus ihrem Geschäftsleben und ihren ökonomischen Beziehungen vertrieb, erschütterte auch die überkommene Denkweise und die unreflektierten



Überzeugungen und Vorurteile, die sie von ihren Vorfahren übernommen hatten. Um einen Ausdruck aus der alten Chemie zu gebrauchen, die Menschen wurden in den Entstehungszustand versetzt; sie wurden von alten Bindungen befreit und waren auf Gedeih und Verderb zu einer neuen Gesellschaftsbildung bereit. Die Versammlung in Brissago führte sie den gedeihlichen Weg; vielleicht hätte König Ferdinand Karl, wenn seine Bomben ihr Ziel erreicht hätten sie in endloses Verderben zurückgeführt. Aber sein Bestreben wäre auf größere Schwierigkeiten gestoßen, als das der Versammlung. Der moralische Schock der Atombomben war nachhaltig gewesen, und für eine Weile wurde die List des Menschentieres durch die ernsthaft erkannte, lebenswichtige Notwendigkeit des Wiederaufbaus verdrängt. Die streitsüchtigen und feilschenden Geister drängten sich aneinander, erschreckt über die Folgen, die sie heraufbeschworen hatten. Angesichts des ungewohnten neuen Strebens überlegten es sich die Menschen sehr genau, bevor sie eigennützige Vorteile verfolgten, und als schließlich das Unkraut, die „persönlichen Ansprüche“, wieder zu sprießen begann, fanden sie sich auf dem steinigen Boden reformierter Gerichte, vor einer Gesetzgebung, die auf die Zukunft ausgerichtet war, statt auf die Vergangenheit, und unter der strahlenden Sonne einer sich wandelnden Welt. Eine neue Literatur, eine neue Geschichtsbetrachtung blühte auf, und in den Schulen gab es bereits neue Lehrpläne, und ein neues Vertrauen in die Jugend setzte sich durch. Der ehrenwerte Mann, der durch den Ankauf etlicher Grundstücke dem Bau einer englischen Forschungsstätte auf Sussex Downs zuvorkommen wollte, wurde enteignet und bei Gericht verlacht, als er eine überhöhte Entschädigung forderte. Der Inhaber der zweifelhaften Dass-Patente machte ein letztes Mal in der Geschichte von sich reden als bankrotter Herausgeber einer Zeitung mit dem Titel „Schrei nach Gerechtigkeit“, in der er die Welt mit seiner Forderung von hundert Millionen Pfund belästigte. Unter Gerechtigkeit verstand er, daß man ihm jährlich fünf Millionen Pfund auszahlen sollte, weil er eine von Holstens Entdeckungen realisiert hatte. Dass war bis zuletzt fest von seinen Rechten überzeugt und endete als Opfer des Verfolgungswahns in einer privaten Heilanstalt in Nizza. Beide Männer wären vermutlich in England des beginnenden 20. Jahrhunderts unermesslich reich und natürlich geadelt gestorben, und gerade dieser ungewöhnliche Verlauf ihrer Schicksale ist für die

geänderten Verhältnisse bezeichnend.

Die neue Regierung erkannte bald die Notwendigkeit einer universellen Erziehung, um die Menschen mit dem großen Gedanken einer geeinten Weltherrschaft vertraut zu machen. Sie tastete die verschiedenen regionalen Stammesreligionen und Sekten, die die Welt damals zu einem Flickwerk von Haß und Mißtrauen zerstückelt hatten, nicht an. Vielmehr blieb es diesen Organisationen überlassen, selbst ihren Frieden mit Gott zu machen. Die Regierung verkündete dagegen die ganz und gar irdische Wahrheit, daß Opfer von allen erwartet würden, daß allen Menschen Achtung entgegengebracht werden müsse. Sie erneuerte die Schulen in der ganzen Welt oder erbaute weitere, und in allen diesen Schulen lehrte man die Geschichte der Kriege und die Konsequenzen und Schlußfolgerungen aus dem letzten Krieg; darüber hinaus wurde gelehrt, nicht als Theorie, sondern als Faktum, daß die Rettung der Welt aus Verfall und Streit die allgemeine Pflicht und Aufgabe aller Männer und Frauen war. Diese Erkenntnisse, die jetzt allgemein anerkannte Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sind, erschienen den Mitgliedern in Brissago, als sie sie erstmals zu verkünden wagten, als wunderbar kühne, nicht ganz zweifelsfreie Entdeckungen, die die Wangen röteten und die Augen leuchten ließen.

Die Versammlung legte die ganze Neugestaltung der Erziehung in die Hände eines Komitees von Männern und Frauen, die ihre Aufgabe in den folgenden Dekaden mit bemerkenswertem Eifer und Geschick lösten. Dieses Erziehungskomitee war und ist die Ergänzung des Redistributionskomitees im intellektuellen und geistigen Bereich. Darin nahm eine Zeitlang ein Russe namens Karenin, ein Sonderling und von Geburt an verkrüppelt, eine führende, ja dominierende Rolle ein. Sein Rücken war so gekrümmt, daß er nur mit Mühe gehen konnte, auch litt er in zunehmendem Alter große Schmerzen und mußte sich schließlich zwei Operationen unterziehen. Die zweite überlebte er nicht. Mißbildungen, wie es sie allenthalben im Mittelalter gegeben hatte, so daß der verkrüppelte Bettler als unvermeidliche Erscheinung unter den Menschen galt, waren in der Welt eine Seltenheit geworden. Die verkrüppelte Gestalt Karenins übte eine seltsame Wirkung auf seine Kollegen aus; sie begegneten ihm mit einer Mischung aus Mitleid und einer gewissen Grausamkeit, zu deren Überwindung es eher der Gewöhnung als der Einsicht

bedurfte. Er hatte ein scharfgeschnittenes Gesicht mit kleinen braunen, etwas tiefliegenden Augen und einen breiten, schmallippigen, energischen Mund. Seine Haut war von stark gelblicher Tönung und voller Runzeln, und sein Haar stahlgrau. Er war ein stets ungeduldiger und manchmal aufbrausender Mann doch man sah es ihm nach wegen der stechenden Schmerzen, die ihn offensichtlich durchzuckten. Gegen Ende seines Lebens genoß er ein hohes Ansehen. Ihm, vielmehr als irgendeinem seiner Zeitgenossen, ist jene Selbstverleugnung, jene Identifikation mit dem allgemeinen Geist zu verdanken, der zur Grundlage der universalen Erziehung gemacht wurde. Das Memorandum an alle Lehrer, das für das moderne Schulsystem richtungweisend ist, war vermutlich ausschließlich sein Werk.

„Wer seine Seele retten will, wird sie verlieren“, schrieb er. „Das ist das Motto auf dem Siegel dieses Dokuments und der Ausgangspunkt für alles, was wir zu tun haben. Wer darin etwas anderes sieht als die Feststellung einer Tatsache, der irrt. Es ist die Basis Ihrer Arbeit. Sie haben Selbstverleugnung zu lehren, und alles sonst ist bloß Beiwerk und diesem Ziel untergeordnet. Sie müssen den Horizont Ihrer Kinder erweitern, ihre Neugier und schöpferischen Impulse ermutigen und steigern, sowie ihr Mitgefühl wecken und verstärken. Dafür sind Sie da. Unter Ihrer Leitung und durch Ihre Anregungen müssen die Kinder den alten Adam des Argwohns, der Feindseligkeit und des Hasses überwinden und sich in der großen weltweiten Gemeinschaft wiedererkennen. Die engen Ringe ihrer Selbstsucht müssen aufgebrochen werden, bis sie zu Brückenbögen der menschlichen Ziele werden. Und das, was Sie lehren, müssen Sie beharrlich selbst lernen, Philosophie, Forschung, Kunst, jegliche Kenntnisse jeder Art von Nächstendienst und Liebe. Das sind die Mittel zur Errettung aus der Enge selbstsüchtigen Begehrens, dieser schwelenden Selbstverfallenheit des Ich und Verhaftung in egozentrischen Bindungen, die dem einzelnen zur Hölle werden, Verrat an der Menschheit und Trennung von Gott sind...“

Wenn etwas zum Abschluß gebracht wird und endlich Gestalt annimmt, sieht man es zum ersten Mal klar. Erst aus der Sicht eines neuen Zeitalters kann man die große, breiter werdende Flut des Schrifttums voll und ganz verstehen. Unzusammenhängendes fügt sich aneinander, und das, was einst als hart und sinnlos betrachtet wurde, erscheint nun als bloßer Teilaspekt im Rahmen eines gigantischen Problems. In der ungeheuren Menge der seriösen Literatur des 18., 19- und 20. Jahrhunderts erkennt man jetzt eine unerwartete Einmütigkeit; sie offenbart sich als weitgespanntes Gewebe von Variationen eines einzigen Themas, des Konflikts zwischen der menschlichen Selbstsucht, den persönlichen «Begierden, der beschränkten Vorstellungskraft und dem wachsenden Verständnis für allgemeinere Bedürfnisse und der Möglichkeit eines freieren Lebens.

Dieser Konflikt liegt beispielsweise bereits einem so frühen Werk wie Voltaires *Candide* zugrunde, in dem das Verlangen nach Gerechtigkeit wie auch nach Glück gegen menschliche Ungunst ankämpft und schließlich seine Zuflucht zu einem erzwungenen und nicht überzeugenden Sich-Begnügen nimmt. *Candide* war ein Auftakt zu einer Literatur der beschwörenden Anklagen, die bald überall Fuß faßte. Ganz besonders die Romane des 19. Jahrhunderts, abgesehen von den Werken der reinen Geschichtenerzähler, zeugen von dem beunruhigenden Wissen um die Veränderungen, die nach vermehrtem Bemühen verlangten und vom Fehlen dieses Bemühens. In tausenderlei Aspekten, bald tragisch, bald komisch, bald in merkwürdigem Aufbegehren gegen Gottes Gleichgültigkeit, schildert ein Heer von Zeitgenossen den Lebenskampf zwischen Traum und Beschränkung. Teils lacht man, teils ist man zu Tränen gerührt, teils überkommt einen Bestürzung angesichts dieser umfangreichen und fast spontan entstandenen Zeugnisse, wie der erwachende menschliche Geist bald umsichtig, bald eifrig, bald wütend und, wie es scheint, immer vergeblich versuchte, sich seiner entsetzlich schlechtsitzenden, geflickten und altmodischen Hülle anzupassen. Und stets stößt man in diesen Büchern, wenn man sich in das Problem vertieft, auf eine bestürzende Auslassung. Es bestand in der damaligen Zeit die absurde Konvention, daß ein Schriftsteller nicht an die Religion rühren durfte.

Das zu tun, hätte den eifersüchtigen Zorn der zahlreichen beamteten Geistlichen erregt. Es war gestattet, Unstimmigkeiten festzustellen, aber verboten, auf eine mögliche Lösung anzuspielen. Religion war das Privileg der Kanzel...

Nicht nur aus den Romanen war die Religion verbannt, sie wurde auch von den Zeitungen ignoriert. Peinlich vermied man jede religiöse Anspielung in geschäftlichen Verhandlungen, sie spielte in den öffentlichen Belangen nur eine untergeordnete und entschuldigende Rolle, und das nicht aus Geringschätzung, sondern aus Scheu. Die religiösen Organisationen standen noch so hoch in der Achtung der Menschen, so hoch, daß es als unehrerbietig erschien, Religion in die Belange des Alltags hineinzuziehen. Diese seltsame Hemmung hielt auch noch zu Beginn des neuen Zeitalters an. Erst die vernünftige Einsicht eines Markus Karenin, viel eher als jeder andere zeitgenössische Einfluß, machte sie wieder für die Gestaltung des menschlichen Lebens fruchtbar. Er betrachtete die Religion ohne visionäre Entrückung und abergläubische Furcht als etwas, das der Allgemeinheit so nötig war wie Essen und Trinken, als Basis und Triebkraft für das Leben der Menschen und das Wohlergehen der Republik. Er begriff, daß sie sich bereits über Tempel, Hierarchien und Symbole, in die man sie hatte einengen wollen, hinausentwickelt hatte und daß sie bereits unerkant und stillschweigend bei der allgemeinen Annahme des Weltstaates mitgewirkt hatte. Er verlieh ihr klaren Ausdruck und paßte ihre Texte den Erkenntnissen und Perspektiven des Neubeginns an...

Aber wenn wir zu unseren Romanen zurückkehren und nach Anzeichen für den Zeitgeist suchen, wird bei chronologischer Lektüre klar, jedenfalls soweit es bisher feststellbar ist, daß um die Wende zum 20. Jahrhundert die Schriftsteller wesentlich mehr von dem bedeutsamen Wandel ahnten als ihre Vorgänger. Diese hatten versucht, das Leben zu beschreiben „wie es ist“, die späteren zeigten es als im Wandel begriffen. Immer häufiger sind ihre Helden um Anpassung an neue Verhältnisse bemüht oder leiden unter dem Neuen. Und wenn wir in die Zeit der letzten Kriege kommen, wird diese modernere Sicht des Alltagslebens als eine Reaktion auf weltweite Wandlungen immer offenkundiger. Barnets Buch, das unseren Zwecken so gut gedient hat, zeigt deutlich das Bild einer Welt, die einem Schiffe gleicht, das in den Sturm segelt. Unsere

späteren Romanschriftsteller geben uns eine reiche Auswahl von persönlichen Konflikten, in denen alte Gewohnheiten, beschränkte Einsicht, kleinliche Gemütsart und lebenslange Verbohrtheit jener großen Horzonterweiterung, die wir erfahren haben, feindlich gegenüberstehen. Sie schildern uns die Gefühle alter Menschen, die aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen wurden und sich mit Annehmlichkeiten, die ihnen unbequem galten, und Verhältnissen, die ihnen fremd blieben, abfinden mußten. Sie berichten von dem Widerspruch zwischen dem anfänglichen Geltungsbedürfnis der Jugendlichen und den noch nicht erfaßten Beschränkungen eines sich wandelnden sozialen Lebens. Sie schreiben, wie eifersüchtige Regungen sich stets unserer Seelen zu bemächtigen und sie zu unterjochen trachteten, über romantische Fehlschläge und tragische Fehleinschätzungen des Weltlaufs, über Unternehmungsgeist und drängende Neugier, und wie diese das allgemeine Streben unterstützten. Und alle diese Geschichten enden mit verfehlttem oder erreichtem Glück, mit Katastrophe oder Rettung. Je klarer ihr Entwurf und je sorgfältiger die Ausführung, desto größer ist ihre Überzeugung von der Möglichkeit einer Rettung der Welt. Denn jeder Weg im Leben führt schließlich für jene, die ihm weit genug folgen, zur Religion...

Den Menschen früherer Zeiten wäre es seltsam erschienen, daß man sich heute fragt, ob die Welt nun christlich oder alles andere als christlich ist. Aber sicher leben wir in diesem Geist, und ebenso sicher haben wir viele der zeitgebundenen Formen hinter uns gelassen. Das Christentum war die erste Ausformung einer Weltreligion, die erste vollständige Ablehnung von Stammessystemen, von Krieg und Hader. Daß es gegenwärtig in alte Rituale verstrickt ist, kann daran nichts ändern. Der gesunde Hausverstand der Menschen hat sich durch zweitausend Jahre läuternder Erfahrung hindurchgequält, um schließlich festzustellen, wie vernünftig die vertrauten Leitsätze des christlichen Glaubens klingen. Wenn sich ein wissenschaftlicher Denker eingehender mit den moralischen Problemen des Gemeinschaftslebens befaßt, kommt er unweigerlich zu den Worten Christi, und ebenso unweigerlich kommt ein klar denkender Christ zur Idee der Weltrepublik. Was die Forderung der Konfessionen, was die Verwendung eines Namens und Nachfolgeprobleme betrifft, so leben wir in einer Zeit, die sich von solchen Ansprüchen und Konsequenzen

freigemacht hat.

## Markus Karenins letzte Tage

## 1

Die zweite Operation an Markus Karenin sollte in der neuen chirurgischen Station in Paran vorgenommen werden, hoch oben im Himalaya über der Schlucht, durch die der Fluß Sutley Tibet verläßt. Es ist ein Ort von so wilder Schönheit wie sonst keiner in der Welt. Die Steinterrasse, die rings um das niedrige Gebäude verläuft, gibt den Blick auf die umliegende Bergwelt frei. Tief unten in der bläulichen Finsternis der Schlucht schäumt der Fluß brausend auf die dicht besiedelten Ebenen Indiens hinaus. In diese erhabene Stille aber dringt nichts von seinem ungestümen Toben herauf. Jenseits der schattigen Schlucht, in der riesige Zedernwälder wie kleine Moosflecken wirken, erheben sich mächtige zerklüftete Gipfel vielfarbenen Gesteins mit schroffen Felszacken und Schneefeldern. Nordwärts ragt in breiter Front eine eisbedeckte Wildnis empor, höher, immer höher und gewaltiger bis zu den höchsten Bergspitzen unseres Erdballs, dem Dhaulagiri und dem Mount Everest. Würde man den Montblanc in diese einzigartige Gebirgswelt mit ihren tiefen Abgründen versetzen, er wäre kaum zu finden. Hier dehnen sich Eisfelder von der Größe eines Binnensees, und darauf liegt das Geröll stellenweise so dicht, daß in der ungehinderten Sonnenglut ein dichter Teppich reizender kleiner Blumen gedeihen kann. Noch weiter nach Norden, den Blick auf das Hochland von Tibet verwehrend, erheben sich wie eine Stadt aus Porzellan die wuchtigen Massen geäderten und zerklüfteten Gesteins des Lio Porgyul mit seinen Wänden, Spitzen und Zacken hoch über dem Fluß. Und neben ihm ragen ostwärts und westwärts Berg um Berg in den dunkelblauen Himmel über dem Himalaya empor. Weit unten im Süden türmen sich jäh und wie von unsichtbarer Hand gebannt die Monsunwolken Indiens. Hierher flog mit traumhafter Schnelligkeit Karenin, hoch über die Bewässerungsanlagen von Radschputana und die Türme und Kuppeln des uralten Delhi hinweg; und die kleine Gruppe von Gebäuden



oberhalb der südlich von ihnen fast hundertfünfzig Meter abfallenden Felswand erschien ihm, als das Flugzeug zum Landen ansetzte, wie ein in der Felseinsamkeit verlorenes Spielzeug. Keine Straße führte hier herauf, der Ort war nur auf dem Luftweg erreichbar.

Der Pilot landete auf dem großen Hof. Karenin stieg, gestützt von seinem Sekretär, über die Falltreppe hinab und begrüßte die Angestellten, die zu seinem Empfang gekommen waren.

Hier, fern von Infektionsgefahr, Lärm und jeglicher Ablenkung, war ein chirurgisches Forschungs- und Regenerationszentrum entstanden. Gebäude als solche wären demjenigen, der an die sparsame Architektur einer Zeit gewöhnt ist, in der Energie noch teuer gewesen war, höchst prunkvoll erschienen. Sie waren aus Granit, der außen bereits durch Frosteinwirkung ein wenig aufgeraut, innen jedoch glatt poliert war, und wirkten ungeheuer wuchtig. Und in wabenförmig angeordneten, raffiniert erleuchteten Räumen befanden sich die makellos reinen Untersuchungslabors, die Operationstische, die Instrumente aus Messing, geschliffenem Glas, Platin und Gold. Männer und Frauen kamen aus allen Teilen der Welt, um hier Studien und Forschung zu betreiben. Sie trugen alle die gleiche weiße Kleidung und aßen gemeinsam an langen Tischen, während die Patienten in den oberen Räumen der Gebäude untergebracht und von Schwestern und geschultem Personal betreut wurden.

Nach der Landung wurde Karenin zuerst von Ciana, dem wissenschaftlichen Leiter des Instituts, begrüßt. In seiner Begleitung befand sich Rachel Borken, die Verwalterin. „Sind Sie müde?“ fragte sie, und der alte Karenin schüttelte den Kopf. „Nur etwas steif“, sagte er. „Einen solchen Ort wollte ich schon lange einmal besuchen.“ Er sprach mit ihnen, als sei er nur zu diesem Zweck hergekommen.

Es entstand eine kleine Pause.

„Wie viele wissenschaftliche Mitarbeiter haben Sie jetzt hier?“ fragte er.

„Genau dreihundertzweiundneunzig“, antwortete Rachel Borken.

„Und Patienten und Hilfspersonal?“

„Zweitausendunddreißig.“

„Ich werde hier behandelt werden“, sagte Karenin. „Ich werde mich hier behandeln lassen müssen. Aber vorher will ich alles sehen. Erst dann werde ich mich behandeln lassen.“

„Wollen Sie in mein Büro kommen?“ schlug Ciana vor.

„Und später muß ich mit diesem Ihrem Arzt sprechen“, sagte Karenin.  
„Aber ich möchte mich hier gerne ein wenig umsehen und mich mit einigen Ihrer Leute unterhalten, bevor ich das tue.“

Er zuckte zusammen und bewegte sich mühsam weiter.

„Ich habe den Großteil meiner Arbeit in guter Ordnung hinterlassen“, fügte er hinzu.

„Sie haben bis jetzt hart gearbeitet?“ fragte Rachel Borken.

„Ja. Und jetzt habe ich nichts mehr zu tun — und das erscheint mir seltsam... Und es ist höchst lästig, so krank zu sein und sich um sich selbst kümmern zu müssen. Dieses Tor und diese Fensterreihe sind sehr schön ausgeführt, grauer Granit mit einem einzigen Goldstreifen, und dann der Durchblick auf die Berge dahinter, wirklich sehr schön...

## 2

Karenin lag unter einer weichen Wolldecke, und Fowler, der ihn operieren sollte, saß auf dem Bettrand und sprach mit ihm. Ein Assistent wartete still im Schatten hinter dem Bett. Die Untersuchung war vorüber, und Karenin wußte, was er zu erwarten hatte. Er war müde, aber gelassen.

„Ich würde also sterben“, sagte er, „wenn Sie mich nicht operieren.“

Fowler nickte.

„Und dann“, fuhr er fort, „werde ich vermutlich auch sterben.“

„Nicht unbedingt.“

„Selbst wenn nicht, werde ich dann wieder arbeiten können?“

„Es besteht eine gewisse Hoffnung...“

„Vermutlich werde ich also sterben, und wenn nicht, dann werde ich vielleicht ein untauglicher Invalide sein?“

„Ich glaube, wenn Sie es überstehen, werden Sie weitermachen können — so wie bisher.“

„Nun ja, ich werde das wohl riskieren müssen. Aber, Fowler, können Sie mir nicht etwas verschreiben und mich auf die Beine bringen, statt dieser — Vivisektion? Für ein paar Tage aufgeputschtes, aktives Leben — und dann das Ende?“

Fowler überlegte. „Wir sind noch nicht so weit, das können wir noch nicht“, sagte er.

„Aber der Tag wird kommen, an dem Sie dazu imstande sein werden.“

Fowler nickte.

„Sie geben mir das Gefühl, als sei ich der letzte Krüppel, den es geben wird. Verkrüppelung bedeutet Unsicherheit — Fehlerhaftigkeit. Mein Körper arbeitet unzuverlässig, er ist sich nicht einmal sicher, ob er sterben oder leben will. Vermutlich ist die Zeit nicht mehr fern, in der solche Körper wie der meine nicht mehr in die Welt gesetzt werden.“

„Sehen Sie“, erwiderte Fowler nach einem kurzen Zögern, „es ist nötig, daß ein Geist wie der Ihre zur Welt kommt.“

„Vermutlich“, sagte Karenin, „war mein Geist zu etwas nütze. Aber wenn Sie meinen, das liege daran, daß mein Körper so ist, wie er ist, da dürften Sie wohl im Irrtum sein. In einem Gebrechen liegt kein besonderer Vorzug. Ich habe stets dagegen rebelliert — jeden Augenblick meines Lebens. Wenn ich mich freier bewegen und ein erfülltes Dasein in Gesundheit hätte führen können, wäre ich zu mehr imstande gewesen. Aber eines Tages wird es Ihnen vielleicht möglich sein, einen krummen Rücken wieder gerade zu machen. Ihre Wissenschaft steckt noch in den Kinderschuhen. Sie ist schwieriger als die Physik und die Chemie und braucht länger, um Wunder zu wirken. Und bis dahin müssen noch ein paar von meinesgleichen geduldig sterben.“

„Gute Arbeit ist bereits geleistet worden, und in großem Umfang“, meinte Fowler. „Ich kann das sagen, weil ich daran nicht beteiligt bin. Ich begreife, worum es geht, schätze die Entdeckungen begabterer Männer und gebrauche meine Hände, aber diese anderen, Pigou, Masterton, Lie und so weiter, die bereiten das zukünftige Wissen vor. Hatten Sie Zeit, ihre Arbeiten zu verfolgen?“

Karenin schüttelte den Kopf. „Aber ich kann mir ihre Reichweite vorstellen“, sagte er.

„Heute sind so viele damit befaßt“, erwiderte Fowler. „Gegenwärtig müssen wenigstens tausend von ihnen intensiv forschen, beobachten, experimentieren, wo um das Jahr neunzehnhundert nur einer tätig war.“

„Nicht gerechnet jene, die darüber berichten.“

„Nein, diejenigen nicht gerechnet. Natürlich ist eine Systematik der gegenwärtigen Forschung an sich schon eine höchst schwierige Aufgabe und nimmt erst jetzt entsprechende Formen an. Aber wir bekommen deren Nutzen bereits zu spüren. Seit es nicht mehr um eine Frage der Bezahlung geht, sondern um Interesse, arbeiten nur noch

Leute daran, die sich aufgrund ihrer Fähigkeiten dazu berufen fühlen. Wir haben hier — ich muß es Ihnen dieser Tage zeigen, es wird Sie interessieren — einen eigenen enzyklopädischen Index. Jede Woche werden Blätter entnommen und durch andere mit den neuesten Ergebnissen ersetzt, die uns die Flugzeuge von der Forschungszentrale bringen. Es ist ein Index, der die tatsächliche Situation immer getreuer erfaßt. So etwas hat es noch nie gegeben."

„Als ich im Erziehungskomitee aufgenommen wurde", erwiderte Karenin, „galt eine solche Systematik menschlichen Wissens als unmöglich. Die Forschung hatte einen chaotischen Berg von Ergebnissen in hundert Sprachen und tausend verschiedenen Publikationen hervorgebracht..." Er lächelte bei dieser Erinnerung. „Wie haben wir unter dieser Arbeit gestöhnt!"

„Mittlerweile ist dieses Durcheinander beinahe vollständig geordnet, Sie werden sehen."

„Ich war von meiner eigenen Aufgabe so beansprucht — ja, ich sehe es mir gerne an."

Der Patient musterte den Arzt eine Weile mit interessierten Blicken.

„Arbeiten Sie immer hier?" fragte er plötzlich.

„Nein", antwortete Fowler.

„Aber meistens sind Sie hier tätig?"

„Ja, etwa sieben Jahre von den letzten zehn. Gelegentlich verschwinde ich — da hinunter. Das muß man, oder wenigstens ich. Es überkommt einen eine gewisse Trübsal, man hungert nach Leben, nach echtem eigenem leidenschaftlichem Leben, nach Liebe, nach Essen und Trinken aus reiner Lust daran, nach Menschengedränge, Abenteuern, Lachen — vor allem nach Lachen —"

„Ja", sagte Karenin verständnisvoll.

„Und dann eines Tages, ganz plötzlich, denkt man wieder an diese hohen Berge..."

„So würde ich auch gelebt haben, wäre da nicht mein — Gebrechen", bestätigte Karenin. „Nur die so Geborenen wissen um diese Verzweiflung über die Mißgestalt. Es wird gut sein, wenn niemand mehr lebt, dessen Körper nicht zu einem erfüllten Alltagsleben fähig ist, und dessen Geist sich nicht zu diesen Höhen aufschwingen kann, nach denen er strebt."

„Wir werden das bald geschafft haben", sagte Fowler.

„Zahllose Generationen hindurch haben die Menschen gegen die

Unzulänglichkeit ihres Körpers angekämpft -- und gegen die Unzulänglichkeiten ihrer Seele, gegen Schmerzen, Unfähigkeit, schändliche Ängste, Schwermut, Verzweiflung. Wie gut habe ich all das gekannt. Ich habe mehr Zeit damit verbracht als Sie mit Ihren Urlaubstagen. Ist nicht eigentlich jeder Mensch irgendwie verkrüppelt und irgendwie tierisch? Ich steckte nur ein wenig tiefer darin als die meisten, das ist alles. Erst jetzt, nachdem der Mensch dies in vollem Ausmaß begriffen hat, kann er sich so in die Gewalt bekommen, daß er weder ein Tier noch ein Krüppel ist. Nun, da er die Versklavung durch seinen Körper überwindet, ist es ihm zum ersten Mal möglich, daran zu denken das volle Leben seines Körpers auszukosten... Bevor die nächste Generation stirbt, werden die Mittel dazu entdeckt sein. Sie werden mit dem alten Adam nach Gutdünken verfahren, mit diesen wilden und niedrigen Instinkten, die in seinem Körper und in seinem Geist lauern. Habe ich recht?"

„Sie reden kühn“, meinte Fowler.

Karenin lachte herzlich bei dieser Mahnung...

„Wann“, fragte er plötzlich, „werden Sie mich operieren?“

„Übermorgen“, sagte Fowler. „Einen Tag lang sollen Sie essen und trinken, was ich Ihnen sage. Und im übrigen dürfen Sie tun und lassen, was Sie wollen.“

„Ich möchte mir gerne alles ansehen.“

„Das kann heute nachmittag geschehen. Ich werde Ihnen zwei Männer schicken, die Sie auf einer Bahre herumtragen. Und morgen sollen Sie draußen auf der Terrasse liegen. Unsere Berge hier sind die schönsten der ganzen Welt...“

### 3

Am nächsten Morgen erwachte Karenin früh, sah die Sonne über den Bergen aufsteigen und nahm ein leichtes Frühstück zu sich. Dann kam der junge Gardener, sein Sekretär, zu ihm und fragte, wie er den Tag zu verbringen gedenke. Würde er gerne Leute sehen? Oder quäken ihn die Schmerzen zu sehr?

„Ich würde mich gerne mit Leuten unterhalten“, sagte Karenin. „Es muß allerhand Menschen mit regem Geist hier geben. Bringen Sie mir

solche, damit ich mit Ihnen plaudern kann. Es wird mich ablenken — ich kann Ihnen nicht sagen, wie interessant alles wird, was hier vorgeht, wenn man seinen letzten Tag dämmern gesehen hat."

„Ihren letzten Tag!"

„Fowler wird mich umbringen."

„Aber er ist da anderer Meinung."

„Fowler wird es tun. Wenn nicht, wird er nicht viel von mir übrig lassen. Daher ist das jedenfalls mein letzter Tag, denn die folgenden, wenn noch welche folgen sollten, werden nur schlechter Abklatsch sein. Ich weiß das..."

Gardener wollte gerade widersprechen, als Karenin fortfuhr.

„Ich hoffe, er bringt mich um, Gardener. Seien Sie nicht — altmodisch. Am meisten fürchte ich mich vor diesem letzten ausgelaugten Rest an Leben. Ich würde vielleicht dahinvegetieren — zu nichts brauchbar und von Schmerzen gepeinigt. Und dann - alles, was ich verheimlicht und unterdrückt oder außer acht gelassen und im nachhinein zurechtgerückt habe, würde in mir die Oberhand gewinnen. Ich würde launisch werden, vielleicht die Herrschaft über meine Selbstsucht verlieren. Ich hatte damit immer zu kämpfen. Nein, nein, Gardener, widersprechen Sie nicht! Sie wissen es besser, Sie haben das gelegentlich zu sehen bekommen. Nehmen Sie an ich würde die Sache durchstehen, behindert, unnütz und verbittert, das Prestige, das ich durch meine gute Arbeit in der Vergangenheit unter den Menschen gewonnen habe, für die kleinlichen Zwecke eines Siechenden mißbrauchend..."

Er schwieg eine Weile und sah den aus fernen Klüften aufsteigenden Nebelschwaden nach, die zu hellen Wolkengebilden wurden, dahinzogen und sich unter den tastenden Strahlen der höhersteigenden Sonne auflösten.

„Ja", fuhr er schließlich fort, „ich fürchte mich vor allen diesen Betäubungsmitteln und dem mühseligen Rest des Lebens. Um das Leben bangen wir alle. Tod! — Niemand sorgt sich sonderlich um den Tod. Fowler ist geschickt — aber eines Tages werden die Chirurgen ihre Aufgabe besser begreifen und nicht so ängstlich bestrebt sein, etwas um jeden Preis zu retten — nur damit es noch zappelt. Ich habe versucht, mich bis zu meinem Ende aufrecht zu halten und meine Arbeit zu tun. Nachdem Fowler mit mir fertig ist, werde ich sicher zu keiner Arbeit mehr imstande sein — und was gäbe es anderes für

mich?... Ich weiß, daß ich nicht mehr arbeitsfähig sein werde... Ich sehe nicht ein, warum das Leben nach seinem letzten kümmerlichen Aufflackern gemessen werden soll... Ich weiß, wie wunderbar es ist, ich, der ich von Anbeginn ein kranker Mensch war. Ich kenne es gut genug, um es nicht mit seiner Hülle zu verwechseln. Merken Sie sich, Gardener, wenn ich den Mut verliere und verzweifle, wenn ich vor meinem Ende eine kurze Zeit voller Schmerzen und Undankbarkeit und dunkler Vergeßlichkeit durchmache... Glauben Sie nichts von dem, was ich dann vielleicht sage... Wenn das Gewebe vielleicht gut genug ist, wird der Saum unwichtig, kann nur unwichtig sein. Solange man lebt, wird man vermutlich nach dem Augenblick beurteilt, wenn man aber tot ist, dann nach seinem ganzen Leben von der Geburt bis zum letzten Atemzug..."

4

Seinem Wunsch gemäß kamen dann Besucher, um sich mit ihm zu unterhalten, und er konnte nochmals auf sich selbst vergessen. Rachel Borken saß längere Zeit bei ihm, und sie unterhielten sich über die Rolle der Frauen in der Welt. Mit ihr war ein Mädchen namens Edith Haydon gekommen, das sich bereits in der Zellenlehre einen Namen gemacht hatte und mehrere jüngere Männer, die hier arbeiteten. Auch ein Patient namens Kahn, ein Dichter, und Edwards, ein Theaterschriftsteller, verbrachten einige Zeit bei ihm. Das Gespräch schweifte von einem Thema zum anderen und kam wieder auf das erste zurück, wurde bald ernsthaft, bald belanglos, wie es sich gerade ergab. Aber kurz nachher machte sich Gardener Notizen über das, woran er sich erinnerte, und so «t es möglich, sich ein Bild von Karenins Weltanschauung zu machen, von seinen Gedanken und Empfindungen über viele der wesentlichen Fragen des Lebens.

„Unsere Epoche“, sagte er, „war bisher wie ein Bühnenumbau. Wir haben ein Stück vorbereitet, indem wir die Kulissen für ein Drama wegschafften das ausgelaufen war und langweilig wurde... Wenn ich nur wenigstens die ersten paar Szenen des neuen Schauspiels erleben könnte...

Welche Last hatte die Welt zu tragen! Sie litt wie ich an den Wucherungen sinnloser Geschwülste. Sie war beunruhigt,

aufgescheucht, verwirrt, dringend der Erneuerung bedürftig, und vermutlich konnte allein die Zerstörungskraft dieser Bomben sie erlösen und ihr Gesundung bringen. Sie waren dafür wohl nötig. So wie in einem kranken Körper die schädlichen Einflüsse überhand nehmen, schien ihr in den letzten Jahren der alten Zeit alles zum Schaden zu gereichen. Überall bemächtigten sich veraltete Organisationen der guten neuen Errungenschaften, die die Wissenschaft der Welt schluckte. Nationalisten, allerlei politische Körperschaften, Kirchen und Sekten, besitzende Klassen griffen nach dieser Macht und den unbegrenzten Möglichkeiten und nutzten sie zu üblen Zwecken. Und sie wollten keine offenen Diskussionen dulden, keine vernünftige Erziehung, wollten nicht zulassen, daß jemand den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechend geschult wurde... Ihr Jüngeren könnt euch diese Mischung aus tollkühner Hoffnung und verzweifelter Protest nicht vorstellen, in der wir, die an die Möglichkeiten wissenschaftlichen Fortschritts zu glauben vermochten, während der Jahre vor der Entdeckung der Atomenergie gelebt haben...

Es lag nicht allein an mangelnder Bereitschaft und Unverständnis der breiten Massen, sondern daran, daß jenen, die begriffen hatten, der richtige Glaube fehlte. Sie nannten die Dinge beim Namen, sie erkannten die Probleme, aber die Sache selbst bedeutete ihnen nichts... Kürzlich las ich einige alte Schriften. Es ist erstaunlich, wie sich unsere Väter gegenüber der Wissenschaft verhielten. Sie gestatteten ein paar Forschern zu leben und zu arbeiten — einer lächerlich kleinen Zahl... ‚Findet nichts über uns heraus‘, sagten sie zu ihnen, ‚öffnet uns nicht die Augen, verschont unser kleines Leben vor dem furchtbaren Strahl des Erkennens. Aber vollbringt kleine Tricks für uns, kleine bescheidene Tricks. Verschafft uns billige Beleuchtung. Und heilt uns von gewissen unangenehmen Dingen, heilt uns von Krebs, von Schwindsucht, von Schnupfen und erleichtert uns nach unmäßigem Essen...‘ Wir haben das alles geändert, Gardener. Die Wissenschaft ist nicht länger unsere Dienerin. Wir erkennen sie als etwas an, das unsere kleinen persönlichen Bedürfnisse überragt. Die Menschheit wacht auf, und nach einer Weile — ich würde wirklich gerne diese kleine Weile noch erleben, da sich nun der Vorhang gehoben hat... Während ich hier liege“, sagte er, „räumen sie die letzten Spuren der Bomben in London weg. Sie sind dabei, die Stadt aus den Ruinen



wieder aufzubauen, möglichst so wie es früher gewesen war, vor den Bombenabwürfen. Vielleicht werden sie auch das alte Haus in St. John's Wood ausgraben, in dem Vater nach seiner Ausweisung aus Rußland wohnte... In meiner Erinnerung erscheint mir das damalige London wie ein Ort in einer anderen Welt. Auf euch Jüngere muß es wie ein Ort wirken, den es nie gegeben haben kann."

„Ist vieles stehengeblieben?“ fragte Edith Haydon.

„Angeblich sind etliche Quadratkilometer im Süden und Nordwesten kaum beschädigt, so auch die meisten Brücken und große Bereiche der Werftanlagen. Westminster, in dem fast alle Behörden untergebracht waren, erlitt große Schäden durch die kleine Bombe, die das Parlamentsgebäude zerstörte. Von Whitehall, der alten Prunkstraße, und dem Regierungsbezirk ringsum ist kaum noch eine Spur vorhanden, aber es gibt genügend maßstabgetreue Zeichnungen der Gebäude. Und der große Krater im Osten von London ist von geringer Bedeutung. Das war ein ärmlicher Stadtteil, wie auch der Norden und der Süden... Das meiste wird man wieder aufbauen können... Man will es auch tun. Die alte Zeit ist schon fast vergessen — selbst für uns, die wir sie erlebt haben."

„Sie erscheint mir sehr fern“, sagte das Mädchen. ..

„Es war eine Zeit, in der die Gesundheit sehr vernachlässigt wurde“, erinnerte sich Karenin. „Wenn ich zurückdenke, ist mir, als wären alle, die ich als Kind kannte, krank gewesen. Sie waren wirklich krank, krankten an Verwirrtheit. Jedermann strebte nach Geld und lebte unvernünftig. Man aß alles durcheinander, entweder zuviel oder zuwenig und zu unpassender Zeit. Wie krank alle waren, erkennt man an den Werbeplakaten. Überall in den neuerdings wieder zugänglichen Teilen Londons sind die Wände vollgeklebt mit Pillenwerbungen. Jedermann muß Pillen genommen haben. In einem der Hotels am Themseufer hat man den Koffer einer Dame gefunden, den der Schutt vor dem Verbrennen bewahrt hat. Er enthielt neun verschiedene Sorten von Pastillen und Tabletten. Dem Pillenzeitalter folgte die waffenstarrende Epoche. Und die Haut der Leute muß in einem erbärmlichen Zustand gewesen sein. Kaum einer wusch sich richtig; sie trugen den Schmutz von Monaten an ihren Kleidern, die noch dazu alt waren. Unsere Gewohnheit, Kleidung nach einer Woche fortzugeben, wäre ihnen höchst übertrieben erschienen. An ihre Bekleidung darf man gar nicht denken. Und wie sie sich in diesen

abscheulichen Städten massenweise drängten! In einem wilden Durcheinander! Menschen wurden zu Hunderten überfahren und niedergestoßen; jedes Jahr kamen durch Autos und Omnibusse in London zwanzigtausend Personen ums Leben oder wurden verkrüppelt. In Paris war es noch schlimmer, Menschen erstickten in den überfüllten Straßen an Luftmangel. Die Gereiztheit in und um London muß zum Tollwerden gewesen sein. Es war eine verrückte Welt, vergleichbar einem kranken Kind, die gleichen fiebrigen Wünsche und brennenden irrationalen Enttäuschungen. Die Weltgeschichte", sagte er, „ist eine Erinnerung an die Kindheit...

Und doch nicht wirklich an die Kindheit. Ein Kind, selbst wenn es krank ist, hat etwas Sauberes und Lebensvolles an sich — und etwas Rührendes. Aber so vieles an der alten Zeit erbittert einen. Die Menschen von damals erscheinen einem so ungeheuer töricht, so empörend töricht und halsstarrig, was das genaue Gegenteil von frisch und jung ist.

Ich las erst kürzlich über Bismarck, diesen Heroen der Politik des 19. Jahrhunderts, diesen Nachfolger Napoleons, diesen Gott von Blut und Eisen. Und eigentlich war er nur ein bierseliger, starrsinniger, fühlloser Mann. Ja, das war er, der allergewöhnlichste, grobschlächtigste Mensch, der je Bedeutung gewann. Ich habe mir sein Porträt angesehen, ein massiges, fast froschähnliches Gesicht, mit vorspringenden Augen und einem dicken Schnurrbart, der unschönen Mund verdecken sollte. Er hatte nichts anderes im Sinn als Deutschland, als Deutschland zu stärken, zu festigen und zu vergrößern, Deutschland und seine eigene Klasse. Darüber hinaus hatte er keinerlei Ideen, war er unzugänglich dafür, sein Denken erhob sich nie auch nur einen Augenblick über die raffinierte List eines Bauerntölpels. Und doch war er der einflußreichste Mann in der Welt, in der ganzen Welt, niemand anderer hinterließ so tiefe Spuren, weil es überall Menschen gab, die seine gewichtigen diplomatischen Töne räsonierten. Er trampelte auf tausenderlei hübschen Dingen herum, und eine gewisse boshafte Veranlagung vieler Lümmel ließ sie dieses Herumtrampeln vergnüglich finden. Nein — er war kein Kind, die sture nationale Aggressivität, die er verkörperte, war kein kindlicher Zug. Kindheit bedeutet Verheißung. Er war ein Relikt.

Ganz Europa opferte ihm seine Jugend, opferte Erziehung, Kunst, Glück und alle Hoffnungen auf zukünftiges Wohlergehen, um seinem

Säbelrasseln zu folgen. Der ungeheuerliche Wahlspruch ‚Blut und Eisen‘ dieses alten Narren ging um die ganze Welt. Bis die Atombomben uns wieder einen Weg in die Freiheit brannten..."

„Man denkt heute über ihn wie über ein ausgestorbenes Tier“, sagte einer der jungen Männer.

„Von Anbeginn bis jetzt baute die Menschheit drei Millionen großer Geschütze und an die Hunderttausend gewaltiger Schiffe zu nichts anderem als zum Kriegführen.“

„Gab es denn damals keine vernünftigen Menschen“, fragte der junge Mann, „die sich solcher Vergötzung widersetzen?“

„Sie waren verzweifelt“, erwiderte Edith Haydon.

„Das liegt so weit zurück — aber noch leben Menschen, die zur Zeit von Bismarcks Tod schon auf der Welt waren!“... sagte der junge Mann...

## 5

„Und doch tue ich Bismarck vielleicht unrecht“, fuhr Karenin fort, seine Gedanken weiterspinnend. „Männer sind nun einmal geprägt von ihrer Zeit; wir stützen uns auf allgemeines Gedankengut und meinen, festen Grund unter den Füßen zu haben. Ich traf neulich einen freundlichen Mann, einen Maori, dessen Urgroßvater ein Kannibale war. Er besaß zufällig ein Foto von dem alten Sünder, und die beiden sahen einander erstaunlich ähnlich. Man hatte das Gefühl, daß durch einen kleinen Trick mit der Zeit jeder von ihnen ebenso gut der andere gewesen sein könnte. Menschen, die vielleicht in einer glücklichen Epoche liebenswert und großartig wären, sind in einer geistlosen Epoche eben grausam und beschränkt. Auch die Welt hat ihre Stimmungen. Denken Sie an Bismarcks geistige Nahrung während seiner Kindheit, an die Erniedrigung durch Napoleons Siege, an den allgemeinen Jubel über den Erfolg in der Völkerschlacht von Leipzig... Jedermann, ob weise oder beschränkt, glaubte in diesen Tagen, daß die Aufteilung der Welt unter eine Vielzahl von Regierungen unvermeidlich wäre und es noch Tausende von Jahren bleiben würde. Sie war wirklich unvermeidlich, bis sie unmöglich wurde. Wer immer diese Unvermeidlichkeit öffentlich geleugnet hätte,

wäre für einen — oh! *verrückten* Kerl gehalten worden. Der alte Bismarck war nur den herrschenden Ideen ein wenig — mehr verhaftet. Das ist alles. Er dachte, da es nun einmal nationale Regierungen gab, würde er die seine im eigenen Land stark und nach außen hin unschlagbar machen. Daß er mit einer gewissen Gier Ideen aufnahm, die wir heute als höchst unsinnig erkennen, macht ihn noch nicht zu einem beschränkten Mann. Wir hatten bessere Voraussetzungen; uns hämmerte man Einigkeit und Kollektivismus ein. Wo wären wir heute ohne die Befreiung durch die Wissenschaft? Ich wäre vielleicht ein verbittertes, haßerfülltes, mißachtetes Mitglied der russischen Intelligenzia, ein Verschwörer, ein Häftling oder Attentäter. Sie, meine Liebe, würden als anrühige Suffragette Schaufenster einschlagen."

Niemals", widersprach Edith Haydon energisch ...

Eine weile lang nahm das Gespräch eine humorvolle Wendung, und die jungen Leute hänselten einander zur Erheiterung des alten Administrators. Dann warf einer der jungen Wissenschaftler eine neue Frage auf. Er sprach wie einer, dem das Herz übergeht.

„Wissen Sie, ich bilde mir ein — so etwas ist schwer zu beweisen — daß die Zivilisation schon der Katastrophe nahe war, als die Bomben hineinplatzten, daß die Welt auch ohne Holsten und ohne die Entdeckung der Radioaktivität ins Verderben gestürzt wäre — wie es ja auch beinahe geschah. Nur statt ein Ende zu finden, das zugleich den Weg in eine bessere Zukunft eröffnete, wäre es ein endgültiger Untergang gewesen. Ich muß mich unter anderem mit dem Studium der Volkswirtschaft befassen, und von dieser Warte aus gesehen, war das Jahrhundert vor Holsten eine Zeit ständig zunehmender Vergeudung. Nur der extreme Individualismus dieser Zeit, nur der völlige Mangel an kollektivem Verständnis und Zielbewußtsein kann diese Vergeudung erklären. Die Menschheit erschöpfte die Rohstoffe — sinnlos. Sie hatte drei Viertel der Kohlevorräte des Planeten und den größten Teil des Öls verbraucht, sie hatte ihre Wälder weitgehend geschlägert und war bereits knapp an Zinn und Kupfer. Ihre Getreidefelder wurden unfruchtbar und von Siedlungen verdrängt, und viele der großen Städte hatten ihre Wasserversorgung so weit ausgenutzt, daß sie jeden Sommer an Wassermangel litten. Das ganze System näherte sich dem Zusammenbruch. Und jedes Jahr wendete man noch mehr Arbeitskraft und Energie für Rüstung auf und

vergrößerte ständig die Kreditschulden der Industrie. Das System war bereits ins Wanken gekommen, als Holsten seine Forschungen begann. Wohin man auch in der Welt blicken mochte, nirgends fand man einen Sinn für die Gefahr oder das Verlangen, den Dingen auf den Grund zu gehen. Man erwartete von der Wissenschaft keine Rettung, glaubte nicht einmal, daß es einer Rettung bedurfte. Niemand konnte, niemand wollte den Abgrund vor seinen Füßen sehen. Im ganzen war es ein reines Glück für die Menschheit, daß sich die Forschung überhaupt weiterentwickelte. Und wie gesagt, hätte sich uns nicht dieser Ausweg geöffnet, wäre es vielleicht bereits zu einem Unheil gekommen, zu Revolution, Panik, sozialer Auflösung, Hungersnot und — durchaus denkbar — zu einem völligen Zusammenbruch. Die Schienen der ausrangierten Eisenbahnen wären dann vielleicht verrostet, die Telephonmasten verfault und umgestürzt, die großen Dampfer in den Häfen versunken, die verbrannten und verlassen Städte zu verfallenden Schlupfwinkeln von Räuberbanden geworden. Und wir würden vielleicht Plünderer in einer zerrütteten und vollkommen geschwächten Welt sein. Ach, Sie mögen lächeln, aber das hat es in der Geschichte der Menschheit bereits gegeben. Die Welt ist doch übersät mit den Ruinen untergegangener Zivilisationen. Barbarische Scharen setzten sich auf der Akropolis fest, Hadrians Grabmal wurde zu einer Festung, die mit den Ruinen von Rom rings um das Kolosseum im Kampf stand.. - Ist diese Möglichkeit der Reaktion so sicher mit dem Jahr 1940 getilgt? Ist sie uns selbst jetzt so gänzlich fern?"

„Sie erscheint uns jetzt jedenfalls in weite Ferne gerückt", sagte Edith Haydon.

„Aber vor vierzig Jahren?"

„Nein", widersprach Karenin mit einem Blick auf die Berge. „Ich glaube, Sie unterschätzen die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verfügbare Intelligenz. Offiziell, das weiß ich wohl, oder politisch, zählt diese Intelligenz nicht — aber sie war vorhanden. Und ich bestreite Ihre Hypothese. Ich bezweifle, daß die Entdeckung hätte hinausgeschoben werden können. Durch hundert Jahre und länger sind Philosophie und Wissenschaft ihre eigenen Wege gegangen, ohne sich um das Alltagsleben zu kümmern. Sehen Sie — sie hatten sich befreit. Und hätte es keinen Holsten gegeben, wäre ein anderer Mann ähnlichen Formats aufgetreten. Und wäre die Atomenergie nicht jetzt

gekommen, so ein paar Jahre später. Im dekadenten Rom hatte der Vormarsch der Wissenschaft kaum erst begonnen... Ninive, Babylon, Athen, Syrakus, Alexandria, das waren die ersten unreifen Versuche von Gemeinschaften, die Sicherheit und Atemraum brachten, in denen Forschung aufkeimen konnte. Tastende Versuche waren nötig, bevor ein Anfang gefunden wurde..., Politik, Wertsysteme und Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts waren nur der letzte Widerschein früherer Zivilisationen, aufflammend vor dem Beginn der neuen, der wir dienen... Die Menschheit lebt immer im Aufbruch. Leben heißt Beginnen und nichts anderes als Beginnen. Es gestaltet sich immerwährend neu. Jeder Schritt erscheint weitreichender als der vorherige und führt uns zum nächsten. Dieser unser moderner Staat, den man vor hundert Jahren als ein utopisches Wunder angesehen hätte, ist bereits Alltag geworden. Aber wenn ich hier sitze und von den Möglichkeiten des menschlichen Geistes träume, der jetzt unter dem Schutz des Friedens zur vollen Blüte gelangt, erscheinen einem diese riesigen Berge nur klein..."

## 6

Um elf Uhr nahm Karenin sein Mittagessen zu sich und schlief dann, in Kunststoffpelze gehüllt, zwei Stunden lang. Dann erwachte er, man brachte ihm eine Tasse Tee, und er befaßte sich mit einem kleinen Problem in Verbindung mit den Moravian-Schulen in Labrador und Grönland, von dem ihm Gardener erzählt hatte, weil er wußte, daß es ihn interessieren würde. Danach blieb er eine kleine Weile allein, bis die beiden Frauen zurückkehrten. Später stießen noch Edwards und Kahn zur Gruppe, und das Gespräch wandte sich der Liebe und der Rolle der Frauen in der erneuerten Welt zu. Die Wolkenbank über Indien lag unter flimmerndem Dunst, und die Sonne brannte auf die östlichen Berge herab. Während sie sprachen, lösten sich immer wieder riesige Felsbrocken von den Hängen herab, oder wilde Massen von Schnee, Eis und Geröll stürzten wie Wasserfälle donnernd in die tiefen Schluchten und kamen erst unten zur Ruhe...

Eine Weile lang beteiligte sich Karenin kaum am Gespräch, und Kahn, der bekannte Dichter, äußerte seine Ansicht über leidenschaftliche Liebe. Er sagte, persönliche leidenschaftliche Liebe sei seit den Urfängen der Menschheit das immerwährende Verlangen der Menschen gewesen, und erst jetzt werde es möglich, sie zu erleben. Sie sei ein Traum gewesen, dem eine Generation nach der anderen nachgejagt wäre, aus dem jedoch die Männer stets kurz vor Erreichen des Ziels erwacht wären. Den meisten von Ihnen, die hartnäckig danach strebten, hätte sie Unglück gebracht. Jetzt, aus niedrigem Leid befreit, könnten Männer und Frauen auf die Verwirklichung und den Triumph der Liebe hoffen. Dieses Zeitalter bringe die Morgenröte der Liebe...

Karenin blieb stumm und nachdenklich, während Kahn so redete. Angesichts dieses beharrlichen Schweigens, schien Kahns Stimme ihre Sicherheit und Überzeugungskraft zu verlieren. Anfänglich hatte er nur Karenin angesprochen, nun wandte er sich auch an die beiden Frauen. Kachel Borken hörte schweigend zu; Edith Haydon beobachtete Karenin und vermied geflissentlich, Kahn anzusehen.

„Ich weiß“, sagte Karenin schließlich, „daß viele Menschen derartige Ansichten äußern, und es hat tatsächlich im Hinblick auf die Liebe weltweit eine umfassende Befreiung gegeben. Diese große Welle der Verzierung und Ausschmückung, die um die Welt gegangen und überall am Werk ist, hat sich natürlich auch der Liebe bemächtigt. Wenn Sie sagen, die Welt sei freigeworden, weiß ich, daß Sie damit meinen, frei für die Liebe der Geschlechter. Da unten — unter den Wolken, kommen die Liebenden zusammen. Ich kenne Ihre Lieder, Kahn, Ihre halb mystischen Lieder, in denen Sie darstellen, wie sich die alte starre Welt in einen strahlenden Dunstschleier der Liebe auflöst — sexueller Liebe... Ich glaube nicht, daß Sie recht haben oder daß es wirklich so ist. Sie sind ein phantasievoller junger Mann und sehen das Leben — begeistert — mit den Augen der Jugend. Aber die Kraft, die die Menschheit hier in diese Höhen unter die blauschwarze Himmelskuppel gebracht hat und uns weiter in die unermessliche und erhabene Zukunft unserer Rasse lockt, ist reifer und tiefer und größer als solche Gefühlsregungen...

Mein ganzes Leben hindurch mußte ich — als unumgänglicher Teil

meiner Arbeit — über diese Befreiung der sexuellen Liebe und die Rätsel nachdenken, die eine vollkommene Freiheit und fast unerschöpfliche Machtfülle der Menschheitsseele aufgeben würden. Ich beobachte nun in der ganzen Welt einen wunderbaren verschwenderischen Taumel: Laßt uns singen und genießen und zärtlich und wundervoll sein... Die Orgie beginnt erst, Kahn... Das war unvermeidlich — aber es ist nicht das Ziel der Menschheit...

Denken Sie daran, was wir sind. Erst gestern noch war in dem endlosen Zeitlauf das Leben ein Traum, so tief, daß es sich selbst vergaß. Seine Regungen, seine individuellen Instinkte, seine einzelnen Augenblicke entstanden, staunten, tändelten, verlangten, hungerten, ermatteten und starben. Eine unendliche Folge von Visionen, Visionen von sonnigen Dschungeln, von Flußlandschaften, Urwäldern, heißen Begierden, pochenden Herzen, hochfliegenden Wünschen und beklemmenden Ängsten flammten heftig auf, und dann war es wieder als hätte es sie nie gegeben. Leben war Ungewißheit, in der Lichter auftauchten und verschwanden. Und dann kamen wir, die Menschen, mit Augen, die fragten, mit Händen, die Zugriffen, und dann begannen Denken und Gedächtnis, die nicht sterben, wenn der Mensch stirbt, sondern weiterdauern und sich ständig entfalten, zu einem Überbewußtsein, zu einem beherrschenden Willen, zu Fragen und zu einem Verlangen, das nach den Sternen greift... Hunger und Furcht und diese Geschlechterliebe, von der Sie soviel Aufhebens machen, sind nur die elementaren Stoffe des Lebens, dem wir entstammen. Alle diese Elemente, das gebe ich zu, müssen beachtet und befriedigt werden, aber wir müssen sie hinter uns lassen."

„Aber die Liebe", wandte Kahn ein.

„Ich spreche von der sexuellen Liebe. Und diese meinen Sie ja, Kahn." Karenin schüttelte den Kopf. „Sie können nicht gleichzeitig auf den Wurzeln stehen und den Baum erklimmen..."

„Nein", fuhr er nach einer Weile fort, „diese sexuelle Erregung, diese Liebesaffäre, ist nur Teil eines Erwachsenwerdens, und wir entwickeln uns darüber hinaus. Bisher waren Literatur und Kunst und alle Ausdrucksformen unserer Gefühle fast zur Gänze von jugendlichem Geist. Schauspiele und Romane, Freuden und Hoffnungen, haben sich alle um diese wundervolle Entdeckung der Liebe gedreht, aber die Menschen leben nun immer länger und die Anschauungen der reiferen Menschheit lösen sich davon. Die Dichter,



die früher mit dreißig Jahren starben, werden nun fünfundachtzig. Auch Sie, Kahn! Endlose Jahre liegen noch vor Ihnen — und alle erfüllt mit Lernen... Wir schleppen noch eine übermäßige Last von Geschlechtlichkeit und ihrem Erbe mit uns und müssen uns davon freimachen. Wir befreien uns auch davon. Wir haben gelernt, auf tausenderlei verschiedene Weise den Tod hinauszuschieben, und diese Geschlechtlichkeit, die in den alten barbarischen Zeiten gerade genügte, um die Zahl unserer Toten aufzuwiegen, ist jetzt wie ein Hammer, der des Ambosses entbehrt, er geistert noch durch das menschliche Leben. Ihr Dichter, ihr jungen Leute, wollt ihn zu einem Vergnügen machen. Tut das. Es mag ein Ausweg sein. Nach einer kleinen Weile, wenn ihr einigermaßen mit Verstand begabt seid, werdet ihr zufriedengestellt sein, und dann werdet ihr euch größeren Dingen zuwenden. Die alten Religionen und ihre modernen Formen wollen, wie ich bemerke, all das überhaupt unterdrücken. Laßt sie das unter ihren Anhängern tun, wenn sie es können. Jeder Weg führt schließlich zu der ewigen Suche nach Wissen und zum großen Abenteuer der Macht." „Aber nebenbei bemerkt", sagte Rachel Borken, „besteht die Hälfte der Menschheit aus Frauen, die besondere Anlagen haben für — für diese Liebe und Fortpflanzung, die jetzt überflüssiger ist als früher."

„Beide Geschlechter sind dafür veranlagt", widersprach Karenin.

„Aber die Frauen tragen die schwere Last."

„Nicht nach ihrer eigenen Auffassung", sagte Edwards.

„Und sicherlich", warf Kahn ein, „wenn Sie von Liebe als einer Entwicklungsphase sprechen — ist diese Phase nicht notwendig? Auch ganz abgesehen von der Fortpflanzung ist die Liebe der Geschlechter nötig. Ist es nicht die Liebe, die geschlechtliche Liebe, die die Phantasie beflügelt? Ohne diese Erregung, ohne diesen Impuls, aus uns herauszugehen und in einen selbstvergessenen und wunderbaren Zustand entrückt zu werden, wäre das Leben da mehr als die Zufriedenheit eines Ochsen in seinem Stall?"

„Der Schlüssel, der das Tor öffnet", sagte Karenin, „ist nicht das Ziel des Weges."

„Aber wir Frauen!" rief Rachel Borken. „Wir sind nun einmal da! Was ist unsere Zukunft — als Frauen? Haben wir nur die Tore der Phantasie für euch Männer geöffnet? Sprechen wir doch über diese Frage. Sie beschäftigt mich unausgesetzt, Karenin. Was halten Sie von

uns? Sie, der Sie doch so viel über diese schwierigen Probleme nachgedacht haben müssen."

Karenin schien seine Worte abzuwägen. Er sagte sehr bedächtig: „Ich schere mich nicht im geringsten um eure Zukunft — als Frauen. Ebenso wenig um die Zukunft der Männer — als Männer. Ich will diese besonderen Rollen aufheben. Meine Sorge gilt eurer Zukunft als vernünftige Wesen, als Teilhaber und Mitwirkende am allgemeinen Geist der Menschheit. Die Trennung nach Mann und Frau ist nicht nur von Natur der Menschheit mitgegeben, sondern durch ihre Institutionen, ihre Gewohnheiten und vieles mehr, verstärkt. Ich will die Frauen aus ihrer Absonderung lösen. Das ist keine neue Idee. Plato wollte genau dasselbe. Ich will nicht länger so weitermachen wie bisher und den naturgegebenen Unterschied betonen. Ich leugne ihn nicht, aber ich möchte ihn verringern und überwinden."

„Und — wir bleiben Frauen", sagte Kachel Borken.

„Müßt ihr euch als Frauen sehen?"

„Es ist uns auferlegt", betonte Edith Haydon.

„Ich glaube nicht, daß eine Frau weniger Frau ist, weil sie wie ein Mann arbeitet und sich kleidet", warf Edwards ein. „Ihr Frauen hier, ihr Wissenschaftlerinnen, meine ich, tragt weiße Kleidung wie die Männer, bindet euer Haar auf die einfachste Weise hoch und tut eure Arbeit, als gäbe es nur ein Geschlecht auf Erden. Dabei seid ihr genauso Frauen, wenn auch nicht so weibchenhaft wie die feinen Damen da unten in der Ebene, die sich aufreizend und übertrieben kleiden, deren einziger Gedanke dem Liebhaber gilt, und die jeden Unterschied noch übertreiben... Um ehrlich zu sein, ihr seid uns lieber..."

„Aber wir arbeiten", sagte Edith Haydon.

„So spielt das also eine Rolle?" fragte Rachel Borken.

„Wenn ihr eurer Arbeit nachgeht und die Männer ebenso, bleibt um Himmelswillen so sehr Frauen, wie ihr wollt", sagte Karenin. „Wenn ich euch dazu anhalte, weniger einseitig zu werden, denke ich dabei nicht an eine Abschaffung der Geschlechter, sondern an die der ärgerlichen, einschränkenden, hemmenden Besessenheit von der Geschlechtlichkeit. Es mag stimmen, daß die Geschlechtlichkeit am Anfang der Gesellschaft stand, daß die erste Gesellschaft auf dem von Geschlechtlichkeit bestimmten Familienverband ruhte, daß der erste Staat aus einem Zusammenschluß von Blutsverwandten entstand, daß

die ersten Gesetze sexuelle Tabus waren. Bis vor wenigen Jahren bedeutete Moral regelgetreues Geschlechtsleben. Noch vor kurzem bestand das Hauptinteresse und Bestreben eines Durchschnittsmannes darin, eine Frau zu ehelichen und über sie und ihre Kinder zu herrschen, und die Hauptsorge einer Frau, einen Mann zu finden, der das tat. So spielte sich das ab, so war das Leben. Und die eifersüchtige Verfolgung dieses Anspruchs bildete den wesentlichsten Antrieb der Welt. Sie haben eben behauptet, Kahn, daß sexuelle Liebe der Weg war, der uns aus der Ichverfallenheit herausführte, aber ich sage Ihnen, daß sie uns bisher in die enge Beschränkung der Zweisamkeit gedrängt hat... All das mag notwendig gewesen sein, ist es nun aber nicht mehr. All das hat sich geändert und ändert sich weiterhin sehr rasch. Ihre Zukunft als Frau, Rachel, verschwindet allmählich."

„Karenin“, fragte Rachel Borken, „meinen Sie damit, daß wir Frauen zu Männern werden sollen?“

„Männer und Frauen sollen zu Menschen werden.“

„Sie wollen die Weiblichkeit abschaffen? Aber hören sie, Karenin! Da steht mehr auf dem Spiel als Geschlechtlichkeit. Abgesehen davon sind wir auch anders veranlagt als ihr. Wir stehen dem Leben anders gegenüber. Sie mögen außer acht lassen, Karenin, daß wir - weiblichen Geschlechts sind, aber wir bleiben eine andere Art Mensch mit anderen Aufgaben. In mancher Hinsicht sind wir erstaunlich zweitrangig. Ich bin hier wegen meines Organisationstalentes, und Edith wegen ihren ruhigen, geschickten Hände. Das ändert nichts an der Tatsache, daß fast die gesamte Wissenschaft von Männern stammt. Das ändert nichts daran, daß Männer in so überwiegendem Maß das Geschehen bestimmen, daß man beinahe eine vollständige Weltgeschichte schreiben könnte, ohne den Namen einer Frau zu erwähnen. Andererseits haben wir die Gabe der Aufopferung, der Inspiration, eine besondere Fähigkeit, schöne Dinge wirklich zu lieben, eine Achtung vor dem Leben und einen seltsam scharfen Blick für das Verhalten unserer Mitmenschen. Sie wissen, an uns gemessen, sind Männer für die letzten beiden Dinge blind. Dabei sind sie ratlos — und unbeständig. Wir sind ausdauernd. Wir werden vielleicht nie die großen Perspektiven entwerfen oder neue Wege finden, aber gibt es für uns in Zukunft nichts zu bestätigen, zu bewahren und zu helfen? Eine Aufgabe, die ebenso wichtig ist wie die eure? Von gleicher Bedeutung? Wir erhalten die Welt, Karenin, die ihr aufgebaut haben

mögt."

„Sie wissen recht gut, Rachel, daß ich derselben Meinung bin. Ich denke nicht an eine Abschaffung der Frau. Was ich ausgetilgt sehen möchte, ist — die Heroine, die geschlechtliche Heroine, die Frau, deren Stütze die Eifersucht ist und deren Streben der Beherrschung gilt. Es sollte die Frau nicht mehr geben, die als Preis gewonnen werden kann, die man als kostbaren Schatz einschließt. Und da unten stellt sich die Heroine noch wie eine Göttin zur Schau."

„In Amerika", sagte Edwards, „Fechten Männer wegen Frauen Duelle aus und veranstalten Wettkämpfe vor Schönheitsköniginnen."

„Ich sah in Lahore eine wunderschöne junge Frau", erzählte Kahn, „sie saß wie eine Gottheit unter einem goldenen Baldachin, und vornehme Männer, bewaffnet und bekleidet wie auf alten Bildern, saßen ihr zu Füßen, um ihr ihre Ergebenheit zu bezeigen. Und sie erstrebten nur ihre Erlaubnis, für sie kämpfen zu dürfen."

„Das ist ein typisch männliches Verhalten", stellte Edith Haydon fest.

„Ich würde sagen", rief Edwards, „daß die Phantasie der Männer mehr auf Geschlechtlichkeit konzentriert war als das ganze Wesen der Frau. Welche Frau würde so etwas tun? Frauen lassen das über sich ergehen oder ziehen Vorteile daraus."

„Es gibt kein Übel zwischen Männern und Frauen", sagte Karenin, „das nicht ein gemeinsames Übel wäre. Ihr Dichter, Kahn, verwandelt mit euren Liebesliedern das schöne Gefühl der Partnerschaft in eine auf die Frau konzentrierte Leidenschaft. Aber in den Frauen, in manchen von ihnen, ist etwas vorhanden, das auf diese Herausforderung anspricht; sie erliegen einer merkwürdigen ichtbefangenen Selbstschmeichelei. Sie werden zu Sklavinnen ihrer eigenen Raffinesse. Sie entwickeln und entfalten sich, wie es ein Mann kaum je tun würde. Sie erwarten goldene Baldachine. Und selbst wenn sie dagegen zu protestieren scheinen, verfolgen sie damit vielleicht dasselbe Ziel. Ich habe in alten Zeitungen über die Emanzipationsbewegung der Frauen nachgelesen, die vor der Entdeckung der Atomenergie in Gang war. Sie entstand aus dem Wunsch, den Beschränkungen und der Unfreiheit ihres Geschlechts zu entrinnen, und endete in einer überhitzten Bejahung der sexuellen Eigenart und stärkeren Betonung des Weiblichen als je zuvor. Helene von Holloway war in ihrer Art schließlich ein ebenso großes Ärgernis wie die griechische Helena, und solange Sie sich nur als Frau sehen"

— er deutete mit dem Finger auf Rachel Borken — „statt als vernunftbegabtes Wesen, werden Sie in Gefahr sein, es Helena gleichzutun. Sich als Frau zu sehen, schließt die Beziehung zum Mann ein. Das ist die notwendige Folge daraus, die Sie nicht vermeiden können. Sie müssen lernen - um unsererwillen und auch um ihretwillen - sich an der Sonne und den Sternen zu orientieren. Sie müssen aufhören, unser Abenteuer zu sein, Rachel, und mit uns zu gemeinsamen Abenteuern aufbrechen...

Er wies mit einer Handbewegung auf den tiefblauen Himmel über den Bergspitzen.

## 8

„Zu diesen Fragen“, sagte Karenin, „wird uns die Forschung demnächst Antwort liefern. Während wir hier sitzen und uns müßig und oberflächlich darüber unterhalten, was nötig wäre und was sein kann, arbeiten Hunderte von scharfsinnigen Männern und Frauen nüchtern und zuverlässig an diesem Problem, nur aus Liebe zur Erkenntnis. Die nächsten Wissenschaften, die jetzt große Ernten erwarten lassen, werden Psychologie und Physiologie sein. Jene Verwirrungen in der Beziehung zwischen Mann und Frau und jene Schwierigkeiten mit dem starrsinnigen Geltungsbedürfnis sind zeitgebundene Störfaktoren, die Kernfragen der jetzigen Epoche. Überraschend werden sich alle diese Unstimmigkeiten, die so unabänderlich erscheinen, und alle diese Widersprüche auflösen. Wir werden unsere Körper und körperlichen Bedürfnisse und persönlichen Verhaltensweisen mit derselben Kühnheit formen, wie wir jetzt beginnen, Stollen in Berge zu treiben, die Meere einzudämmen und die Richtung der Winde zu verändern.“

„Das ist die nächste Welle“, sagte Fowler, der auf die Terrasse gekommen war und still hinter Karenins Lehnstuhl Platz genommen hatte.

„Früher“, stellte Edwards fest, „waren die Menschen natürlich an ihre Stadt oder ihr Land gebunden, an das Haus, das sie besaßen, oder die Arbeit, die sie verrichteten...“

„Ich sehe für die Selbsterziehung des Menschen keine letzte Grenze“, meinte Karenin.

„Es gibt keine“, bestätigte Fowler, während er zur Terrassenbrüstung ging und sich darauf niederließ, Karenin gegenüber, so daß er sein Gesicht sehen konnte. „Es gibt weder eine absolute Grenze für das Wissen, noch die Fähigkeiten... Ich hoffe, das Gespräch ermüdet Sie nicht zu sehr.“

„Es interessiert mich“, sagte Karenin. „Vermutlich wird es bald keine Müdigkeit mehr geben. Demnächst wird man uns wohl etwas verabreichen, was die Folgen der Ermattung sogleich vertreibt und unsere erschlafften Gewebe fast augenblicklich wieder fit macht. Diese alte Maschine, unser Körper, wird vielleicht dazu gebracht werden, unaufhörlich und ohne Pause zu laufen.“

„Das ist denkbar, Karenin, aber bis dahin müssen wir noch viel lernen.“

„Und alle diese Stunden, die wir mit Verdauung und lahmen Lebensgeistern verbringen, glauben Sie nicht, daß auch diese auf irgendeine Weise aktiviert werden können?“

Fowler nickte zustimmend.

„Und dann der Schlaf. Als die Menschen mit den strahlenden Lampen in ihren Städten und Häusern die Nacht vertrieben — und das geschah vor kaum hundert Jahren — fingen sie in der Folge an, sich über diese acht nutzlos verbrachten Stunden zu ärgern. Sollten wir nicht in Zukunft eine Tablette nehmen oder uns in irgendein Kraftfeld betten, das uns befähigt, mit einer Stunde Schlaf auszukommen und uns dann erfrischt zu erheben?“

„Frobisher und Ameer Ali haben in dieser Hinsicht schon manches erreicht.“

„Und dann die Beschwerden des Alters und die organischen Leiden, die mit den Jahren auftreten, man schiebt sie immer weiter hinaus und verlängert unablässig die Jahre zwischen den leidenschaftlichen Stürmen der Jugend und den Beschränkungen der Altersschwäche. Der Mensch, der bisher siech wurde und starb, geradeso wie seine Zähne zugrunde gingen, sieht nun noch eine ständig wachsende, ständig erfülltere Reihe von Jahren vor sich. Und alle seine Körperteile, die ihm einst zu schaffen machten, die verkümmerten Strukturen und unzuverlässigen Organe, weiß man nun immer besser zu behandeln. Man bearbeitet den Körper und verleiht ihm eine neue und makellose Gestalt. Die Psychologen lernen, unser Denken zu beeinflussen, unsere Komplexe, die dem Denken und Handeln

abträglich sind, zu vermindern und zu beseitigen, uns von Spannungen zu befreien und für höhere Ideen empfänglich zu machen. So werden wir ständig besser befähigt weiterzugeben, was wir gelernt haben, und es für die Zukunft zu bewahren. Die Menschheit, die menschliche Weisheit und Wissenschaft gewinnt ständig an Macht, um das Einzelindividuum ihren Zielen anzupassen. Habe ich recht?"

Fowler bestätigte das, und eine Weile lang erzählte er Karenin von den neuen Forschungen, die in Indien und Rußland im Gange waren.

„Und wie steht es mit der Vererbung?" fragte Karenin.

Fowler unterrichtete ihn über die umfangreichen Forschungsergebnisse, die der geniale Wissenschaftler von Tchen gesammelt und geordnet hatte. Er hatte erstmalig klar die Vererbungsgesetze formuliert und beschrieben, wie das Geschlecht der Kinder, ihr Charakter und vieles vom elterlichen Erbe bestimmt werden konnte.

„Das kann er tatsächlich — ?"

„Es ist bisher sozusagen nur ein Triumph im Laboratorium", sagte Fowler, „aber demnächst wird es auch in der Praxis möglich sein."

„Da sehen Sie", wandte sich Karenin lachend an Kachel und Edith, „während wir hier über Männer und Frauen theoretisiert haben, erwirbt die Wissenschaft die Fähigkeit, diesen Disput überflüssig zu machen. Wenn die Frauen überhand nehmen, reduzieren wir sie zu einer Minderheit, und wenn wir gewisse Arten von Männern und Frauen nicht schätzen, wird es sie nicht mehr geben. Dieser alte Körper, diese Beschränkung durch das Animalische, all dieses unabwendbar erscheinende Erbe fällt vom menschlichen Geist ab wie die vertrocknete Puppenhülle vom vollentwickelten Insekt. Und ich meinerseits, wenn ich von diesen Dingen höre, fühle mich auch so — wie ein noch feuchter, eben ausgeschlüpfter Falter, der seine Flügel nicht auszubreiten wagt. Denn wohin führt uns das alles?"

„Über das Menschsein hinaus", sagte Kahn.

„Nein", widersprach Karenin. „Wir können noch immer fest auf dem Erdboden stehen, dem wir entstammen. Aber die Luft ist nicht länger ein Gefängnis für uns, dieser runde Planet fesselt uns nicht länger wie die Eisenkugel einen Galeerensklaven..."

Bald werden die Menschen wissen, wie man mit der hemmenden Gravitation fertig wird, mit den wechselnden Druckverhältnissen, der ungewohnten Verdünnung der Luft, und alles, was uns bisher am

Weltraum fremd und unheimlich war, wird von dieser Erde aus erforscht werden. Diese Kugel wird uns nicht länger genügen, unser Geist wird über sie hinausgreifen. .. Sehen Sie es denn nicht vor sich, wie so ein kleines Luftschiff glitzernd in den Himmel steigt, aufleuchtend höher und höher, bis das Blau es verschluckt. Sie mögen erfolgreich sein da oben; sie mögen zugrunde gehen, aber andere Menschen werden ihnen folgen... Es ist, als hätte sich ein großes Fenster geöffnet", sagte Karenin...

9

Als der Abend anbrach, stiegen Karenin und die um ihn Versammelten auf das Dach des Gebäudes hinauf, um den Untergang der Sonne und das Bergglühen und das Verdämmern des Abendrots besser beobachten zu können. Zwei Ärzte aus den Laboratorien schlossen sich ihnen an, und später brachte eine Schwester Karenin in einer zarten Glasschale ein Stärkungsmittel. Der Abend war windstill und wolkenlos, und fern im Norden blinkten zwei Doppeldecker auf ihrem Weg zu den Observatorien auf dem Mount Everest, der dreihundert Kilometer entfernt im Osten über die Bergketten emporragte. Die kleine Gruppe blickte ihnen nach, wie sie über das Gebirge hinzogen und im Blau verschwanden, und unterhielt sich dann eine Weile über die Tätigkeit des Observatoriums. Von da ging das Gespräch zur weltweiten Forschungsarbeit über, und Karenins Gedanken kehrten wieder zum allgemeinen Geist der Welt und der großen Zukunft zurück, die sich der Vorstellungskraft des Menschen eröffnete. Er stellte den Ärzten viele Detailfragen über die Möglichkeiten ihrer Wissenschaft, und was er darauf zur Antwort bekam, fand er höchst interessant und erregend.

Während dieses Gesprächs berührte die Sonne die Bergspitzen, wurde sehr rasch zu einer feurigen eingekerbten Halbkugel lodernder Glut und versank.

Geblendet von den letzten Strahlen schirmte Karenin seine Augen mit der Hand ab und verstummte.

Plötzlich hob er den Kopf.

„Was ist?“ fragte Rachel Borken.



„Ich hatte vergessen“, sagte er.

„Was hatten Sie vergessen?“

„Die morgige Operation. Die Gegenwart hat mich so gefangengenommen, daß ich beinahe auf diesen Markus Karenin vergaß, der sich morgen Ihrem Messer unterwerfen muß, Fowler, und der höchst wahrscheinlich sterben wird.“ Er hob seine runzelige Hand.

„Aber das ist belanglos, Fowler, es bedeutet selbst für mich kaum etwas. Denn wer ist schon dieser Karenin, der hier saß und sprach; war es nicht eher der allgemeine Geist, Fowler, der sich hier unter uns umtat? Sie und ich und all die anderen haben Gedanken an Gedanken gereiht, aber die Fäden haben weder Sie noch ich gezogen. In uns allen steckt die Wahrheit; wenn der einzelne sich zur Prüfung und Klärung in Selbstverwirklichung durchgerungen hat, ist seine Rolle zu Ende. Ich fühle mich, als hätte ich bereits dieses kleine Gefäß, diesen Markus Karenin verlassen, das mich in meiner Jugend so fest und unablässig einengte. Ihre Schönheit, liebe Edith, Ihre breite Stirn, liebe Rachel, und Sie, Fowler, mit Ihren zuverlässigen geschickten Händen, das alles bedeutet mir fast ebensoviel wie diese meine Hand auf der Seitenlehne meines Sessels, oder ebensowenig. Und dieser nach Kenntnissen strebende, zu Taten entschlossene Geist, dieser Geist, der in uns lebt und heute gesprochen hat, lebt in Athen, in Florenz, lebt weiter, das weiß ich, für immer...

Und du, alte Sonne, die du mit deinem flammenden Strahl die armen Augen dieses Markus Karenin zum letzten Mal geblendet hast, hüte dich vor mir! Du glaubst, ich sterbe — und in Wirklichkeit ziehe ich nur ein neues Gewand an, um an dich heranzukommen. Ich habe dir Zehntausende von Jahren gedroht, und bald, ich warne dich, werde ich kommen. Wenn ich gänzlich freigeworden bin und meine Verkleidung abgelegt habe. Sehr bald, alte Sonne, werde ich mich jetzt auf dich stürzen, und ich werde dich erreichen, meinen Fuß auf dein fleckiges Antlitz setzen und dich bei deinen feurigen Locken packen. Mit dem ersten Schritt werde ich auf dem Mond sein, und dann werde ich dich mit einem Sprung erhaschen. Ich habe schon früher zu dir gesprochen, alte Sonne, wohl viele Millionen Male, und nun beginne ich mich zu erinnern. Ja — vor langer, langer Zeit, bevor ich Tausende von Generationen hinter mir gelassen hatte, die nun Staub und vergessen sind, war ich ein haariger Wilder und streckte meine Hand nach dir aus — ich erinnere mich ganz deutlich! — und sah dich in meinem

Netz. Hast du das vergessen, alte Sonne?...

Du alte Sonne, jetzt entringe ich mich der Begrenztheit des Individuums, die meine Kraft so lange zersplittert hat. Ich lenke meine Milliarden von Ideen in die Wissenschaft und meinen milliardenfachen Willen auf ein gemeinsames Ziel. Du magst dich noch so verstohlen hinter den Bergen vor mir verbergen...

## 10

Karenin wünschte sich, noch eine kleine Weile allein vor sich hinzuträumen bevor er in sein Zimmer zurückkehrte, wo er schlafen sollte. Er bekam ein Mittel gegen die Schmerzen, die ihn zu quälen begannen, und, in warme Pelze gehüllt, denn bittere Kälte erfaßte allmählich alles ringsherum, blieb er allein zurück und saß hier lange, bis die Abenddämmerung der Dunkelheit der Nacht wich.

Den Wärtern, die ihn unauffällig zu beobachten hatten, falls er irgendwelche Hilfe benötigte, erschien es, als versinke er in tiefes Sinnen.

Die weißen, rötlich schimmernden Gipfel vor dem goldenen Himmel schwanden in kalte blaue Ferne, glühten nochmals auf und verblaßten wieder, und die flammenden Fackeln der indischen Sterne, die selbst der Mond nicht gänzlich überstrahlen kann, begannen ihre nächtliche Wacht. Dann ging der Mond im Osten hinter der hochragenden Wand dunkler Bergspitzen auf, und lange, bevor er über sie emporgestiegen war, füllten seine schrägen Strahlen die tiefen Klüfte mit hellen Nebelschwaden und verwandelten die Türme und Zacken des Lio Poryul in ein geheimnisvolles Traumschloß strahlender Wunder. ..

Eine Flut geisterhaften Lichts strömte über die Felsgrate, und dann löste sich der Mond von ihnen wie ein praller Ballon und schwebte frei in den unermeßlichen dunklen Himmel hinauf...

Nun erhob sich Karenin, ging die paar Schritte zur Brüstung und starrte eine Weile zu diesem großen silbernen Rund hinauf, dieser leuchtenden Scheibe, die zwangsläufig der Menschheit erste Eroberung im Weltraum werden mußte...

Dann wandte er sich um und betrachtete, die Hände auf dem Rücken verschränkt, die nördlichen Sterne...

Schließlich ging er in sein Zimmer. Dort legte er sich ins Bett und schlief friedlich bis zum Morgen. Zu früher Stunde kamen sie, leiteten die Narkose ein und führten die Operation durch.

Sie war erfolgreich, aber Karenin war schwach und bedurfte strenger Bettruhe; und etwa sieben Tage später löste sich ein Blutgerinnsel von der verheilten Wunde, wanderte zum Herzen, und mitten in der Nacht ereilte Karenin plötzlich der Tod.